Thaer
2325 a

Univ.-Bibl.
Giessen

A. P. Thayer.

2325

A. P. Thaer.
K 1
3
(a)

Möglinsche

Annalen der Landwirthschaft,

herausgegeben

von

den Lehrern des Instituts

unter Leitung

des

Herrn Staats-Raths Thaer.

Dritter Band.

Berlin, bei August Rücker.

1819.

Geschichte der Entdeckungen

von

den Zeiten des Alterthums

bis

zum Schluss des 18ten Jahrhunderts.

Dritter Band.

Inhalt.

Seite

Vorrede. I

I. Beiträge zur Kenntniß der Westfälischen Landwirthschaft von dem Regierungsrath Schwerz. Dritter Beitrag. Zustand des Ackerbaues in den Grafschaften Tecklenburg und Lingen. 1

II. Vierter Beitrag. Zustand des Ackerbaues in dem Fürstenthum Münster auf Thon- oder Kleiboden. 34

III. Landwirthschaftliche Bemerkungen eines Reisenden. 120

IV. ~~Ueber~~ J. G. Koppe Revision der Ackerbau-Systeme. 174

V. Ueber das Kreutzen bei solchen Merino-Stämmen, die in ihrer Art schon hochedel und constant sind. 237

VI. Ueber die bösartige Klauenseuche der Schaafe. 245

VII. Nachricht von dem landwirthschaftlichen Jahre 1818 und dem Ertrag der Ernte im Regierungs-Bezirk Münster. 273

VIII. Literatur. 321

IX. Ueber den jetzigen Standpunkt der Theorie und Praxis des Mergelns besonders im nordöstlichen Deutschland. 387

Seite

X. Der Landbau in einer sehr unfruchtbaren Gegend. ; ; ; ; 419

XI. Ueber landwirthschaftliche Lehranstalten im allgemeinen und über die zu Möglin insbesondere. 449

XII. Zeitpacht, Erbpacht und ganz freies Eigenthum in ihren Folgen auf Bewirthschaftung und Ertrag eines Landguts. ; ; 463

XIII. Ueber Theilungen des Grundeigenthums. 474

XIV. Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der feinwolligen Schaafzucht in Deutschland. ; 487

XV, Ueber Kartoffeln-Branntweinbrennerei. Veranlaßt durch die Anfrage S. 298 dieses Bandes. 564

XVI. Beantwortung der Frage über eine neue Art die Schaafe zu zeichnen. ; ; 578

XVII. Anfragen, Quartals-Bericht, wie auch Nachricht wegen des Verkaufs aus der Mögliner Stammschäferei. 298 302 313 315 581

Vorwort,

besonders an die Herren Correspondenten dieser Annalen und an meine Freunde.

Neben der Förderung und Verbreitung der Wissenschaft und Kunst unseres Faches ist es immer der Zweck dieser Annalen gewesen, Nachrichten mitzutheilen, die auf das Gewerbe unmittelbar, besonders auf den Kauf und Verkauf der Produkte, Bezug haben. Dieser Zweck ward, zum bedeutenden Vortheile des

landwirthschaftlichen Gewerbes, durch die in den Jahren 1799 bis 1804 von mir reduzirten und herausgegebenen Annalen der Niedersächsischen Landwirthschaft wirklich erreicht, wie in dem eigentlichen Bezirk dieser Zeitschrift nicht blos von weiterhin aussehenden Producenten, sondern auch von Speculanten anerkannt war. Bei meinen in der Realschul-Buchhandlung herausgekommenen beiden Folgen der Annalen, wo er ebenfalls vorwalten sollte, ward er aber verfehlt, weil die Stücke nicht ordentlich herauskamen und der Eingang der Nachrichten damit nicht Takt hielt; wozu denn seit 1806 die Störung aller Correspondenz und auch fortdaurend eine so große Erschwerung derselben hinzukam, daß dieser Zweck ganz aufgegeben werden mußte. In der That hat aber die gehörige Communication bei einer monatlich herauskommenden Zeitschrift, die doch nicht Zeitungsmäßig gedruckt und ausgegeben werden kann und nicht ausschließlich dazu

bestimmt ist, sehr große Schwierigkeiten. Deshalb haben wir jetzt die Quartals-Ausgabe gewählt, die aber auf den Tag, nämlich den 15ten Januar, April, Julius und October pünktlich erfolgen soll. Unsre Herren Correspondenten können also versichert seyn, daß von den Nachrichten, welche auf den leicht zu merkenden Terminen vor Weinachten, Ende März, Johannis und Michaelis hier einlaufen, für das nächste Stück Gebrauch gemacht werden wird und daß sie nicht veralten und dadurch unbrauchbar werden sollen. Sie werden adressirt an die Rückersche Buchhandlung

zu Berlin

Möglinsche Annalen

betreffend

Wenn denselben etwas, nicht auf den Quartals-Bericht unmittelbar Bezug habendes, beigelegt wäre, so bitten wir, es doch auf besondre

Blätter zu schreiben, überhaupt aber stärkere Pakete, die nur mit der fahrenden Post, also langsamer gehen, hierbei zu vermeiden.

Die zu diesem Behuf uns mitgetheilten Nachrichten wünschen wir möglichst kurz, gedrängt und nicht in der Form eines für sich bestehenden Aufsatzes. Denn es ist die Sache der Redaction, sie in einem solchen höchstens auf 2 Bogen concentrirt zusammen zu fassen. Ausführlichere Bemerkungen und Betrachtungen über die landwirthschaftlichen Zeit-Ereignisse werden uns zwar sehr willkommen seyn, möchten aber in diesen Quartals-Berichten keinen Platz finden.

Wir wünschen diese Nachrichten aus allen zwischen der Oder und dem Rhein im 51sten bis 54sten Grade gelegenen Ländern und allen Provinzen des Preußischen Reichs, hauptsächlich aber aus der Nachbarschaft der Haupt-Märkte für landwirthschaftliche Produkte, zu haben. Gelegentlich werden sie uns

auch aus den durch die Nord- und Ost-See in naher Handels-Verbindung stehenden Ländern willkommen seyn.

Es kann sich diese Correspondenz nur allmählig organisiren und man muß in diesem Stücke und vielleicht in dem nächsten Jahrgange noch nichts in der Vollständigkeit erwarten, die wir diesen Berichten in der Folge zu geben hoffen. Ich darf mich auf alle diejenigen, welche an der Beförderung des landwirthschaftlichen Interesses — welches im ganzen nördlichen Europa in naher Verbindung stehet — Antheil nehmen, so wie auf alle meine Schüler, Freunde und Gönner verlassen, daß sie uns zur Organisirung einer solchen Correspondenz mittelst dieser Annalen immer mehr behülflich seyn werden, wenn sie die Wichtigkeit und Ausführbarkeit des Zwecks einsehen. Diejenigen, welche als regulaire Correspondenten in dieser Beziehung mit uns wirklich in Verbindung treten, erhalten die Annalen un-

entgeldlich, nach ihrer Bestimmung durch die Post, aber unfrankirt, oder durch Buchhandlungen zugeschickt.

Die Gegenstände, worüber wir Behufs des Quartal-Berichts Nachrichten zu erhalten wünschen, sind nach den Jahreszeiten und Orten verschieden und es werden nur solche berührt, worüber sich zu der Zeit und an dem Orte etwas sagen läßt. Die Hauptartikel sind ungefähr folgende:

1) Ungewöhnliche, auffallende und bedeutende Einwirkung habende Witterungs-Ereignisse.

2) Gegenwärtiger Zustand der Saaten und Früchte, Erwartungen, die sie geben.

3) Uebersicht ihres eingeernteten Ertrages im Allgemeinen oder unter besonderen Umständen und Localitäten.

4) Eingetretenes oder erwartetes Steigen oder Fallen der Preise, sowohl der allgemein verbreiteten Hauptfrüchte, als der

in den Großhandel kommenden besondern Früchte, wenn letztere in einer Gegend stark zur Ausfuhr angebauet werden.

5) Ergiebigkeit der Wiesen, Weiden und Futterkräuter.

6) Zustand des Viehes aller Art. Verbreitete Krankheiten desselben.

7) Preise des lebendigen Viehes in dem Fall, daß eine merkliche Aenderung damit eintritt.

8) Thierische Producte: ihr mehreres oder minderes Erzeugniß; fallende oder steigende Preise; Handelsgang mit selbigen, wenn sie ausgeführt werden. Aus Schaaf-Gegenden besonders das die Schafereien Betreffende.

9) Landwirthschaftliche Fabrikate: Branntwein, Leinen u. s. w.

10) Landwirthschaft unmittelbar oder mittelbar betreffende Gesetzgebung und Polizei; ihr Einfluß auf das Gewerbe.

11) Bemerkte Abänderung in den Sitten und Gebräuchen der Landleute.

12) Erhöhung oder Verminderung der Wirthschaftskosten. (Die Artikel 10, 11 und 12 werden sich jedoch nur in dem Falle, daß sie eine starke und plötzliche Einwirkung auf das Gewerbe äußern, für den Quartalsbericht, sonst aber zu besonderen Aufsätzen eignen.)

Einige besondere Fragen, die wir für das nächste Stück von unseren Herrn Correspondenten kurz beantwortet wünschen, werden wir am Schlusse eines Stücks jedesmal hinzufügen.

Was die übrigen Mittheilungen zum Abdruck in die Annalen betrifft, so ist es aus dem bisherigen Inhalte derselben bekannt, in welcher Art wir sie wünschen und aufnehmen. Gründliche Beschreibungen ausgezeichneter Wirthschaften und Culturanten, entweder in ganzen Gegenden oder auf einzelnen Gütern,

aber mit einer klaren Ansicht aller Verhältnisse, die auf ihre Begründung Bezug haben, sind uns immer sehr annehmlich, da wir sie für das Instructivste halten, was ein denkender praktischer Landwirth lesen kann. Klar und wahr erzählte Beobachtungen, noch mehr aber angestellte, vorzüglich comparative Versuche aus dem ganzen Gebiete der Landwirthschaft; mißlungene Proben; Schwierigkeiten bei der Ausführung gewisser Methoden und Operationen, die man überwunden oder denen man untergelegen hat — Alles aber mit genauer Angabe aller einwirkenden constanten Umstände und Zufälligkeiten — Vorschläge noch unversuchter Dinge und Mittel, die sich aber auf die Analogie anerkannter Erfahrung gründen — aufgeworfene Fragen über Gegenstände, die noch nicht oder nicht gründlich genug untersucht worden, die aber logisch richtig gestellt seyn müssen und nicht die Unmöglichkeit der Beantwortung in sich selbst enthalten — werden uns

sehr schätzbar seyn. Theorien die sich auf Calcul, oder auf anerkannte Grundsätze der Naturkunde gründen, werden wir ehrenvoll aufnehmen, wenn sie über die Erscheinungen, die wir beim Landbau beobachten, mehreres Licht verbreiten und einen Standpunkt angeben, von wo aus wir die Verbindung der isolirten Wahrnehmungen klarer übersehen, sie ordnen und auf höhere Principien zurückführen können. Erzeugnisse einer durch die sogenannte Naturphilosophie aufgeregten Phantasie, wovon wir neuerlich eine Probe erhielten, müssen wir verbitten, da sie den nüchternen Sinn, der dem Landbauer so nöthig ist, nur betäuben könnten; es sey denn, daß sie ganz in poetischer Form dargestellt wären und das Gemüth erfreueten, ohne den Verstand zu benebeln, wie etwa zu seiner Zeit Darwins Gedicht. Lieblosen Tadel und die Persönlichkeit treffende Angriffe verdienter Männer und ihrer Einrichtungen werden wir ferner zurückweisen, wie wir

es schon oft zu thun, leider! Gelegenheit hatten. Freimüthiges Urtheil aber über dem Publikum vorgetragene Meinungen und Behauptungen werden wir uns und unsern geehrten Mitarbeitern, von denen wir nur Begründetes erwarten können, unbedingt gestatten; zumal da es diese Zeitschrift sich zur besonderen Pflicht machen soll, zu verhüten, daß die für unser Fach gewonnenen klaren Ansichten getrübet und die Sprachen bei der Construction unserer Wissenschaft verwirret werden. Wir werden deshalb kritische Anzeigen und Beurtheilungen, nicht nur besonderer neuer Bücher, sondern auch einzelner Aufsätze aus andern Zeitschriften und Sammlungen aufnehmen, wenn diese bedeutend genug sind, um den jetzigen Standpunkt unserer Kenntnisse auf irgend einer Seite zu afficiren. Wenn wir uns gleich nicht auf die Anzeige jedes neuen Buches einlassen können — wozu keiner unserer Mitarbeiter die Zeit hat — so werden wir doch vom Jahre

1819 an eine Uebersicht der neuesten landwirthschaftlichen Literatur in allen ihren Zweigen geben und Behufs derselben Mittheilungen gern annehmen. Bücher, welche durch Buchhändler-Gelegenheit an die Redaction eingesandt werden, sollen im nächsten Stücke wenigstens kurz angezeigt werden.

Gewisse Materien, die seit einiger Zeit ein vorzügliches Interesse erregt haben, scheinen vorerst erschöpft, z. B. die über die Acker-Systeme im Allgemeinen und in Abstracto. Mit ihrer Modification und Anwendung auf concrete Wirthschaften und bestimmte Oertlichkeiten ist es etwas anderes. Hierüber sind die Erfahrungen gegenwärtig erst an vielen Orten zur Reife gekommen und jede wahrhafte Mittheilung derselben ist instructiv und verdienstlich. Aber der Streit über die allgemeinen Vorzüge des einen oder des andern, wobei jeder sich verschiedene Verhältnisse denkt, auf welche sie angewandt werden sollen, mögte nun, nachdem

so Vieles darüber gesagt worden, eben so unfruchtbar an Resultaten werden, wie der Streit über die Form der Staats-Constitutionen, womit jetzt alle politische Zeitschriften angefüllt sind — ein Vergleich, worauf mich die Vergleichung des Herrn von Kotzebue der von mir empfohlenen Ackerwerkzeuge mit diesen Constitutionen und seines rohen, mit Steinen überhäuften estländischen Ackers, mit dem menschlichen Herzen, führt.

Es scheuen sich wohl manche gute Köpfe, mit scharfsinnigen Gedanken öffentlich hervorzutreten. Wenn sie auf keine ungewöhnliche Thatsachen — die wir durch den Namen des Beobachters doch immer gestempelt wünschen — Bezug nehmen, sondern nur Reflexionen über anerkannte und nichts Beleidigendes enthalten; so verlangen wir nicht, daß der Einsender sich nenne, wenn er nur die Addresse angiebt, unter welcher er Antwort erwartet.

Die für diese Annalen eingesandten an die

Verlagshandlung zu addressirenden Aufsätze sollen, wenn sie nicht aufgenommen werden können, baldmöglichst zurückgesandt werden. Unter den aufzunehmenden findet eine Priorität beim Abdruck statt, wenn nicht das besondere temporaire Interesse, welches ein solcher hat, eine Ausnahme erfordert. Die Herausgeber beobachten jene bei ihren eignen Aufsätzen. Ein Aufschub des Abdrucks wird also Niemand befremden. Stärkere Abhandlungen werden oft getheilt werden müssen, da Mannigfaltigkeit in jedem Stücke eines Journals verlangt wird *).

---

*) Das Honorar, welches ohne besonders darüber getroffenen Vergleich zu 7 Thaler Preuß. Courant oder in Friedrichsd'or à 5 Rthl. 12 gGr. für den Bogen bestimmt ist, verpflichte ich mich sogleich, nach dem Abdruck, auf eine mir hier präsentirte Anweisung zu zahlen oder durch eine jede mir namhaft gemachte solide Buchhandlung zahlen zu lassen.

Der Verleger August Rücker.

Ad vocem Mannigfaltigkeit fällt mir doch ein Tadel ein, der den Annalen häufig gemacht seyn soll, daß sie diese nicht hinreichend enthielten. Wenn von Mannigfaltigkeit der Ueberschriften die Rede ist, so gestehe ich, daß sie darin andern Zeitschriften unsers Faches nachstehen. Aber Mannigfaltigkeit der Gegenstände und der Ideen? — ich wüßte nicht, wo sie größer seyn könnte und glaube, daß sie nur durch den gedrängten und geordneten Vortrag unserer Mitarbeiter in dem Maaße erreichbar ist.

Der Absatz dieser Annalen vom vorigen Jahrgange ist viel geringer gewesen, als ich es nach dem mir aller Orten her bezeigten Wunsche für die erneuerte Herausgabe derselben erwarten mußte. Die Ursach davon ist ohne Zweifel die, daß ihre Existenz, viel weniger ihr Inhalt, in manchen Gegenden gar nicht bekannt geworden ist. Deshalb ergehet meine Bitte an alle diejenigen, welche an meinem

ferneren Bestreben, unsere Kunst und Wissenschaft zu fördern und zu berichtigen, wahren Antheil nehmen, daß sie sich die Verbreitung und den Debit dieser Annalen angelegen seyn lassen wollen.

Möglin, den 1sten Januar 1819.

A. Thaer.

I.

Beiträge zur Kenntniß der Westfälischen Landwirthschaft.

Vierter Beitrag.

Zustand des Ackerbaues in den Grafschaften Tecklenburg und Lingen.

§. 1.

Lage und Boden.

Die Kette des Teuto- oder Deutschburger Waldgebirges, die durch ein Stück des Osnabrückschen gehet, die Grafschaft Ravensberg in zwei Theile theilet, das Lippesche begrenzt und das Fürstenthum Paderborn mitten durchstreift, nimmt in dem Lingen- und Tecklenburgischen ihren Ursprung. Da der Hauptbestand dieses Gebirges kalkartig ist, so haben seine Bewohner und Nachbaren sich dieses Vortheiles zu erfreuen. Der

Gebirgsrücken, der in dem Tecklenburgischen nicht viel mehr als einen langen Hügel bildet, ist nicht allein zu Holz und Schaafweide, sondern auch zu Land und dem besten aller Futterkräuter, der Esparsette, geeignet; wiewohl er bis jetzt zu alle dem wenig benutzt wird. Es ist wirklich eine Schande, wenn man einen von der Natur begünstigten Erdstrich in einem sehr bevölkerten Lande so sehr vernachlässiget siehet! Allein wo sind es die Gemeinplätze nicht, die, weilen sie allen angehören, niemand angehören? — In der Gegend von Lengerich wurde zwar schon vor einigen Jahren getheilt; da aber die Theilungs-Commissarien den unverzeihlichen Mißgriff thaten, die gemeine Viehhüte darauf bestehen zu lassen: so wurden ganz natürlich alle Holzpflanzungen, die man auf den getheilten Stücken anlegte, so wie alle andere Cultur, in ihrem Entstehen vernichtet. Seit einiger Zeit hat man dennoch angefangen die Hut aufzugeben, und das Holz kömmt langsam bei.

Das Land von beiden Seiten des Gebirgsrücken ist flach, und bildet besonders nach Süden und Westen eine unabsehbare Ebene, der es nur allzuoft an Wasserabzügen fehlt; daher im Winter ein großer Theil derselben eher einem Archipel, als einem festen Lande, gleich sieht, und aller Verkehr unter den Menschen gestört ist.

Der Sandboden ist bei weitem der vorherrschendste: seine Unterlage ist theils ocker- theils moorartig. Ueber der moorigen Unterlage friert die Krume leicht und zu großem Nachtheile auf. Uebrigens findet man hier auch sandigen Lehm; lehmigen Sand; Sand mit einer steinigten Lehmunterlage (guter Boden), Kley an dem Fuße eines Kalkgebirges (bei Nässe so wie bei trockner Zeit nicht zu bearbeiten, trägt kleine Gerste und mittelmäßigen Weitzen, vieler Regen ist diesem Boden zuträglich); Sand auf Sandstein; schwarzer Sand über weißem; rother mit Sand gemischter Lehm (vortrefflicher Boden in sanften Abhängen nach den Ufern der Düte); schwarzer Schiefer; Mergelsand; Moor u. s. w. Im ganzen zeigen die Produkte des Landes, daß sein Boden von der Natur nicht ist vernachlässiget worden.

§. 2.

Zustand der Cultur.

Wenn es gleich den Einwohnern dieser zwei kleinen Provinzen nicht an einem hohen Grade von Fleiße gebricht: so kann man doch nicht dasselbe von ihrer Intelligenz sagen. Die noch subsistirenden viele Brücher und Heiden (man kann sie wenigstens auf ein Viertel des Ganzen anschlagen), der gänzliche Abgang an Communica-

tionswegen; der dadurch erschwerte Verkehr unter den Menschen; schlechtes Gespann; Abgang an Futter und andere mir unbekannte Ursachen äußern ihren nachtheiligen Einfluß. Im ganzen ist hier nur eine Cultur in Kleinem, und oft so sehr in Kleinem, daß alles durch die Arbeit muß erzwungen werden, und die Intelligenz weder Spielraum noch Kräfte hat, sich zu erheben. Ich verweise hierbei auf das, was ich über den Hanfbau hierüber sagen werde.

§. 3.

Gespannarbeit und Werkzeuge.

Da, wo man nur schlechtes Gespann hat und dieses Gespann noch schlechter füttert, hat man wohl Ursache 3—4 Pferde anzuspannen, wo ihrer zwei vor dem Pfluge zu viel wären. Wenn gleich die Gegend fast überall den Gebrauch der Ochsen verstattet, und Kühe dazu gebraucht werden könnten; so ist man doch zu stolz dazu, aber demüthig genug, um mit Rozinanten zu pflügen. Doch fängt man hier und dort an, sich der Kühe zu bedienen. Wird dieser Gebrauch unter den Kötern und Heuerlingen allgemein, so ist kein Zweifel, daß sich der Ackerbau in dieser Provinz heben werde. Der Acker dieser kleinen Leute wird dann zu rechter Zeit bestellt, die Kühe werden besser gehalten, mehr und besserer Dung gemacht

werden. Die Theilung der Marken wird nicht wenig zu dem Gebrauch der Kühe beitragen, und die Abschaffung der Spanndienste (gegen Entschädigung) wird die Pferde immer mehr und mehr entbehrlich machen.

Der Pflug, den man hier hat, ist dem im Mindenschen und Osnabrückschen gleich. Ein Vordergestelle mit ungleichen Rädern, ein festes gehöhltes Streichbrett und gehöhltes Pflugschaar. Man pflügt 3 – 5 Zoll tief. Die Walze ist nicht außer Gebrauch. Vor die Egge wird nur ein Pferd gespannt, und das ist vielleicht nicht das Beste was man thut. Die Tagesarbeit für einen Pflug ist ein Magdeburger Morgen; läßt man aber im Tagelohn umpflügen, so werden nur 120 Ruthen abgefertiget. Bei dem Pflügen mit 3—4 Pferden wird ein Führer genommen; bei zwei Pferden aber kann einer allein zurechtkommen.

Im Sommer werden die Pferde größtentheils mit Gras gefüttert, oder auf die Heide hinausgejagt. Da es an Heu fehlt, so werden sie im Winter mit geschnittenen ungedroschenen Hafer- auch Roggengarben gehalten. Gegen diese Garbenfütterung, die man so häufig in Westphalen, namentlich dem Paderbornschen, antrifft, wäre nichts einzuwenden, wenn nicht eine sehr ungleiche Fütterung daraus entstände. Dies Garbenhäcksel, in Vorrath angehäuft, kann nie

gehörig gemischt bleiben, indem die schweren Körner sich immer abwärts senken, und die Pferde daher nicht immer gleichviel davon erhalten. Die Knechte sollen zwar immer vor dem Fuße von Grund aus aufschuffeln; allein sind ihrer ein Paar, wovon jeder sein eigenes Gespann zu besorgen hat, so weiß man wie es geht. Dann haben die Halme in einem Jahre mehr, in dem andern weniger geladen; die Nahrhaftigkeit des Korn-Häckfels bleibt sich also nicht gleich. Mit einem Worte: die Pferde, wie mich aufmerksame Landwirthe versichert haben, leben dabei manchmal in Fülle und manchmal in Noth. Man weiß nicht genau, weder was ein Pferd erhält, noch was der Acker ertragen hat.

Daß ein tieferes Pflügen, und zwar mit einem Royolpfluge, da, wo es der Boden verträgt, von dem größten Nutzen sey, davon fand ich in der Grafschaft Lingen einen auffallenden Beweis. Ich sah 1816 auf einem Stücke, welches H. Kerstein zu Ibbenbüren baut, den prachtvollsten Roggen. Er hatte den Acker von einem armen Manne übernommen, der ihn so außer Stand gesetzt hatte, daß er nicht mehr tragen wollte, und der so von Quecken verwildert war, daß der Besitzer keinen Menschen auftreiben konnte, der ihn umpflügen wollte. Er stand ihn also an Kerstein ab, nur bedingte er sich noch eine

Haferärndte davon aus. Kerstein ließ den Acker einen guten Zoll tiefer als gewöhnlich pflügen, und der Hafer wurde besser, als der Mann je welchen auf dem Acker gewonnen hatte. Nach der Aerndte wurden die Stoppeln überdüngt, und darauf mit zwei Pflügen hintereinander oder doppelt tief gepflügt, etwas gegen die Regel, wie Kerstein selbst bemerkte. Er that es aber um sich der Quecken zu entledigen, und wirklich fand er den Acker rein und den Roggen darauf vortrefflich. Er hält überhaupt viel auf das Tiefpflügen auf seinem sandigen aber guten Boden. Da er Posthalter ist, und mehr Dung als seine Nachbaren hat; so mag er das auch wohl mit Vortheil thun.

§. 4.
Nutzvieh.

Das Hornvieh geht im Sommer auf Heide und Weide. Mittags und Abends wird's auf den Stall gebracht, wo man ihm etwas Gras oder Klee, und im Herbste Kohlblätter, Spörgel und Rübenlaub giebt. Im Winter hält man es mit Kaff, Kartoffeln, Rüben, Kohlstängel, Stroh; selten mit Heu. Die meisten füttern kalt, einige warm, arme Leute kochen. Sowohl grünes als trocknes Futter wird ungeschnitten vorgeworfen. Die Viehrace ist nur klein. Die

allergrößten Kühe mögen 250—300 Pfund wiegen. Die Versuche, dieselbe zu veredeln, die einige Landwirthe sich rühmen vorgenommen zu haben, sind mißlungen und mußten mißlingen, weil man nicht zugleich auf die Veredelung oder Vermehrung des Futters bedacht war und glaubte, mit dem Kreutzen allein sey's gethan. Vermuthlich hoffte man, ein einziger Sprung sollte schon die vollständige Metamorphose hervorbringen! — Man melkt die Kühe bei der Tracht so lange sie Milch geben wollen. Die Kälber werden getränkt; die Rinder mit anderthalb bis zwei Jahren zum Bullen gelassen.

Die Schaafe verdienen keiner Erwähnung. Sümpfe, Mangel an Heu, kahle Weideplätze, äußerst kleine Wirthschaften, Felder ohne Brache, alles widersetzt sich hier der Schafzucht. Man findet dennoch hier und dort kleine Heerden von 60—70, höchstens eine von 150 Stück. Sie scheeren nicht viel über ein Pfund Wolle, das 5—8 gGr. gilt. Der Preis eines Hammels ist anderthalb Thaler, wenn er angefüttert ist. Man ist hier mit allem, was Vieh heißt, noch zurücke,

Die Schweine ausgenommen, welche fett auf 250 und 300, manchmal auf 500 Pfund gebracht werden. Welches Unverhältniß gegen die Kühe! Es ist wirklich außerordentlich, daß man ohne Branntweinbrennerei, ohne Eicheln und

Buchäcker jene Thiere mit einigem Vortheile durch Kartoffeln und Roggen zu einem solchen Gewichte bringen kann. Es scheint, daß die Westphälinger durch ihre Vorliebe für die Schweine wohl gewußt haben, diese Viehrace zu veredeln; denn offenbar hängt ihre Anlage zu solchem Gewicht und Größe von der Constitution der Schweine ab. Auch werden hier viele Faselschweine aufgekauft und nach Holland getrieben.

§. 5.
Dung und Düngstätte.

Das Streumaterial besteht aus Stroh, Plaggen und Laub. Man läst den Mist so lange unter dem Viehe liegen, bis dahin die 4 Fuß starke Tiefe des schmalen Viehstalles ausgefüllt ist, worauf 2, 3, 4 Wochen anlaufen. Mit dem Miste bleibt dann zugleich die Jauche im Stalle. Was der Mist nicht von der Jauche anhalten kann, wird zur Tränkung von Erde — und Plaggenhaufen verwendet. Nur an einem Orte fand ich einen großen gewölbten unterirdischen Behälter, in welchen sich die Jauche unmittelbar aus den Ställen zieht. Sie wird nachher ausgepumpt und auf die Wiesen verfahren.

Der Mist wird, wenn Gelegenheit dazu da ist, aus dem Stalle unmittelbar auf das Land gebracht; oder auf dem Misthofe ausgebreitet,

und mit Plaggen oder etwas Erde gedeckt; oder in Haufen auf dem Felde, oder an einem besondern Platze aufgeschichtet; dieses letztere verdient einige Aufmerksamkeit. Der größte Theil des Dungs, der hier auf das Feld verwendet wird, besteht aus einem Compost von Mist, Erde und Rasen. Die Erde wird von den höheren Stellen der Wiesen, aus Sinken, Erdfängen, Gräben u. s. w. gezogen. Sie wird ein paar Monate früher, als man sie brauchen will, ausgeworfen, und dann mit Stallmist, auch wohl mit etwas Mergel, aufgeschichtet. Der Haufen, der zum Roggen verwendet werden soll, wird Anfangs Sommer zusammengebracht, und Anfangs Winter derjenige, der für das Sommergetreide dienen soll. Man findet, daß der Compost besser wird, wenn man den Haufen in einer Grube ansetzt. Diese Grube, so wie ich sie bei dem Colonus Determeyer bei Ibbenbüren sah, welcher mir auch die ganze Behandlung erklärte, war muldenförmig in die Erde eingeschnitten, so daß man von der einen Seite mit dem Karrn hinein und auf der andern hinausfahren konnte. Sie war allenfalls 12 Fuß breit und 3—4 Fuß tief. Um die Erde in dem Haufen nicht fest zu stampfen, wird sie auf die zwei langen Seiten der Grube, oder des zu errichtenden Composthaufen, angefahren, und so nach Belieben zwischen die

Mistschichten eingeworfen. Determeyer nimmt dazu $\frac{1}{10}$ Mist, $\frac{3}{10}$ Mergel und $\frac{6}{10}$ Erde. Wenn er kann, läßt er den Haufen ein ganzes Jahr liegen. Er bedient sich auf diese Art des Mergels schon seit 20 Jahren, und hat immer gute Wirkung davon gespürt. Da sein Boden, ein lehmiger Sand, eine alljährliche Düngung erheischt; so düngt er ein Jahr um das andere mit Compost und dann mit Mist. Zur Gerste führt er 80 Fuder Compost auf den Morgen. — Die Sommerhaufen werden auch wohl im Hofe selbst angesetzt, wodurch sie gewöhnlich fetter werden. Die Winterhaufen werden oft auf dem Felde, wo sie im folgenden Frühjahre dienen sollen, angelegt.

Man zieht den Mist, der etwas gelegen hat, demjenigen vor, der unmittelbar aus dem Stalle kömmt. Dieser letzte ganz frische Dung wird vorzugsweise auf den Hanf verwendet. Man läßt den Mist nicht ohne Noth auf dem Lande liegen; sondern pflügt ihn noch an selben Tage unter. — Man setzt auch häufig Compost-Haufen von $\frac{2}{3}$ Heideplaggen und $\frac{1}{3}$ Mist an, und die meisten halten den Gebrauch der Plaggen auf Sandboden für unentbehrlich; selbst dann, wenn man mit hinreichendem Stroh zum Einstreuen versehen wäre. Sie behaupten, daß, nach mehreren darüber angestellten Versuchen, ein mit

bloßem Strohmist gedüngter Acker bei weitem nicht so körnerreiche Getreideärndten gebe, als wenn Plaggen mit zu Hülfe genommen werden. Ob ich gleich auf diesem Gegenstand in der Folge noch mehr als einmal zurückkommen werde, so kann ich mich doch hier einer vorläufigen Betrachtung nicht enthalten.

Als ich von der hohen verfallenen Tecklenburg, die unermessene Fläche übersah, die sich so wunderschön dem Auge darbietet: so mischte sich ein sicheres ernstes Gefühl mit ein, welches man nothwendig empfindet, wenn man die immer bestehenden Naturschönheiten von den Trümmern der Vergänglichkeit der solidesten Menschenwerke anblickt. Die Monumente der Zeit und Vorzeit veralten, aber immer neu bleibt die Natur. Unerschöpflich und unermüdet im Gebähren wacht sie nach jedem Winterschlummer wieder auf, kleidet und schmückt den Schooß der Erde mit Grün und frischen Gewächsen, und während sie durch die Hand der Zeit die Kunstwerke der Menschen zerstört, benutzt sie die Trümmer, und verarbeitet ihren Staub zur Nahrung dürrer Moose, Flechten und Ranken von Epheu, die ihrer Seits wieder nützlichern Gewächsen als Vorarbeiter dienen. Selbst auf dem trocknen Sande lebt und schafft sie immer fort; obgleich der Mensch durch Plaggenhauen und Paltenstich je-

desmal ihr angefangenes Werk zerstört. Was also die Natur an den Werken des Menschen, das thut der Mensch an den Werken der Natur. Er entkleidet sie an einem Ende, um den weniger abgelegenen, nicht immer bessern, Boden damit zu bereichern; oder vielmehr zu verhindern, daß er sich durch den unaufhörlichen Dienst zum Nutzen der Menschen nicht ganz erschöpfe.

Lange und noch tadelt man diesen seltsamen Wechsel von Rauben und Wiedergeben, und schwer kann sich der Freund der Natur, der Menschen und des Staates daran gewöhnen, ganze Strecken geschunden und zu anhaltender Unfruchtbarkeit verdammt zu sehen, blos um die Fruchtbarkeit auf einigen andern Stellen zu unterhalten. Bei längerer Ansicht jedoch, bei strengerem Forschen söhnt ihn die Allgemeinheit eines solchen Gebrauches einigermaßen mit dem Unwirthschaftlichen aus, das damit verbunden ist. Erblicken wir nämlich unter gleichen Umständen beinahe allenthalben den nämlichen Gebrauch; huldiget ihm nicht allein der Träge und Unwissende, sondern auch der fleißige und aufgeklärte Landwirth; stimmen die Erfahrungen darüber in nahen und entfernten Gegenden überein: so hat ganz gewiß der Gebrauch, besonders dann, wann er mit Mühe, Beschwerlichkeit und Aufwand verbunden ist, etwas für sich, und scheint nicht

auf Zufälligkeiten und bloßen Schlendrian, sondern auch in der Natur der Sache selbst gegründet. Er ist derenthalben, in so ferne kein Mißbrauch davon gemacht wird, nicht ganz verwerflich, meistentheils nützlich und oft nothwendig. So soll in dem vorgelegten Falle, das ist auf Sandboden, selbst auf lehmigen Sandboden, der Strohdünger den mit Plaggen gemischten Dünger nicht ersetzen; dieser den Boden mehr binden, länger darin anhalten, und den Gewächsen bei trockner Zeit weniger nachtheilig werden. Er gewährt nicht blos einen Dung, sondern auch eine Erneuerung der Erdkrume.

Indessen gestehe ich gerne, daß sich noch Vieles und mit Recht dagegen einwenden läßt, und daß das Gesagte mich selbst noch nicht befriediget. Kann z. B. die Schuld mit an der Fruchtfolge liegen, die dem Boden weit mehr abfordert, als er auf dem gewöhnlichen Wege zu leisten vermag, wie dieses gewöhnlich bei dem Sandboden der Fall ist: so beweist eine solche Ueberspannung nichts für die Unentbehrlichkeit der Plaggen, und diejenigen, die auf einem so unverhältnißmäßigen Ertrag ausgehen, müssen nicht vergessen, den Werth des Bodens, der die Plaggen dazu hergiebt, und für sich selbst keinen Ertrag abwirft, mit dem ihrer cultivirten Lande zu vereinigen, und so den reinen Ertrag dieser letz-

tern auszumitteln; wo sie dann finden könnten, daß sie durch jenen überspannten Rohertrag, nicht ganz so viel Vortheil haben, als sie glaubten, und vielleicht weniger, als sie bei einer andern Feldeintheilung haben würden. Setzen wir zum Beispiele, daß ihre Plaggengründe mit Holz bestanden wären, daß sie um eine weniger einträgliche Rotation auf ihren cultivirten Feldern annehmen müßten: so scheint kein Zweifel, daß sie jetzt zwar etwas weniger Korn von diesen, aber einen größern Nutzen von dem Ganzen ihrer Besitzung einärndten würden.

Noch kann die Verschiedenheit der Bereitung des Strohdungs sehr viel dazu beitragen, wenn er nicht so viel leistet, als er leisten müßte. Es kömmt auf dem Sande alles darauf an, daß der Dung alle Feuchtigkeit der Jauche enthalte, so fett und frisch und doch so geschlossen als möglich sey, und dieses kann nur der Mist, der lange Zeit im Stalle gelegen ist, aus dem kein Tropfen Jauche verloren worden, und der unmittelbar aus dem Stalle auf das Feld gebracht wird. Ein solcher Mist ist sehr im Stande, den Boden zu binden. Wahr ist es, daß er nicht so lange darin anhält, als der langsamer verwesende Plaggenmist; aber dafür bringe man von jenem alle Jahre und um so viel weniger auf einmal auf. Hat man Abgang an Stroh, um

die Jauche sammt den Excrementen, besonders bei grüner Stallfütterung, aufzufangen; so kann der Sand, der nach Art der Dellbrücker auf dem cultivirten Lande selbst ausgestochen und in den Stall oder den frischen Dung gebracht wird, hierzu dienen.

Auf solche Art wird dem Boden auch mehr Feuchtigkeit zugeführt; denn das besondere Auffangen der Jauche in gut eingerichteten Ställen finde ich für Sandboden durchaus zweckwidrig; man müßte denn allenfalls mit Trebern oder Branntweinwäsche Mastung treiben. Endlich müßte ein tieferes Pflügen zu Hülfe genommen werden, wodurch der Boden mehr Feuchtigkeit annehmen, die Wurzeln tiefer eindringen und nicht immer in derselben Erdkrume vegetiren würden. Ich irre sehr, wenn durch die Vereinigung aller dieser Hülfsmittel die Heideplaggen nicht zu entbehren wären, und aus dem Ganzen der Wirthschaft nicht ein höherer Gewinn hervorgehen sollte!

§. 6.

Cultur-Gegenstände und Fruchtfolge.

Man baut am gewöhnlichsten Roggen, Buchweitzen und Hafer, an einigen Orten auch Gerste und Erbsen, und nur an wenigen Weitzen. — Rüben, Möhren, Kartoffeln, Steckrüben, Spörgel,

gel, Klee und brauner Kohl sind die Futtergewächse. — Hanf endlich ist das Handel- und Hauptgewächs, der wahre Nährvater der Grafschaft Tecklenburg. Das selbst erzielte Korn reicht nicht zur Consumtion, und man kauft noch für p. p. 20000 Rthlr. zu. Indessen da für das Linnen jährlich wohl 140000 Rthlr. eingehen; so ist jener Ausfall leicht zu decken.

Die Fruchtfolge auf hiesigem Sandboden ist: 1) Roggen, darauf Spörgel, 2) Buchweitzen, 3) Roggen, darauf Spörgel, 4) leichter Hafer, oder auch Buchweitzen. Oder auch wohl zweimal Roggen nacheinander. Man düngt alle 2 Jahre. Man hat sich erst seit 5—6 Jahren etwas stärker auf den Ackerbau des Hafers verlegt, wegen der vielen Mißjahre bei dem Buchweitzen. Zu Lengerick hat man auf sehr gutem Sandboden:

1) Hanf gedüngt,
2) Roggen,
3) Sommergetreide,
4) Erbsen oder Buchweitzen.

Meistens hat man jedoch besondere Hanfstücke, worauf der Hanf einige Jahre hinter einander vorkömmt, und dann werden von Zeit zu Zeit einmal Kartoffeln eingeschoben. Es verstehet sich, daß solche Felder alljährlich gedüngt werden. Da, wo der Boden zu dem Hafer zu hoch,

also zu trocken liegt, hat man ihn zu diesem Ende mit unsäglicher Mühe vertieft.

In der Bauerschaft Ringel, wo der Sand eine moorige Unterlage hat, wollen weder Gerste noch Erbsen gedeihen. Man säet daher zur Abwechselung etwas Spörgel im Frühjahre, und pflanzt Kartoffeln, wenn jener abgefüttert ist. Man baut hier wenig Stoppelrüben, weil besonders dazu gedüngt werden muß. Wir hätten also hier einen schlechten Sandboden.

Zu Ibbenbüren in dem Lingenschen hat man auf Sandboden:

1) Hafer oder Gerste stark gedüngt mit Compost,
2) Roggen,
3) Roggen mit etwas Stalldung.

Nun fängt es wieder mit 1 an. Einige düngen auch wohl etwas schwach zum Sommergetreide und dann zu jeder Roggensaat. Kerstein findet, daß die Gerste seinen guten Sandboden stärker angreift als der Hafer, daher er jene nicht leicht auf solchen Feldern baut. — Wir haben wenige Wahrheiten bei dem Ackerbau, die so sehr erwiesen sind, als die des nachtheiligen Einflusses der Sommergerste auf den Boden! —

Wenn K. bloßen Stallmist zum Hafer nimmt, also keinen Compost; so bringt er ihn etwas tief in die Erde, damit der Hafer nicht lagere. Beim

Pflügen zum Roggen bringt er den Dung nachwärts wieder in die Höhe. Der Colonus Determeyer sagte mir, daß das 1) Sommergetreide, 2) Roggen, 3) Roggen nur einige mal hinter einander so gehen könne; dann aber nehme man einmal Klee oder Kartoffeln, auf welche beide man Roggen folgen ließ.

Die Fruchtfolge auf Klei- und Lehmboden im Tecklenburgischen ist Vierfeldrig.

1) Weitzen gedüngt,
2) Gerste,
3) Erbsen — Pferdebohnen — Klee,
3) Hafer.

1) Weitzen gedüngt,
2) Roggen,
3) Gerste — Hafer,
4) Erbsen — Klee.

1) Weitzen gedüngt oder

2) Gerste	2) Erbsen,
4) Klee	3) Roggen,
4) Hafer	4) Klee.

Zu Gerste, wo Klee gesäet wird, wird gedüngt. Man säet ihn auch häufig über Roggen. — In allen diesen Fruchtfolgen empfiehlt sich wohl nichts, als daß der Hafer nach dem Klee kömmt.

§. 7.

Anbau des Getreides.

Man säet auf einem Magdeburger Morgen 1½ Schfl. Weitzen, eben so viel Roggen, Sommergerste und Erbsen, 2 Schfl. Hafer und ¾ Schfl. Buchweitzen. Die Zeit der Wintereinsaat fängt mit dem 20sten September an und dauert bis 8 Tage nach Michaelis. Den Hafer säet man auf trocknen Boden Ende März oder Anfangs April; auf nassem aber erst Anfangs Mai. Gerste auf trocknem Boden Ende April und Anfangs Mai, auf nassem zu Ende dieses Monats. Buchweitzen vom 5ten zum 20sten Mai.

Auf feuchten Feldern säet man Trespe mit dem Roggen aus. Geht dieser im Winter aus, wie auf solchem Boden oft geschieht; so nimmt die Trespe seinen Platz ein, und liefert noch eine ansehnliche Aerndte; bleibt der Roggen aber, so geht wenig Trespe, die erst im Frühjahre hervorsticht, darunter auf. Ist der Trespe nicht zu viel unter dem Roggen, so giebt das Gemische noch ein gutes Brod. Für die Pferde bleibt jene ein vortreffliches Futter und ist bei gleichem Maaße mehr werth als Hafer. Man hätte also Unrecht die Trespe unter die Unkräuter zu zählen.

Das Getreide wird gemähet, in Garben gebunden, in Stiege zu 20 G. gesetzt, und nach

8—10 Tagen eingefahren. Der Mäher erhält 4, der Binder 3 gGr. Tagelohn nebst Kost. Andere schlagen die Aerndtekosten von einem Morgen zu 32 gGr. an.

§. 8.

Anbau der Futtergewächse.

Futterkräuter.

Der Anbau derselben schränkt sich blos auf Klee und Spörgel ein. Ersterer ist bei weitem nicht so ausgedehnt, als er seyn könnte und müßte. Der größte Bauer hat höchstens einen oder anderthalb Morgen, also den 30 oder 40sten Theil seines Ackers in Klee. Man säet ihn unter jedes Getreide, doch am häufigsten unter das Sommergetreide, und nimmt 12 und noch mehr Pfund auf den Morgen. Man überfährt ihn im Frühjahre mit gutem kurzen Dünger, den man mit der Egge so gut als möglich verbreitet. Hierzu sind 8—12 Fuder erforderlich. Man bedient sich des Kalks zu Ueberstreuen, à 3 Scheffel, oder des Mergels à 8 Fuder per Morgen.

Man schneidet den Klee zweimal und läßt ihn nur ein Jehr stehen. Der Klee liebt bekanntlich den schweren Boden. Auf Sandboden kann er blos durch Dung und Ueberfahren mit gutem Compost erzwungen werden. Auf Sand aber, der eine Ockerschichte unter sich hat, versagt der

Klee gänzlich. Flachs und Kartoffeln gerathen vorzüglich nach Klee; Hafer zwar auch, nur wird er leicht Lager. Das Ueberdüngen des Klees soll dessen früheres Heraustreiben im Frühjahre befördern, daher man es selbst dann thut, wenn der Klee in die erste Gaile gesäet wird.

Der Spörgel ist in jeder Hinsicht die Gabe für die Sandländer. Er ist, wenn er nicht mit samt der Wurzel ausgezogen wird, ein verbesserndes Mittel für den Boden. Man säet 3/4 Scheffel auf den Morgen. Wird er früh gesäet und untergepflügt, so schätzt man seine Wirkung zu dem Viertel einer gewöhnlichen Düngung. Für den gebirgigten Theil dieser Provinz müßte man auf alle Art suchen die Esparcette in Aufnahme zu bringen, die auf ähnlichem Boden das Glück der Pfalz macht.

Wurzelwerk.

Kartoffeln — Rüben — Möhren. Zu Kartoffeln wird das Land gestrichen, gewendet, gedüngt mit 20—25 Fuder, und zuletzt gepflugspatet, das heißt, man läßt die mit dem Pfluge geöffnete Furche mit dem Spaten ausgraben. Die Kartoffelreihen werden später behackt, aber nirgends, so viel ich weiß, behäufelt. Man pflanzt 12—15 Scheffel auf einen Morgen und ärndtet ihrer 150 bis 200. Das Nichthäufeln der Kar-

toffeln auf sehr sandigem Boden findet man auch in Brabant. Der Roggen geräth besonders gut darnach. Die Stoppelrüben folgen nach Hanf oder Roggen. Die Roggenstoppel wird nur einmal umgepflügt, abgeeggt, gesäet und zugeeggt. Auf schlechtem Sandboden muß dazu besonders gedüngt werden, und so kann ein Morgen 18 bis 20 Scheffel Rüben liefern. Diese Rübeneinsaat geschieht nach der zweiten Roggenärndte.

Die Möhren werden unter Flachs oder Bohnen gesäet. Ihr Ertrag ist 15—20 Scheffel.

§. 9.
Anbau des Hanfes.

Da hier das eigentliche Hanfland Westfalens ist: so verdient seine Cultur und seine Bearbeitung eine etwas vollständige Auseinandersetzung. Der sandige feuchte, oft schwarze Boden der Provinz begünstiget den Hanf ohne Zweifel mehr als den Flachs; obgleich auch von diesem hier gebauet wird. Der rohe Hanf kömmt nie in den Handel, sondern wird als Fabrikat unter dem Namen Löwend oder Löwendlinnen über Bremen nach England und Amerika ausgeführt. Dieses Fabrikat ist eine Art Zwilch, dessen Zettel oder Kette aus reinem Hanfe, der Einschlag aus Hede besteht. Es wird in der Regel von schon weiß gebleichtem Garne angefertiget, nur

selten von grauem. Dieses geschieht nur in der Noth, wenn nämlich der kleine Wirth Geld im Winter braucht, oder an einigen Orten, wo die Holzasche zu theuer oder zu selten ist. Man hat im Tecklenburgischen keine besondere Bleichanstalten. Jede Hausmutter bleicht ihr Garn zu Hause, so wie es auch daselbst zu Leinwand verwebt wird.

Jeder Colon oder Meier unterhält zu dem Ende ein besonderes Dienstmädchen, dessen Hauptbeschäftigung im Weben besteht. Es ist dieses das eigentliche Geschäft der Frauen. Das Spinnen gegentheils geht die Männer mit an, und es ist seltsam, daß diese gerade das feinste Garn spinnen, und Weiber und Kinder sich mehr mit der Hede abgeben. Im Durchschnitte werden in jedem Colonate jährlich 2—3 Stücke Leinwandlinnen verfertiget, wovon eins in das andere 26 Rthlr. in Golde werth seyn mag. Eine Heuerlingsfamilie, deren Haupterwerb im Spinnen und Weben besteht, sucht jährlich 2 oder 3 Stücke zur Legge zu bringen, und jede Dienstmagd ein halbes. Um sich einen Begriff davon zu machen, führe ich nach Holsche an, daß die Ausfuhr des Lewendlinnens in dem Durchschnitte von 6 Jahren, von 1780 zu 1786, alljährlich 173,772 Rthlr. betrug, nehmen wir nun auch an, daß wegen dem durch den Hanf etwas ge-

schmälerten Getreidebau jährlich 20,000 Rthlr. für Brodtkorn, und wieder 10,000 Rthlr. für Hanfsaamen auswandern: so bleibt, wenn wir auch nur 100,000 Rthlr. für das auswandernde Linnen annehmen, doch noch ein Ueberschuß von hundert und zehn tausend Thaler in der Provinz zurück, außer dem was die inländische Kaufleute darauf gewinnen.

Die Erzielung und Fabrizirung eines solchen Handelsgewächses bleibt einer so stark bevölkerten Provinz, wie das Tecklenburgische, wo man, ungeachtet ihren ungeheuren Gemeingründen und ihres Wildlandes 3000 Seelen auf die Quadratmeile rechnet, unentbehrlich, und von ihrer Erhaltung hängt nicht allein der Wohlstand derselben, sondern die ganze Existenz der Mehrzahl seiner Bewohner ab. Die Erde ist hier zu klein, der Boden im Ganzen zu schlecht, um die Bevölkerung auf dem gewöhnlichen Wege gehörig zu beschäftigen und also auch zu unterhalten. Der Einwohner lebt mehr von seinen Händen als von dem Schooße der Erde. Hat er einen Theil seines Tagewerkes auf diesen verwendet, so kehrt er nach Hause, greift zu Spindel und Spuhl. Er zieht, er rödet, er sprödet, er brackt, er strippt, er bocket, er durchstößt, er schwingt, er hechelt, er spinnt, er webt, er bleicht, er kalandert, er geht zu Markte. Es ist eine Arbeit ohne

Ende, zwischen welcher nur der Sonntag ihm einen Augenblick zur Erholung gestattet; ein Brodt, welches nur mit Schweiß und Mühe erkämpft wird. Wollte man alles in Gelde anschlagen, so würde man freilich finden, daß der reine Ertrag unter Zero herabsinkt. Allein es wäre unbillig, die Arbeit hier in vollen Anschlag zu bringen, indem sie ein Capital in Umlauf setzt, das ihr nichts kostet, und das, wenn sie es nicht benutzte, gänzlich für den Nichtarbeiter verloren seyn würde. Dieses Capital ist die Zeit.

Da aber die Zinsen dieses Capitals auf jene Art nur mit den bloßen Händen, und durch ungewöhnlichen Fleiß und außerordentliche Anstrengung erpreßt werden können: so verdient ihr Erwerb von Seiten der Verwaltung alle mögliche Beachtung, Schonung und Begünstigung. Soll eine solche rastlos arbeitende Volksklasse nicht verkümmern, und die von ihr ausgehende wachsende Bevölkerung nicht zusammenschmelzen; oder was noch ärger ist, soll aus so vielen sich jetzt löblich und anständig nährenden Staatsbürgern nicht ein Haufen lästiger Staatsbettler werden: so muß für ihre Selbstständigkeit gesorgt; der Absatz der Produkte ihres Schweißes noch mehr, als der rohen Produkte der Erde, befördert, und sie selbst so geringe als möglich zu dem Beibrin-

gen für allgemeine Lasten herangezogen werden; eine Sache, die sich bei den eigentlichen Fabriken, wobei sich nur ein einziger bereichert, im umgekehrten Verhältniß verhalten könnte. Und dennoch hat man die eigentliche Fabriken in dem französischen Steuersystem ohne Fug begünstiget, und dafür die ländliche Industrie der Mehrheit so widerrechtlich gedrückt. Man erwog nicht, daß die Selbstständigkeit des Staates (den despotischen oder orientalischen ausgenommen) auf der Selbstständigkeit seiner Bürger beruhe; daß der Arbeiter eines Fabrikanten nur durch diesen mit dem Staate zusammenhange; daß daher das Interesse dieses Arbeiters zuerst auf die Erhaltung seines Fabrikherrn, und dann erst auf die des Staates ausgehe; daß er daher mehr Knecht als Bürger sey. Wie verschieden verhält sich nicht dieses alles bei dem fabrizirenden Landmann, der blos für seine Rechnung schafft, und von niemand als von Gott und seinem Könige abhängt? — Doch genug, und vielleicht schon zu viel! Wir kommen zu der Cultur und Behandlung des Hanfs.

Um guten Saamen zu haben, wirft man einige Hanfkörner unter den Lein und über die Kartoffelfelder. Nothwendig aber leiden diese beiden Gegenstände etwas dabei; daher die größeren Landwirthe auch wohl ein besonderes Stück

dünner als gewöhnlich besäen, um sich von daher Saamen zu verschaffen. In der Schweitz sah ich den Saamenhanf in runde flache isolirte Vertiefungen von anderthalb Fuß im Durchschnitte säen und demnächst die Stämme mit Jauche begießen. Auf jeden Fall verfahren die Tecklenburger sehr weise, daß sie nicht den Saamen von ihren Hanfärndten aufnehmen, und lieber das, was ihnen fehlt, aus der Ferne zu kaufen.

Man wählt zu dem Hanfe den besten Sandboden, den man hat, und düngt dabei sehr reichlich. (24—30 Fuder, welche ich jedoch nicht für vierspännig ausgeben will) Man nimmt dazu den besten Dung, und zieht zumal den Pferdedung vor. Das Roggen- oder Kartoffelland, das man dazu bestimmt, wird im Herbste gestrichen, im Frühjahre gewendet, dann gedüngt und zur Saat gepflügt. Dieses letztere Pflügen geschieht in schmalen Furchen, und tiefer als beim Wenden. Durch die schmalen Furchen wird der Dung besser mit der Krume vereint, und doch gehindert, zu tief in den Boden zu kommen. Man säet nicht vor den Mai, und nimmt 1¾ Scheffel Saamen auf den Morgen. Der Hanf nimmt das Feld etwa 13 Wochen ein. Man zieht ihn auf einmal aus. (Holsche spricht zwar von dem Femeln, ich habe aber nichts davon ge-

hört. Dabei sagt er, daß man den Femel für schlechter als den halte, den man zum Saamen stehen läßt, welches für die Weberei allen meinen andern Erfahrungen widerspricht.)

Das Röden geschieht im Wasser. Dieses erfordert nach den ersten 3 Tagen eine beständige Aufmerksamkeit. Sobald sich nur die Blätter mit der Hand abstreifen und der Bast von dem Stängel abziehen läßt, muß er aus dem Wasser. Ein Paar Stunden mehr bringen ihm Schaden. Je geiler der Hanf aufgewachsen ist, je mehr muß man ihn beobachten. — Das Bocken geschieht an dem schon gebracktem Hanfe auf einer eigens dazu eingerichteten Stampfmühle. Ohne dieses Stampfen würde sich der Bast nicht genug vertheilen. Das Durchstoßen geschieht mit einem Beile, auf eine Art, die sich mit der Feder nicht wohl versinnlichen läßt. Der Zweck davon ist, den Hanf zu kürzen, weilen er ohne das zu lang zum Spinnen seyn würde. Das Durchstoßen zerreißt ihn eigentlich, spleist ihn an seinen Enden, macht diese ungleich, wodurch er sich gleicher in einander spinnen läßt. Dann wird geschwungen, gehechelt, gesponnen, gekocht, gebleicht und endlich gewebet.

Bei mittelmäßiger Aerndte gewährt ein Morgen Hanf den Stoff zu 2 Stücken Löwend, je-

des von 100 Legge — oder 200 brabanter Ellen. Es kostet nach den Verhältnissen seiner Güte

als Oberband	28	rthlr. in Gold,
= Mittelband	26½	=
= Unterband	25	=

Der Absatz ist auf der Königl. Legge, über deren Einrichtung, so wie über die ganze umständliche Behandlung des Hanfs und Linnens ich mich enthalte ein Weiteres zu sagen, indem Holsche in seiner Beschreibung der Grafschaft Tecklenburg, lange vor mir, ziemlich umständlich und gründlich davon gehandelt hat. Um diesen Artikel noch mehr zu ergänzen, füge ich hier die Hanf-Cultur bei, so wie sie in dem nahe gelegenen Dellbrücker Ländchen betrieben wird.

Der Hanf kömmt daselbst in den sogenannten Hanfgärten auf tiefem, schwarzem, etwas feuchtem Boden alle Jahre vor; aber auch muß alle Jahre dazu mit 16 Fudern gedüngt werden. Man pflügt dreimal, einmal mit 2 und die andere male mit 3 Pferden, also tief. Der Dung wird erst mit dem dritten Pflügen untergebracht. Man säet den Hanf zu Ende Mai's und nimmt stark 1½ Scheffel Samen auf den Morgen (1 Sch. p. M. Br. Maaß). Der keimende Hanf wird gegen den Anfall der Sperlinge von Kindern gehütet. Man zieht ihn auf einmal aus, und fe-

melt nur da, wo man Samen ziehen will. Dieser Femel giebt das beste Leinwand. Der Hanf wird hier im Durchschnitte 7 Fuß hoch. Fangen die untersten Samenkörner an hart zu werden, so ist es Zeit ihn auszuziehen. Er bedarf bis dahin, bei guter Witterung, eilf Wochen zu seinem Wachsthum. Das Kaff, was bei dem Abdrusche des Hanfs abfällt, wird auf die Wiesen gestreut. Nachdem der Hanf gezogen ist, werden ihm auf einer Häckselladе die Wurzeln abgeschnitten; darauf wird er auf 4—5 Tage ins Wasser gelegt. Man zieht hier die Wasserrode der Thaurode, und zu jenem Gebrauche das stehende Wasser dem fließenden vor (?). Der hiesige Hanf wird sehr geschätzt und dem Russischen gleich gestellt. Was nicht im Lande selbst versponnen wird, wird von der Breche weg verkauft. Der gewöhnliche Preis eines Zentners solchen rohen Hanfs, der höchstens nur $\frac{1}{3}$ reinen Hanfs enthält, ist 6—7 Thlr. In schlechten Jahren wird er mit 8, 9 bis 10 Thlrn. bezahlt, wie 1816, wo er gänzlich mißrathen ist.

§. 10.

Verschiedenes.

Bauerregeln und Sprüchwörter: In der Gallus woche (Gallus fällt den 16ten Oktober)

darf kein Roggen gesäet werden. — Kalk schützt wider den Brand im Weitzen und gegen die Raubvögel. — Hanf gehört in die frische Furche. — Hülsenfrüchte sind nur bei abnehmendem Lichte zu säen. — Beten und Düngen sind kein Aberglaube.

Erfahrungen, gelungene, mit Esparsett auf Kalkklei; mit Rübeneggen im dritten Blatte; mit Flachs nach Kartoffeln auf Wildgrund. — Zu Kartoffeln mit dem Pfluge rayolt, und mit selbem gepflanzt und bearbeitet, gab mehr Ertrag als bei gewöhnlicher Behandlung mit dem Spaten.

Unkräuter. Da, wo Hanf und Kartoffeln ihnen den Krieg ankündigen, sind sie nicht fürchterlich. Anderswo findet man Hederich und Wucherblumen und die Freundin des Sandes, das liebe triticum repens. — Kerstein entledigte sich des Hederichs dadurch, daß er auf Feldern, die davon überladen waren, das Sommergetreide ganz wegließ, und sieben Jahre hintereinander Roggen säete, der auch alljährlich wohl gerieth. Darauf pflanzte er einmal Kartoffeln, darauf wieder 4 Jahre nach einander Roggen, und dann wieder Kartoffeln, und nun hatte er verdient seines Feindes los zu seyn.

Der Colonus Determeyer hatte der Wucher-

cherblumen (hier Denter-Blumen von Deventer aus dem Holländischen) so viel, daß sich bei dem Aufgehen des Samens die ganze Oberkrume der Erde hob. Durch beständiges Abwechseln mit Kartoffeln und Roggen machte er ihnen den Garaus.

II.

Beiträge zur Kenntniß der Westfälischen Landwirthschaft.

Fünfter Beitrag.

Zustand des Ackerbaues in dem Fürstenthum Münster auf Thon- und Kleiboden.

In einer Provinz, in welcher der Boden von dem feinsten Sande (Wehsande) zu dem thonhaltigsten Kley übergehet, kann die Culturart sich unmöglich gleich seyn. Und da beide Extreme in dem Fürstenthum Münster nicht etwa zufällig eine Ausnahme von der Regel bilden, sondern da man daselbst, nach meinem Dafürhalten, $\frac{2}{5}$ wahren Thonboden gegen $\frac{3}{5}$ Sandboden antrifft, so ist es nothwendig, solche so weit von einander stehende Bodenarten auch in der Be-

schreibung ihrer Cultur von einander zu trennen. Auf die Schattirungen, welche die verschiedene Mischungen jener zwei Bodenarten hervorbringen, und die von Sand-Sand-Lehm in Sand-Lehm, und von diesem in Lehm-Lehm-Sand übergehen, konnte ich, ohne ins Unendliche zu fallen, keine Rücksicht nehmen; eben so wenig als auf die kleinen Abweichungen, nach welchen sich in sandigen Gegenden Thonfelder, und in Kleygegenden Sandfelder vorfinden. Da die vorherrschenden Hauptbestandtheile des Bodens, Sand und Thon, die Cultur und Wirthschaftsart einer Gegend hauptsächlich bestimmen: so kann ich auch nur diese beide Verschiedenheiten beachten, und theile demnach den Ackerbau des Münsterlandes in Cultur auf thonigem Boden und Cultur auf sandigem Boden. Von diesem wird in dem nächsten Beitrage, von jenem in dem gegenwärtigen die Rede seyn.

§. 1.

Lage und Boden.

Das ganze Münsterland ist größten Theils flach, und ob es gleich in der Gegend zwischen Coesfeld und Horstmar hügelich ist, so weiß ich doch in dem ganzen Lande nicht einen Berg, der diesen Namen verdiene. Alles was hier hügelich ist, ist auch thonig, obgleich nicht alles thonige

hügelich ist. Zwischen den Hügeln findet man in den tiefen Stellen Sandboden, aus welchem das von den Anhöhen strömende Gewässer vermuthlich den Thon ausgewaschen, und diesen weiter geführt hat. Es ist dieses wohl eine Wohlthat der Natur, indem solche Tiefen bei vielem Thone nur feucht und wenig fruchtbar seyn würden.

Der thonige Theil des Münsterlandes bildet einen großen Winkelhaken, der sich von Horstmar aus in südlicher Richtung über Coesfeld nach der Lippe hinzieht, und sich dann in östlicher Richtung über Lüdinghausen, Drensteinfurt, Sendenhorst, Ahlen nach Beckum und Oelde erstreckt. Es ist dieses ohne Zweifel der fruchtbarste Theil des ganzen Landes. Die Strecke, die sich in der ersten Richtung befindet, ist etwas hügelich, die der zweiten ist eben, flach, oft tief. In beiden sind die Wege heillos, und es sollte schwer seyn zu bestimmen, welcher von beiden der Preis davon zustehe? Ich werde genöthigt seyn, jene Eintheilung in diesem ganzen Paragraphe beizubehalten, und unter A. die hügeliche, und unter B. die flache Gegend andeuten.

A.

1) Der hiesige wahre Kleiboden hat einen sehr großen Thongehalt, und würde ohne seine

größtentheils abschüssige und hügeliche Lage kaum einer Beackerung fähig seyn. Man findet in der Gegend von Darup Felder, die nach v. Boenninghausen 87 p. Ct. abschwemmbaren Thon haben. Es ist einleuchtend, daß ein solcher Boden sehr schwer zu beackern ist, durchaus kein tiefes Pflügen erträgt, und in Jahren wie das von 1816 den ganzen Sommer unzugänglich und dem Auffrieren sehr unterworfen ist. Am nachtheiligsten ist es, daß sich der Dünger weder mit der Ackerkrume vereinigen läßt, noch auch darin verwesen kann, und daher sehr spät seine Wirkung thut, wodurch der Kreislauf des Ganzen einen trägen Gang nimmt.

2) Um vieles besser, als der vorgehende, ist ein anderer Kleiboden. Er hat eine dunklere Farbe und ist mit sehr grobkörnigem Sande vermischt. Er ist zwar eben so schwer als jener zu bearbeiten; allein er ist weit reicher. Bei seiner gehörig tiefen Ackerkrume lagert das Getreide seltener, und Klee und Hülsenfrüchte gelangen darauf zur höchsten Stufe ihrer Stärke. Dieser Boden besitzt eine große Menge Humus, der sich aber zum Theil wie ausgeglühte Kohle verhält und unauflöslich ist. Jedoch hat man durch Mergel häufig nachgeholfen, der hier vorzügliche Wirkung thut.

3) Die dritte Bodenart ist der sogenannte

Senkelboden, welcher wenig Thon, selten Kalk, aber vielen sehr feinkörnigen Sand enthält. Dieser Boden gehört zu den gewöhnlichsten Bodenarten des Münsterlandes. Man kann ihn für den Uebergang vom Klei zum milden Lehm ansehen. Er unterscheidet sich von diesem letztern durch die Feinheit seines beigemischten Sandes. Dieser Sand giebt ihm die besondere Eigenschaft, daß er bei nasser Witterung, besonders bei heftigem Regen, auf der Oberfläche in einen Brei zusammenfließt, und beim Abtrocknen wie eine Tenne hart wird. Derethalben darf er nie rein geeggt werden, und muß kloßig liegen bleiben. Sein Ertrag hängt sehr von der Witterung ab, welche während und gleich nach der Bestellung einfällt. Ist diese günstig, und der Acker wohl gedüngt, so hat man sich eine prachtvolle Aerndte davon zu versprechen.

4) Der Lehmboden des Münsterlandes ist mehrentheils abgeschwemmter Klei- oder Senkelboden. Man findet ihn selten anders, als in den Sinken zwischen Anhöhen und wird, je höher man steigt, desto thonreicher und schwerer, je nachdem das Regenwasser den obern Humus stärker ausgewaschen hat oder nicht. Durch dieses Auswaschen hat das Münsterland all seinen ursprünglichen Reichthum von jener kostbaren Substanz verloren, und muß ihn leider in Hol-

land und Ostfriesland in den dasigen Marschen wiedersuchen. Unser Lehm ist daher mager, dunggierig; aber nicht schwer zu bearbeiten und dankbar für die ihm gegebene Pflege.

Die Ackerkrume ist in dieser Gegend nicht tief, welches aber weniger der eigenthümlichen Beschaffenheit des Bodens, als dem langen, flachen Pflügen zugeschrieben werden muß. Wird dieser, so lange Jahre der atmosphärischen Einwirkung beraubte, Untergrund aufgepflügt, so äußert er immer eine nachtheilige Eigenschaft auf den Acker.

Der strengere Kleiboden ruht sehr häufig auf einer Unterlage von Mergel, welcher jedoch gewöhnlich nicht ganz bis zur Ackerkrume hinaufreicht, indem sich zwischen ihm und dieser eine unfruchtbare, äußerst schädliche, zähe, gelbe Thonlage befindet. Der Kalk ist in diesem Mergel überwiegend und kann zu $\frac{2}{3}$, ja $\frac{3}{4}$ des Ganzen angesehen werden. Der Thon mag $\frac{5}{24}$ und der Sand $\frac{3}{24}$ darin betragen. An einigen Orten ist der Kalkgehalt noch stärker; so daß der Mergel zum Kalkbrennen gebraucht werden kann. Man findet auf einigen steinigen Aeckern Marmorstücke, welche wirkliche Kalkkristalle sind. Man stößt manchmal auf Mergelfelsen, welche, wie man zu Havixbeck gefunden hat, über 200 Fuß tief gehen und sowohl in der Höhe als nach der Tiefe al-

lerhand Muscheln und Ammonshörner enthalten, welche auf eine schichtweis geschehene Entstehung schließen lassen.

B.

Dieselben Bodenarten, mit Ausnnhme vielleicht von Nr. 2, finden sich auch in der flachen Kleigegend des Münsterlandes. Nur ist der Boden, seiner ebenen zum Theile tiefen Lage wegen, der Feuchtigkeit noch stärker unterworfen, als der nach der Gegend A. Wird der Kleiboden bei nassem Wetter bearbeitet; so siehet man Jahre lang die bösen Folgen davon, und er kann dann nur durch wiederholte Brache in Ordnung gebracht werden. Im Winter friert er noch wohl auf; dagegen schadet ihm im Sommer auch eine anhaltende Dürre nichts, wenn sich nur die Pflanzen bestaudet haben, und ihre Wurzeln überschatten können.

Es giebt häufig in dieser Gegend Weitzenboden, welcher seiner weichen Krume nach als Weitzen- und Großgerstboden angesehen werden muß; dagegen aber durch eine eigenthümliche Beschaffenheit nicht den Ertrag giebt, den man ihm dem Ansehen nach zuschreiben würde. Er hat nämlich durchgängig die Eigenschaft, durch den Winterfrost gleichsam zu Pulver zu werden und bei trocknem Frühlingswetter im Winde so da-

hin zu stäuben, daß die Wurzeln des Wintergetreides dadurch dem nachtheiligen Einflusse der Atmosphäre blosgestellt und die ganze Pflanze dem Verderben ausgesetzt wird. Wahrscheinlich rührt dieses von einem allzustarken Abgange an Sand her, der sonst eine mehr mörtelartige Masse daraus bilden würde. Ohne zureichenden Sand überfüllt sich der Thon im Winter mit Wasser, und dieses zerreißt durch seine gewaltsame Ausdehnung beim Froste alle und jede Verbindung, die unter den Thontheilchen bestand, und diese fallen also wie Staub auseinander.

Noch muß ich für diese Gegend eines Bodens erwähnen, der sich unter andern bei dem Gute Ittlingen vorfindet. Er liegt etwas tief zwischen sehr wenig abhängigen Anhöhen; und ist aller Wahrscheinlichkeit nach durch allmähliches Aufschwemmen entstanden. Meistentheils ist er im Grase niedergelegt. Die Krume besteht aus sehr vielem aber zum Theile unauflöslichem Humus, und nur sehr wenig Sand enthaltendem, fettem, schwarzem Thon. Eben dieses starken Thongehaltes wegen friert er im Winter so stark auf, daß durchaus keine Winterfrucht darauf gedeihen kann. Um so besser aber schlägt die Sömmerung darauf ein, im Fall nach der Einsaat nicht anhaltende Dürre einfällt; denn sonst wird der Boden wie ein Aschenhaufe, trocknet Schuh-

tief aus und verliert alle Art von Zusammenhang. Die zureichend starke Krume ruht über einem gelben, todten Lehm, unter welchem sich ein graulicher Stein findet, welcher lange an der Luft liegt, ehe er zerfällt, und als ein Stein zu Tage gefördert, immer schädlich wirkt und den Acker auf mehrere Jahre verdirbt. Quecken wachsen hier niemals, deshalb wird der Boden auch nie mehr als einmal gepflügt. Der zu Grase liegende Boden dieser Art trägt nur ein kümmerliches, wenig nahrhaftes Futter. Ein neuerdings zu Grase niedergelegtes Stück berasset sich sehr langsam.

§. 2.

Zustand der Cultur.

Namen einiger ausgezeichneten Landwirthe.

Es ist mir leid, daß ich nicht viel Befriedigendes über den ersten Gegenstand zu sagen habe; denn im Ganzen ist die Cultur im Münsterlande noch ziemlich zurücke, und nicht wohl mit der in der Grafschaft Marck zu vergleichen. Es wird daselbst fehlerhaft gepflügt, weniger geeggt und überhaupt oft fehlerhaft zu Werke gegangen. Dagegen sind die Culturkosten, einzeln genommen, sehr theuer, weil meistens nur vierspännig gearbeitet wird, und anderer Ursa-

chen und Mißbräuche wegen, die nicht hieher gehören. Daher steht dann im Münsterlande der Pachtzins gewöhnlich niedrig; daher die Seltenheit des, im eigentlichen Sinne des Worts, vermögenden Bauers.

Der fruchtbarste und kräftigste Boden leidet hier sehr von der Nässe, welches zwar von seiner wenig abhängenden Lage und seinem starken Thongehalte herrührt, dem man aber oft durch eine zweckmäßige Behandlung zu Hülfe kommen könnte.

Der Anbau der Futterkräuter, der wegen Abgang an natürlichen Wiesen doch so nothwendig wäre, wird allenthalben vernachlässiget. Sommerstallfütterung kennt man nicht einmal dem Namen nach. Das Colonatwesen ist der Industrie und das Markenwesen dem Viehstamm nicht vortheilhaft!

Man nimmt wenig Rücksicht auf die Gegenstände, denen die Natur des Bodens am meisten zusagt. Ein guter Kleingerstboden muß große Gerste hervorbringen, und wo man guten Hafer gewinnen könnte, will man lieber schlechte Gerste haben. Der Münsterländer läßt sich von seiner bessern Nahrung nichts abziehen, am allerwenigsten seinen Bierkrug nehmen, die Gerste mag herkommen, wo sie will.

Es fehlt dennoch nicht an ausgezeichneten

Landwirthen, wozu ich für den lehmigen Theil des Münsterlandes die beiden Colonen oder Schulzen: Osterhoff zu Nienbergen bei Münster und Frye zu Rödder bei Dielmen zähle.

Dr. Meyer, Pächter des Gutes Ittlingen, ist ein eben so schätzbarer Mann als aufgeklärter, thätiger und musterhafter Landwirth.

Die Religiosen von la Trappe auf dem Hause Burg bei Rinckerode, sind sehr fleißige und intelligente Männer.

Dr. Bispinck bei Ahaus, ein gebildeter Landwirth, der mit Nutzen auf seine Umgebung einwirkt. Seine Aecker zeichnen sich auffallend vor denen seiner Nachbaren aus.

In der Person des landräthlichen Commissarius v. Bönninghausen zu Darup, hat die Landwirthschaft in Westfalen einen Mann gewonnen, der sowohl in praktischer als theoretischer Hinsicht, durch seine Thätigkeit und Vorliebe für das Gute schon Manches geleistet hat, und in der Folge für den Ackerbau im Ganzen immer mehr und mehr leisten wird. Ich rechne mir es zum Verdienste, daß ich der erste war, der ihn bewegte, seine Kenntnisse und Erfahrungen dem Publikum mitzutheilen.

§. 3.

Pferde.

Der Münsterländische Pferdeschlag ist zu landwirthschaftlichen Arbeiten ganz vorzüglich geeignet. Es sind Pferde von mittler, eher kleiner als großer Structur, nicht über 15—16 Hand hoch, aber gedrungen, ausdauernd und von fester fast unverwüstlicher Gesundheit. Ohne diese Eigenschaften wäre es auch nicht möglich, daß sie bei ihrer sehr schlechten Nahrung und Pflege die viele und schwere Arbeit verrichten könnten, welche man von ihnen fordert. Ihre Güte zeigt sich aber dann erst recht, wenn sie zu einem anders rechnenden Wirthe kommen, der an Futter und Aufwartung nichts spart, für die Arbeit aber auch kein überzähliges Zugvieh hält, wie das bei den Münsterländer Bauern gewöhnlich geschieht. — In den Sandgegenden fing man ziemlich stark an, Ochsen ins Gespann zu ziehen; jedoch nimmt es wieder ab, weil sie zum Transport der Kaufmannsgüter nicht zu gebrauchen sind, womit der Münsterländer durch den Mangel an schiffbaren Strömen und an guten Wegen manchen Thaler verdient. — Jeder Bauer zieht jährlich ein oder mehrere Fohlen an und verkauft sie mit drei oder vier Jahren zu 60—90 Thlr.

Wenn die Pferde im Sommer keine Arbeit

haben, werden sie häufig auf die Weide getrieben und auch über Nacht dagelassen. Arbeiten sie aber, so erhalten sie (ich rede von ordentlichen Bauern) Klee und Hafergarben, beide geschnitten, und unter einander gemischt, oder im Nothfalle, wenn die Arbeit zu Ende geht, auch nur bloßes Strohhäcksel unter den Klee gemengt. Im Winter giebt man ihnen durchgängig geschnittene Hafergarben oder Wickhafer. Nur bei Ahaus fand ich, daß man wenig Hafer- uud dafür geschnittene Roggengarben nimmt. Heu, da es in Westfalen selten ist, wird nicht viel, und nur an sehr wenigen Orten, gereicht.

Leider aber, daß dieses die bestbehandelten Pferde nur so haben. Dagegen wird manches unglückliche Geschöpf dieser Art nach vollbrachter Tagesarbeit hinaus auf die Gemeinheit getrieben, und des andern Morgens wieder zur Arbeit hereingeholt. Im Winter erhalten sie Häcksel, besonders von Weitzenstroh, welches nicht so ganz reine ausgedroschen (blos geklaapet) ist; doch müssen auch dann noch viele Pferde, welche als halb wilde anzusehen sind, und die man Winterpferde nennt, ihre Nahrung in den Waldungen suchen, wo man sie besonders zu tractiren glaubt, wenn man ihnen etwas Heu in einen offenen Schuppen hinwirft. Körnerfutter erhalten nur die Pferde von einigen bemittelten Bauern, oder

solche, die häufig auf den Landstraßen fahren müssen; hierzu dient besonders der im Münsterlande immer häufiger angebaute Wickhafer.

Der höher gerühmte hiesige Pferdeschlag ist von der Art, daß es Schade seyn würde, ihn mit fremden sogenannten schönen Pferden, die gewöhnlich zu dem wenig ästetischen Zwecke der Landwirthschaft nichts taugen, zu verhalbedeln. Nur eine Veredeluug der Race durch sich selbst ist räthlich, wie bei allem Vieh, mit Ausnahme der Schafe, und würde hinlänglich durch Wegräumung desjenigen befördert werden, was jetzt das Zugvieh verdirbt. Hieher gehört:

1) Die nachlässige Auswahl von Beschälern, die man obendrein schon mit 2 oder gar 1½ Jahren zuläßt. Ist der Hengst schön, so daß er gesucht wird; so hat er schon in diesem frühen Alter 50 – 60 Stück jährlich zu bedienen. Er erschöpft sich also vor der Zeit seiner besten Kraft, und macht schwächliche Fohlen. Mit 4 Jahren wird er dann entmannt und an Roßhändler verkauft. Nicht fremde Hengste müssen wir haben; aber unter den inländischen könnten von Kennern (welches aber keine piqueurs seyn dürfen) die Kräftigen und untadelhaft gefundenen ausschließlich dazu bestimmt, und allen andern das Beschälen verboten werden. Ein solcher Hengst müßte dann auch gut gefüttert, zu keiner über-

mäßigen Arbeit angehalten werden, und dafür die Befreiung von Dienstfuhren genießen.

2. Der zu frühe Gebrauch. — Schon nach Verlauf eines Jahres wird das Fohlen eingespannt und zur Arbeit angehalten. Hiedurch wird die vollständige Ausbildung des jungen Pferdes verhindert, und der Schade ist für seine ganze Lebenszeit größer als der Nutzen des Verdienstes. Unter 3 Jahren müßte billig kein Pferd arbeiten.

3. Die nöthige Schonung der Mutterpferde in der letzten Zeit ihrer Tracht. Alt und jung wird durch eine entgegengesetzte, sinnlose und unverständige Anmuthung erschöpft und verdorben, und dadurch manches brave Pferd schon vor seiner Geburt verkrüppelt.

4. Die schlechte Nahrung. — Dem Landmann vorschreiben, was er futtern soll, und wie viel, geht freilich nicht an; nimmt man ihm aber durch die Theilung der Marken die Mittel, sein Vieh in die Wüste zu jagen: so wird er entweder sein Zug- und Nutzvieh auf dem Stalle füttern, oder auf eigene cultivirte Weiden bedacht seyn müssen.

Leider ist zu fürchten, daß die gute Pferderace des münsterländischen Kleybodens, durch die angeführten Vernachlässigungen, am Ende ganz ausarten und ein bedeutender Erwerbzweig dadurch

durch verloren gehen würde. Es ist um so nöthiger, der Pferdezucht zu Hülfe zu kommen, als seit 10 Jahren die besten Pferde und Zuchtstuten theils zum Kriegsdienste ausgehoben, theils wegen des hohen Preises, worin sie standen, verkauft worden sind. Man findet daher nur wenige alte Pferde von der guten Race mehr.

§. 4.

Fuhrwerk und Ackergeräthe.

Das Fuhrwerk im Münsterlande, und besonders auf dem Kley, ist übermäßig schwer, und könnte unbeschadet der Dauerhaftigkeit weit leichter seyn. Auf ebenem, nicht gar bösen Wege, hat ein Pferd am leeren Wagen seine Fracht. Wenn auch durch leichtere Bauart etwas an der Dauerhaftigkeit verloren ginge, so würde dies immer mehr als hinreichend durch größere Wohlfeilheit und besonders durch Ersparung an Zugkraft ersetzt werden, und die Arbeit obendrein weit leichter und schneller von statten gehn.

„Außer dem Fehler der übertriebenen Schwere, sagt v. Bönninghausen, scheinen mir noch einige andere Sachen an dem hiesigen Fuhrwerke tadelnswürdig.

„Erstens sind die Naben und Schenkel an den Achsen zu lang und vermehren unnöthigerweise die Reibung. — Man sagt dagegen, daß

eine lange Nabe besser Schmier halte, wiewohl ohne Grund, denn in der Mitte hilft die Schmier wenig, und da, wo die Reibung der Buchsen hinfällt, ist man immer eben weit vom Ende, die Schenkel mögen lang oder kurz seyn. Dazu findet man in den langen Naben am dünnen Ende allezeit Spalten, welche den Theer durchquillen lassen, der somit ungenutzt verloren geht, dies und die mehrere Wagenschmier, welche die größere Oberfläche erfordert, macht, daß wirklich das Umgekehrte der Fall ist. — Ferner sagt man, der von der Felge fallende Koth triefe nicht auf die Linse (Böhne) und verursache da Trockemlaufen; aber diesem ist durch Kapplinsen, die übrigens auch vorzuziehen sind, abgeholfen. — Endlich, glaubt man, der Wagen habe bei längeren Schenkeln einen festeren und stäteren (stigeren) Gang, aber das liegt nicht an der Länge der Schenkel, sondern vielmehr, ob die Länge zwischen der Linse und der Stoßschiene von der Nabe ausgefüllt wird oder nicht. — Man könnte noch hinzusetzen, daß nach bekannten mechanischen Grundsätzen kurze Schenkel stärker sind als lange, jene darum verhältnißmäßig dünner seyn können, und man die Friktion noch mehr vermindern darf, ohne der Stärke etwas zu vergeben."

„Zweitens tadle ich den üblichen Schle-

nenbeschlag der Räderfelgen, und finde den Reifbeschlag weit vorzüglicher, indem er die ganze Felge des Rades zusammenhält und so stärker macht. Man findet an einigen felsigen Stellen die hervorstehenden großen Nägelköpfe zur Verhinderung des Rutschen nothwendig, und da hat man Recht. Sie schließen aber den Reifbeschlag nicht aus, und wo die Nägel erspart werden können, ist die Ausgabe für den Wagenbeschlag sehr bedeutend."

„Drittens scheinen die üblichen Scheerdeichseln oder Einspanndeichseln auch nachtheilig. Sie sind an den schlechten Wegen des Münsterlandes großen Theils Schuld, indem dabei das Uebersetzen oder Bestreiten wegfällt, und immer das alte tief ausgefahrene Gleise eingehalten werden muß. Man behauptet zwar, daß man nicht allenthalben mit einer einfachen Deichsel fertig werden kann; das mag aber nur da wahr seyn, wo die Scheerdeichselwagen den Weg schon so sehr verdorben haben, daß zwei Pferde neben einander nicht gehen können. — — Zudem muß das Stellpferd auf geradem Wege und Bergauf geschont werden, weil es beim Drehen und Bergab alles allein thun muß u. s. w.

Was anderswo zu tadeln ist, nämlich die Anspannung der vielen Pferde vor einander, ist es hier weniger. Freilich wird die Zuglinie da-

durch sehr verlängert und eben dadurch die Zugkraft geschwächt, aber in Westfahlen hat es der Kleilöcher wegen das Gute, daß die vordersten Pferde wieder frei und zum Anziehen fertig sind, wenn die Hintersten Mühe genug haben, ihren eigenen Körper aus dem Schlamme zu arbeiten."

v. Bönninghausen ist seiner Gegend auch in diesem Stücke mit einem guten Beispiele vorgegangen, indem er sich aus Holland leichteres Fuhrwerk hat kommen lassen, welches von allen obigen Fehlern frei ist, und kaum die Hälfte des Münsterländischen Fuhrwerks kostet. Schon sind seine Nachbarn aufmerksam darauf geworden; sie wollen sich aber erst von der Dauerhaftigkeit desselben überzeugen und dann nachahmen.

Was den Pflug angeht, so ist es überflüssig, ihn beschreiben zu wollen, indem selbst durch eine Zeichnung sich keine richtige Vorstellung von irgend einem Pfluge geben läßt. Die beiden Pflüge, der Feder- und der Schülppflug, die man im Münsterlande findet, haben beide ein unbewegliches Streichbrett und ruhen auf einem Vordergestelle mit Rädern. Der Schülppflug findet sich nur in dem nördlichen Theile des Landes: sein Gebrauch erstreckt sich von den Ufern der Weser bis zu der Yssel. Sein Schaar hat viele Aehnlichkeit mit dem Brabäntischen, sein Streichbrett aber ist durchaus davon verschieden und

fehlerhaft. Der Federpflug ist in dem weit grösseren Theile des Landes in Anwendung. Er hat ein sehr kleines Schaar, das an einem Hefte sitzt, welches 3—4 mal so lang ist. Das Streichbrett muß hier das Meiste leisten, der Pflug geht daher schwer, und fordert auf Mittelboden zu einer 6zölligen Tiefe eine Bespannung von wenigstens 3 der gewöhnlichen landüblichen Pferde, und der Pflüger muß bei solcher Tiefe mit starker Anstrengung auf die Stürze drücken, indem der Pflug sonst leicht aus dem Boden springt. Auf widerspenstigem Boden läuft er der kleinen und schmalen Feder seines Schaares wegen auf der Nase. v. Bönninghausen hat zwar einige Verbesserungen an diesem Pfluge angebracht; allein sie reichen nicht zu, um aus einem schlechten Pfluge einen guten zu machen.

Zu Ahaus fand ich bei Dr. Bispinck den Brabänter Pflug, den ich vor acht Jahren hatte nach Westfahlen kommen lassen. Bispinck braucht und zieht ihn allen andern Pflügen vor. „Den großen Unterschied, schreibt er, des Brabänter Pflugs vor dem unsrigen, sowohl in Rücksicht des geringeren Kraftaufwandes, wenn man ihn gehörig zu stellen weiß, als der bessern und tiefern Bearbeitung, kenne ich aus eigener Erfahrung. Es erkennen es aber auch meine Nachbern, indem man mir beinahe

das Doppelte an Geld bietet, wenn ich für einen oder andern gegen Zahlung pflügen lasse, und dazu den Brabänter Pflug nehmen will.

§. 5.
Gespannarbeit.

Man hat auf dem Kleiboden im Münsterlande kein anderes als Pferdegespann. Und wirklich scheint der Gebrauch der Ochsen auf diesem feuchten zähen Boden nicht zu passen. In den Kleilöchern der Wege würden sie mit ihrem steifen Rückgrat und gespaltenen Klauen noch weniger zurecht kommen.

Man spannt in der Regel 4 Pferde an den Pflug, aber auch 3 und 6, je nachdem man sie hat, oder der Feuchtigkeitszustand den Boden mehr oder weniger bindet. Indessen nimmt man doch lieber bei trocknem Wetter ein Paar Pferde mehr, als daß man mit weniger bei feuchter Witterung pflügt. Daß aber die Nothwendigkeit, 6 Pferde vor einen Pflug zu spannen, die Untauglichkeit dieses letztern beweist, wird wohl niemand in Abrede stellen, der einen brabäntischen, das ist einen bessern Pflug in Händen gehabt hat. — Zu 6 Zoll Tiefe werden bei dem Münsterländer Pfluge auf Klei und selbst auf Lehm wenigstens 3 Pferde erfordert, und diese werden damit nie so viele Arbeit verrichten, als 2 Pferde vor dem

brabänter Pflug. Jene wird schöner für das Auge, diese aber besser seyn.

Daß bei 3 und 4 Pferden außer dem Pflüger auch ein Führer nöthig ist, versteht sich von Westfalen, und wirklich fällt es einem Menschen, der sich auf die Stürze des Pfluges legen muß, damit dieser nicht aus der Erde fährt, unmöglich, sich zugleich mit den Pferden abzugeben. Jeder Pflug, der sich nicht selbst in der Erde erhält, dessen Construction ist fehlerhaft; er theilt die Achtsamkeit seines Führers, und dieser muß daher noch Beihülfe haben; daher man manchmal selbst bei 2 Pferden einen Gehülfen sieht, der wenigstens die Peitsche trägt. Auf mildem Lehmboden mögen die hiesigen Pflüge gut seyn; aber auf Kleiboden taugen sie nur halb, und auf Sand gar nicht.

Das Eggen geschieht mit 2, auch mit 3, mit 4, ja mit 5 Pferden. Es sind meistens nur hölzerne Eggen, aber die Zähne stehen scharf. Die Walzen sind unbedeutend. Ein hölzerne Walze müßte hier wenigstens 18 Zoll im Durchmesser haben und nicht über 4½ Fuß lang seyn.

Man pflügt in einem Tage 2 Morgen und eggt ihrer 3½. Doch läßt sich nicht wohl etwas Sicheres für das Letztere bestimmen, und ein guter Wirth sieht auf Kleiboden mehr auf ein gutes Eggen als gutes Pflügen. Auch bei dem Eg-

gen braucht man zwei Menschen. Ich denke hier an das Paderbornsche, wo ein einziger Mensch zugleich 6 Pfeede und 6 Eggen regiert. Alles ist Gewohnheit! So denn auch der Gebrauch, einen besondern Mann zum Lichten der Egge zu haben. Wehe, wo je eine schlimmere Gewohnheit eingeführt ist; besonders eine solche, die auf Gemächlichkeit ausgeht.

§. 6.

Nutzvieh.

Hornvieh.

Das hiesige Vieh gehört zu der kleinsten Hörerace. Eine Kuh wiegt fett 300 Pfund. Diese Race ist blos durch Vernachlässigung bis zu diesem Grade herabgesunken, man findet daher auch einzelne Ausnahmen, die fett 4—500 Pfund wiegen. Was läßt sich aber da erwarten, wo bei schlechter und oft nicht hinreichender Kost das Kalb schon mit anderthalb oder gar einem Jahre begangen, die Kuh während der Tracht so lange abgemolken wird, als sie Milch hergeben will; wo man dem Kalbe nur wenig und dazu noch verdünnte Milch reicht. Ein also schon von der Geburt an verkrüppeltes Thier muß nun während dem ganzen Sommer bei Tage, oft auch bei Nacht, seine kümmerliche Kost suchen, und im Winter von bloßem Stroh und allenfalls ei-

nem Zusatze von gekochtem Kaff leben. Hierzu kommen noch die Ställe, welche zwar luftig genug, aber so wenig weit sind, daß das Vieh mit dem Hintern beinahe an die Mauer anstößt. Mangelt es nun an zureichendem Stroh zum Einstreuen, dann läßt sich der Unrath denken, der seine Haut wie eine feste Borke umzieht. Außer daß das Reinigen und Striegeln unter solchen Umständen unmöglich wird, so ist es auch so unbekannt, daß selbst nur wenige Pferde sich dieser Wohlthat zu freuen haben.

Dieses ist in wenigen Worten das Ganze der hiesigen Viehzucht und Viehwartung. Und an diesem Unwesen sind Vöhden und Gemeinheiten schuld! So lange diese bestehen, wird der Bauer nicht aufhören, seinen Viehbestand nur nach der Kopfzahl abzuschätzen. Jeder zur Hut Berechtigte sucht den andern durch die Mehrzahl, die er auftreibt, zu übervortheilen, und so haben beide nichts. Ich werde wohl nicht zu sagen brauchen, daß hier an Stallfütterung kein Gedanke ist. Selbst den braven Fiye, dessen Namen ich unter den bessern Landwirthen aufgezählt habe, kann ich nicht ganz in diesem Stücke frei sprechen. So fand ich bei ihm 1816 das Vieh Tag und Nacht auf der Weide, wo des nassen Sommers und der Lage wegen, das Wasser allenthalben in dem Grase

stand, so daß ich nicht sah, wo die Kühe auf die Nacht einen trocknen Fleck fanden, um sich zu lagern. Das Vieh war dennoch munter, und sah wohl aus; aber auch erhielt es nebenbei etwas Branntweinwäsche. Wie viel höher konnte dieser Mann den schönen, unmittelbar an sein Haus anstoßenden, Boden, und das Spühlicht bei Stallfütterung benutzen?

Um uns in etwas für das Bild des Elendes, das wir vor Augen gehabt haben, zu trösten, müssen wir den Zustand des Viehes an einigen günstigern Orten betrachten. „Die Kühe, sagt der Schulze Osterhoff, gehen im Sommer Tag und Nacht auf die Dreischweide; jedoch füttern einige Wirthe sie auch Mittags auf dem Stalle. Ich für meinen Theil halte gewöhnlich einige Milchkühe beständig auf dem Stalle. Die Einführung der gänzlichen Stallfütterung ist in dieser Gegend aus dem Grunde nicht gut möglich, weil bei eintretender Kälte oder anhaltender Hitze der Klee zu leicht im Wuchse stockt, und man alsdann ohne Futter ist. Dann ist bei eintretender nassen Witterung das Futter, wegen der Feuchtigkeit des Bodens, für eine große Anzahl Vieh nicht vom Lande zu bringen. Im Winter werden die Milcher im Tage mehrmal mit Stroh, und zweimal mit Häckfel und Kaff gefüttert. Dabei wird auf das Häckfel jedesmal

ein Eimer eingemachter Rüben sammt der Brühe gegossen. Die Rüben (Stoppelrüben) werden zu dem Ende in dem Herbste, sammt dem Laube, auf einer Häcksellade geschnitten, und in einem großen ausgemauerten Behälter geworfen, mit Bohlen bedeckt und beschwert. Die Rinder erhalten Stroh, Häckerling und Kaff, wie die Kühe. Das kurze Futter wird aber nur mit bloßem Wasser angefeuchtet. Die halbjährigen Kälber bekommen Häckerling und Heu. Mittags wird das Vieh eine Stunde auf dem Hofe gelassen, und daselbst getränkt. Nur bei großer Kälte wird für das Vieh gekocht und milchwarm getränkt."

Bei allem dem schlägt Osterhoff den Ertrag einer Kuh im Durchschnitte nur auf 50 Pfund Butter an, welches vermuthlich mit von der Kleinheit der Race herrührt; denn auch hier schätzt man eine fette Kuh im Durchschnitte nur auf 300 Pfund.

„Die Kühe, sagt Dr. Meyer, bleiben durchgehends vom Frühjahr auf den Spätherbst auf der Weide. Stallfütterung findet in den Bauerwirthschaften nicht statt. Ich habe seit neun Jahren die Sommerstallfütterung, wiewohl mit Mühe, eingeführt. Sie wird indessen nicht allgemein hier werden können, indem der Klee auf unserm Kleyboden durchaus nicht gut, und auf

dem Lehm- und Sandboden nur mittelmäßig geräth. Er steht dünne auf dem Kley, leidet im Winter und vorzüglich im Frühjahre von der Kälte, wächst nicht hoch, und nicht schnell. Höchstens auf zwei Schnitte kann man bei Stallfütterung rechnen, und noch bleibt der zweite so kurz und dünne, daß ich ihn gewöhnlich abweiden lasse. Indessen gedeiht diese Weide dem Milchviehe vortrefflich; doch bringe ich es Nachts auf den Stall. Nur die Aussaat von Wicken auf gedüngtem Lande hat meine Stallfütterung möglich gemacht. Dieses Wickenland bestelle ich dann nach zweimaligen Pflügen mit Roggen, welcher sich durch Güte vor dem Brachroggen auszeichnet. Weder Klee noch Wicken werden bei der Fütterung klein geschnitten."

„Im Winter wird das Rindvieh blos mit Häcksel und etwas langem Stroh, ohne alle andere Zugabe, gefüttert. So auffallend, fährt Meyer fort, als mir Anfangs diese Fütterung war: so muß ich doch gestehen, daß die großen friesischen Kühe, die ich mit hieher brachte, und die im Winter an das Heu gewöhnt waren, bei bloßem, aber reichlicheu Strohfutter, den Winter besser aushielten, als vorher beim Heu."

„Die Kühe werden kalt getränkt, und mehrmal in der Woche auf den Hof gelassen, während dem man den Dung im Stalle ebnet. Der

Milch-Ertrag einer Kuh, so lange sie auf die gewöhnliche Weide geht, kann täglich zu 4—5 Maaß Milch angenommen werden. (Ich bemerke, daß es Kühe sind, die fett nicht über 300 Pfund wiegen.) Bei Stallfütterung aber, oder auf guter Weide, geben die nämlichen Kühe 6—10 Maaß. Sobald aber die Kühe im Herbste aufgestallt und nur mit Stroh gefüttert werden, hört die Milch auf. Zu dem Milchbedarf der Haushaltung unterhält man dann eine oder mehrere Kühe etwas besser."

Daß große Kühe mit bloßem aber gutem Stroh im Winter gut ausgefüttert werden können, dann nämlich, wenn man keine Milch von ihnen fordert, habe ich schon in der belgischen Landwirthschaft beobachtet.

Die Kälber, welche aufgezogen werden sollen, werden schon frühe statt Milch an einen Brei von Weitzen- und Roggenmehl gewöhnt. So schlecht die Viehrace im Kreise Ludinghausen ist, so groß ist doch die Aufmerksamkeit auf das Molkenwesen. Man beobachtet dabei die größte Reinlichkeit, und nimmt den Rahm von der flüssigen Milch ab, welches eine vortreffliche Butter giebt, die nach Münster und der Gegend über der Lippe geht. Ein mittelmäßiger Bauer verkauft jährlich für 70—80 Thlr. Butter; dabei ist zu bemerken, daß in den Wirthschaften der

Münsterländer Bauern, die an Wohlleben gewöhnt sind, nicht so viele Butter zum Verkaufe erübrigt werden könnte, wenn hier nicht allgemein das Schmalz der Schweine (Federfett) statt der Butter auf dem Brodte gegessen würde.

In der Gegend von Ahaus sowohl, als von Horstmar, hält man häufig die Kälber im ersten Jahre zu Hause, und diese Methode ist gewiß sehr lobenswürdig. Die Rinder gegentheils bleiben vom Mai bis in den Herbst Tag und Nacht auf der Weide. Bei Ahaus findet sich außer dem Dr. Bispinck nur einer, der Sommerstallfütterung hat, und selbst ein solches einzelnes Beispiel ist schon eine Wohlthat für den Ackerbau einer Gegend. Es kostet immer die meiste Mühe, den ersten Stein aus einer fest verkitteten alten Mauer auszubrechen; ist man damit zu Stande, so ist Hoffnung da, daß auch die andern kommen werden.

Daß man die Kälber, meines Wissens, nirgendwo in Westfalen an der Mutter saugen läßt, glaube ich schon bemerkt zu haben.

Schafe.

Hierüber wird sich in dem Münsterlande wenig Befriedigendes sagen lassen. Die Natur sowohl, als die Vertheilung des Grund und Bodens widersetzen sich dem Fortkommen der Schaf-

zucht, und es würde nur ein Mißgriff seyn, jene wegen eines einzelnen Industriezweigs meistern zu wollen. Schweine und Milchvieh gehören dem Münsterlande, das Fettvieh den Ufern der Ruhr, der Lippe und des Rheins, die Schafzucht dem Paderbornschen und dem Herzogthum Westfalen an. So steht alles an seinem Orte, und eine Provinz bietet der andern eine hülfreiche Hand. Im Münsterschen ist und bleibt die Schafzucht nur Nebensache, nur Dungerzeugendes Mittel und unter dieser Ansicht mag es wahr seyn, daß man den besten Dung am wohlfeilsten erhält. Viele kleine zerstreute Heerden, Schafhausen vielmehr, erfüllen diesen Zweck am besten, benutzen allenthalben, was ohne sie an manchen Orten verloren seyn würde, und ihr Dung kömmt dem Pfluge nach allen Seiten ein wenig zu Hülfe.

Die moorigen sumpfigen Plätze, die flachen, vernachlässigten, im Winter unter Wasser stehenden, daher verschlämmten Gemeinweiden, das eingeschränkte Recht solche mit Schafen nur bis zu einer bestimmten Zahl zu benutzen, der Abgang an Privatweiden, an reiner Brache, der Mangel an Bergen und Hügeln, die Kleinheit der Wirthschaften, diese und mehr Umstände sind hier der Schafzucht nicht günstig. Sie nimmt daher eher ab als zu, besonders seit einigen nassen Jahren, wo die Fäule einen so großen Theil

davon aufgerieben hat. Ich weiß in dem ganzen Lande nur eine einzige Heerde von 900 Stück, wenige von 300, und von da ab bis zu 20, 30, 60. Dieser kleinen Haufen giebt es bei weitem die meisten.

Das hiesige Kleischaf ist ziemlich groß, hat kurze Beine, starke Knochen, dicke Hinterschenkel, einen kurzen Hals, einen breiten Rücken. Man hat an mehreren Orten die Veredlung angefangen, sie hat aber an einigen mißglückt. Die Veredlung des Futters müßte hier wohl vorangehen. Die Theilung der Gemeinheiten, und die daraus hervorgehende bessere Bewirthschaftung des Bodens könnte wahrscheinlich auch auf die Verbesserung der Schafzucht bei einigen stark betheiligten wirken; so wie sie im Ganzen die Zahl der Schafe auch beträchtlich herabbringen wird. Der gegenwärtige Zustand der Gemeinweiden ist so schlecht, und ihre Ausdehnung so wenig zureichend, daß die Besitzer der eigentlichen Stammheerden genöthigt sind, dieselben im Sommer auf einige Monate nach dem Paderbornschen oder dem Herzogthum Westfahlen zu bringen. Da aber auch in diesen Provinzen nicht mehr, wie sonst, eigene Huden zu pachten stehen; so werden die hingeschickten Schafe mit den dasigen zusammengestoßen, welches kein geringes Hinderniß für den Fortgang der Veredlung ist.

In

In dem Kreise Lüdinghausen verlegt man sich mehr auf das Ausmästen der Schafe, die man zu dem Ende in dem Arensbergischen oder Paderbornschen, der Gegend von Haltern und Dorsten im Herbste aufkauft, und den Winter über im Stalle mit Stroh und Heu füttert. Im Frühjahre und Sommer kommen sie auf die Weiden, das heißt Privatweiden, und Nachts wird der Hördenschlag oder die Pferche davon an die benachbarten Bauern, im Falle die Besitzer der Schafe nicht selbst Ackerland haben, verpachtet. Diese Art, die Weiden zu benutzen, hat seit einigen Jahren sehr zugenommen, und viele Weiden, welche sonst als Fettweiden für Rindvieh benutzt wurden, werden jetzt mit Hammeln betrieben. Manche Weiden können zweimal im Jahre mit neuem Vieh besetzt werden. Da aber den Weiden der nächtliche Dung, durch die Verlegung der Horden auf das Ackerland, entzogen wird; so werden die Weiden wahrscheinlich sich von Jahr zu Jahr verschlechtern, und das Hornvieh wird wohl wieder müssen darauf zurück berufen werden.

Schweine und Gänse.

Die Schweinezucht wird in den vorliegenden Gegenden mehr oder weniger stark betrieben, je nachdem das Getreide hoch oder niedrig im Wer-

the steht. Daß die westfählische Schweinerace zu einem hohen Grade von Veredlung gekommen, zeigt ihr Gewicht, zu dem man sie anderswo im Durchschnitte bei dem Mästen nicht bringt. Feine kurze Beine, ein langer sich tief herabsenkender Leib, breite Lappohren zeichnen sie aus; noch mehr aber ihr Fleisch nach der Mastung, indem die Schinken von einem 3 — 400 Pfund schweren Schweine verhältnißmäßig weit weniger Speck aufsitzen haben, als die von Schweinen von 180 bis 200 Pfund anderswo. Dieses macht denn auch die westfählischen Schinken zum Theile angenehmer, und bei der Verspeisung nützlicher. Sie werden großen Theils zum Handel bestimmt, das Uebrige wird in der Haushaltung verzehrt.

Im Sommer werden die Schweine auf Dreisch, Kleefeldern, Vöhdelanden oder in Gehölzen gehütet. Dabei giebt man ihnen auch noch Auswurf von Getreide, Trespe, Sauermilch, Küchen- und Gartenabfall. Im Winter erhalten sie eine Suppe, die von Scheuer-Auswurf, Lein- und Kleesamen-Hülsen, schlechtem Gerstenmehl u. s. w. zusammengesetzt und gekocht wird. Vielleicht, daß der Westfählinger seine Schweine auch außer der Mastzeit besser hält und füttert, und daß es daher kommen mag, daß sie vor der Hand mehr Fleisch ansetzen, statt daß man sie anderswo ihre Lebenszeit über oft darben läßt,

und dann erst ein paar Monate vor ihrem Tode vollauf füttert, wodurch sich dann wohl Fett ansetzt, allein das Fleisch zurückbleibt. Und so wäre auch die Verschlechterung der Race der schlechteren Behandlung zuzuschreiben, wie das wohl bei den meisten, wo nicht allen, Thierarten der Fall ist.

Zum Mästen werden sie zu zwei und zwei in einer Abtheilung eingeschlossen. Die Mastzeit beginnt gegen Ende Septembers und ist im Decemher vollendet. Man füttert dreimal im Tage. Der Anfang wird mit gekochten und zerstampften Kartoffeln oder Möhren gemacht, darin etwas Gerstenschroot oder trockene kleine Bohnen zugesetzt werden; später bekommen sie reinen Schroot von Gerste, Bohnen, Erbsen, auch dreimal im Tage. Die meisten Schweine zum Verkauf werden jedoch von Branntweinbrennern, Bierbrauern und Müllern gemästet; auch ist die Waldmast an einigen Orten ein wesentliches Hülfsmittel zum Fettmachen dieser Thiere. Zu einer Zeit, wo Westfahlen noch mit Eichen und Buchen bedeckt war, bestand das Einkommen der Landwirthe großen Theils in der davon herrührenden Mast. Daher kömmt denn wohl, daß die Schweine von jeher eine so bedeutende Rolle in der westfählischen Verfassung spielten, und die Eichel- und Büchelmast als eine der größten Wohlthaten Gottes

betrachtet wurde. So heißt es in einem Markenprotokolle von 1571: „Weil der allmächtige Gott in Homer Marken etwas Mast sehen lassen und bescheert u. s. w."

Nach welcher Art übrigens in Westfalen auch gemästet wird, so erreichen die Schweine daselbst ein sehr großes Gewicht. Einjährige erhalten um Horstmar und Ahaus in der Regel vollkommen 300, einzelne bis 450 Pfund. Bei Darfeld haben die fetten mittlern Schweine 250—300 und die schwersten 400—420 Pfund. Im Kreise Lüdinghausen haben sie gewöhnlich 270—350 Pfund; in der Gegend von Münster gelangen die mittleren auf 250, die schwersten aber selten auf 340 Pfund. Die leichtesten, wovon ich Kenntniß erhalten habe, sind zu Rödder, wo man die Mittelschweine zu 200 und die größten zu 300 Pfund annimmt.

Nachdem das Fleisch nach dem Schlachten kalt geworden ist, wird es in Stücke geschnitten, mit Salz stark eingerieben und überstreut, 14—18 Tage in einem Faß fest zusammengepackt. Nachher werden Speck und Schinken in dem weiten Busen des Rauchfanges zum Trocknen und allmähligen Räuchern aufgehangen, darauf in einer Kiste zwischen grünbelaubten Birkenreisern verpackt und dieselbe an einen trocknen Ort in den Zugwind gestellt. Einige lassen den Speck zwi-

schen trocknen Birkengereise und Vitzbohnenhülsen an einem kühlen trocknen Ort einpacken, die Schinken aber in Asche legen.

Die Gänsezucht ist nicht beträchtlich, und ich erwähne ihrer blos, um einen Mißbrauch zu rügen. Die Gänse gehen nämlich zum Verderben der Privat- und Gemeinweiden, und an manchen Orten selbst auf Feldern, frei herum, und obgleich jedermann die Schädlichkeit dieser Thiere einsieht, so will sich doch niemand dazu entschließen, seine Gänse abzuschaffen, oder ihr Wesen einzuschränken, so lange der Nachbar Gänse hält, oder nicht ein Gleiches thut. „Wenn man, sagte mir ein sehr verständiger Landwirth, ihren ganzen Ertrag an Federn, Eiern, jungen und alten Gänsebraten, gegen ihren Sommer- und Winterunterhalt, den Nachtheil, den sie dem Vieh auf der Weide und den Früchten auf dem Felde bringen, vergleicht, so wird sich finden, daß die Gänse bei uns mehr Schaden als Vortheil bringen."

So laufen in der Gegend von Ahaus Schweine und Gänse den ganzen Winter über bis in den April, auch wohl noch später, frei auf Aeckern, Weiden und Wiesen herum, und jeder gute Landwirth wünsche, daß eine so gehässige Gewohnheit durch ein Gesetz abgeschafft, und

durch gehörige Aufsicht gehindert würde. Der angeführte Unfug ist keine Servitut, sondern die bloße Folge von Indolenz, die einer dem andern übersieht, damit auch ihm ein Gleiches übersehen werde. Der fleißige, ordentliche Landwirth, der zwischen solchem Gesindel lebt, kann nur klagen, und muß es geschehen lassen, was die Mehrheit thut.

§. 7.

Weiden und Wiesen.

Weiden.

Wenn das Münsterland einen Ueberfluß an Gemeinweiden hat, so hat es doch einen Abgang an guten Weiden, und so hat die Masse so vielen zu Gras niedergelegten Wildgrundes, mit Zuzug der Hütungen in den Holzungen, nicht den Abgang an Futter verhindern; statt daß, wenn der vierte Theil dieses Grundes (ich rede nur von dem zu Futter tauglichem) gehörig besorgt und benutzt wäre, das Land einen Ueberfluß an Futter, also an Fleisch, Milch, Fett und Dünger haben würde. Man sieht hieraus, welche elende Stütze die Gemeinweiden überhaupt für den Ackerbau sind.

Wo sich jene Gemeinweiden nicht von vorzüglicher Güte oder in außerordentlicher Menge finden, da hilft man sich wie man kann. Man

dreischt ein, säet etwas Klee, und das sind noch wohl die weiseren Gegenden. An mehr finstern Orten herrscht die trostlose Vöhde. Sind die Gemeinheitsweiden auch gut; so daß sie den Ackerbau einen wesentlichen Beistand leisten können: so werden sie doch so sehr mit Vieh aller Art übertrieben, durch Heerden von Gänsen so verdorben, daß Kühe, Rinder und Pferde nur dürftig einige Nahrung darauf finden.

Es ist zu verwundern, daß, da die Privatweiden so selten sind, und so sehr gesucht und geschätzt werden, man doch so wenig zu ihrer Verbesserung thut; allein ich bin überzeugt, daß, wenn der Acker ungepflügt, also von Natur aus, auch nur eine halbe Aerndte hervorbrächte, so wie dieses bei dem Anger mit dem Grase der Fall ist, man eben so wenig für jenen als für diesen thun würde. Nur die eiserne Hand der Noth kann den großen Haufen zu Arbeit und Nachdenken bringen. Der Wilde steht nicht eher von seinem Lager zur neuen Jagd auf, als bis all sein Wildpret verzehrt ist, und der Hunger ihn auftreibt. — Die Zerstörung der Maulwurfshaufen und die Ausrottung einiges Gesträuches ist alles, was man an den natürlichen Weiden thut. Nach der holländischen Grenze hin soll man sich mit Vortheil der Torfasche zu den Grasplätzen bedienen.

Die Verschiedenheit der Güte der westfälischen Weiden macht auch eine Verschiedenheit in der Ausdehnung, die zum Weidegang einer Kuh erfordert wird. In dem Kreise Lüdinghausen sind es 2, 3 und mehr Magdeburger Morgen. Auf dem Kleyboden in der Nachbarschaft von Münster werden 8 Scheffel = 3 M. 36 Quadratruthen, bei Horstmar 2 Morgen, zu Darfeld anderthalb Morgen auf eine Kuh gerechnet. Man kann also im Durchschnitte zum wenigsten zwei Magdeburger Morgen auf eine hlesigländische Kuh von 250 a 300 Pfund annehmen.

Da, wo man eingefriedigte Dreischkoppeln hat, rechnet man ebenfalls 2 a $2\frac{1}{2}$ Morgen auf eine Kuh, je nachdem der Boden mehr trocken oder mehr feucht ist. Die Kühe werden gegen halb Mai aufgetrieben, und kommen nicht vor Ende Oktobers zu Hause. — Wie viel Morgen Vöhdeweide auf eine Kuh erfordert wird, ist wohl ein gordischer Knoten, den niemand lösen kann. „Die Kühe, sagt ein guter Landwirth, bleiben wohl auf den Vöhden am Leben; wenn sie aber dabei Milch geben sollen, so muß man ihnen am Abend auf dem Stalle den Hunger stillen."

Das Grasland steht an einigen Orten dem Ackerlande ziemlich gleich; jedoch da jenes nur selten verkauft oder verpachtet wird; so läßt sich

solches nicht so genau bestimmen. An andern Orten verhält sich sein Werth zum Acker wie 3 zu 2. Zu Itlingen, wo viel auf die Molkerei gehalten, und die Butter verfahren wird, stehen die Weiden in hohem Preise. Die Weide für eine Kuh thut 5 bis 10 und noch mehr Thaler Pacht. Die schlechten Rinderweiden thun 3—4 Thaler. Bei Ahaus zahlt man für das Auftreiben einer Kuh 2—5 Thaler, dagegen kommen die Kühe am Abend auch hungrig zu Hause.

Eigentliche Fettweiden, wie an den Rheinufern, in dem Clevischen, den Ufern der Lippe und Ruhr in dem Märkischen, hat man hier wenig oder gar nicht. Man legt sich mehr auf die Zuzucht, welche dann die Fettweider jener Gegenden der hiesigen abnehmen. Sie wird an einigen Orten stark betrieben, so daß jeder Voll- und Halbbauer jährlich 6 Stück Kühe und Rinder zu verkaufen hat. Ein großer Vortheil, wenn man bedenkt, daß ein Bauer sich dadurch immer seiner schlechten Milcher sogleich entledigen kann! Indessen wird doch auch einiges Vieh in dem Münsterlande auf den Weiden fett gemacht. Es muß schon eine sehr gute Weide seyn, wenn anderthalb Magdeb. Morgen eine fette Kuh von 300, höchstens 350 Pfund liefern sollen. Bei Münster rechnet man $2\frac{1}{2}$ Morgen darauf. Dasselbe gilt auch von der Gegend von Horstmar.

Man pflegt das Vieh anfangs Mai aufzutreiben, und hält dafür, daß es in gewöhnlichen Jahren gegen Ende Augusts seine Vollendung erreicht habe. Was es noch über diese Zeit weidet, dient nur blos zu seiner Erhaltung. Anderswo hält man 5 Monate dazu erforderlich, welche Verschiedenheit mehr oder weniger von der Güte des Grases herrühren mag. Ein Stück Vieh von mehrmals angeführter Größe kostet beim Ankaufe 15—18 Rthlr. und beim Verkaufe 24—28.

Da das Mästen im Ganzen nur schwach betrieben wird, so ist von Ausfuhr des Fettviehs nach den benachbarten Pr. Provinzen keine Rede, es wird vielmehr von da eingeführt. Dr. Meyer macht die besondere Bemerkung, daß das Vieh, so auf Kleyboden erzogen worden, vorzugsweise für die Fettweiden aufgekauft, und den auf Sandboden erzogenen vorgesetzt wird. Jenes soll dauerhafter seyn, der Nässe und Kälte besser widerstehen, nicht so leicht erkranken und in Fleisch und Fett mehr annehmen.

Die Befriedigungen der Weiden sind verschieden, und bestehen aus Gräben mit bepflanzten Wällen, aus Hecken und Geländern von gesägtem Holze. Diese sind aus zwei über einander herlaufenden 6—7 Zoll breiten Scheiden angefertiget, welche durch 8 Fuß von einander entfernte Posten laufen. Diese Befriedigungsart ist

in Gegenden, die den Ueberströmungen ausgesetzt sind, allein anwendbar, indem sie weder Schlamm noch Wasser anhält, und nicht von ihnen bedeckt oder gestört wird. Uebrigens geht durch sie kein Raum verloren. Ihre Dauer ist von 25—30 Jahren.

Wiesen.

Die Kleygegenden im Münsterlande haben einen Abgang an Wiesen, und an ihre Verbesserung wird wenig oder gar nicht gedacht. Die höheren Wiesen werden gewöhnlich abgeweidet, gehen daher in Weiden über; die tiefer gelegenen werden gemähet, manche auch wechselsweis ein Jahr um das andere abgemähet und abgeweidet, welches den Heuertrag derselben ansehnlich vermehrt. Von dem Wasser wird wenig Nutzen gezogen, höchstens daß man sich einmal die Mühe giebt, durch eine Staue etwas von einem Bache über eine Wiese zu treiben, aber regelmäßige Bewässerungen kennt man durchaus nicht.

Das Düngen der Wiesen ist als eine bloße Ausnahme anzusehen. Wo man es hat und kann, verwendet man dennoch Moder, ausgelaugte oder Bleicherasche und Torfasche darauf. In der Gegend von Nottulen geschieht das Aufbringen der Asche im Winter beim Froste, oder nach der Heuärndte. Man schlägt auch wohl den Moder mit

der Asche und etwas Dung in einen Haufen, und dieser Compost ist ohne Zweifel sehr passend.

An einigen Orten verhalten sich die Wiesen zum Ackerlande an Ausdehnung wie 1 zu 30 und an Werth wie 3 zu 2, an andern ist ihr erstes Verhältniß wie 1 zu 18. Ein Ackerwirth in der Gegend von Nottulen, der 200 Scheffel Gesäe Ackerland hat, hat höchstens 6—7 Scheffel Wiesen, und doch ist beim Verkaufe unter beiden kein besonders wesentlicher Unterschied. Vermuthlich daß die Schuld am Ertrage liegt, den man per Morgen nicht höher als auf 8 Zentner Heu rechnet. Diejenigen Wiesen, die den Vortheil des Wassers haben, gelten die Hälfte mehr. Im Kreise Lüdinghausen steht der Werth der Wiesen zum Ackerland wie 4 zu 1; zwei Morgen gute Wiesen geben hier ein starkes vierspänniges Fuder Heu. Auf den Kleyboden bei Münster rechnet man 8½ bis 9 Zentner Heu vom Morgen. Der Preis des Zentners Heu schwankt zwischen 12—14 gGr. — Die Heuwerbungskosten sind nicht wohl zu bestimmen, da diese Arbeit durchgehends vom Gesinde ausgeführt wird.

§. 9.

Dung und Düngstätte.

Stroh ist das einzige Streumaterial, was man in den Kleygegenden hat. Die armen Leute

bedienen sich auch des Laubs und Schilfs, in sofern sie solches haben können. — Ich habe nicht einen Stall in Westfalen gesehen, wo alltäglich ausgemistet wird. Der Mist bleibt wenigstens eine Woche unter dem Viehe liegen, durchgehends aber 4—6 Wochen; oder so lange bis dahin die Lage desselben dem Standorte der Krippen gleich kömmt, worauf 4, 6—8 Wochen hinlaufen. Wer den Werth eines solchen Dunges kennt, der wird diesen Gebrauch nicht tadeln, wohl aber den engen Raum der Ställe, wodurch das Vieh nothwendig bis an die Hacken im Kothe steht. Hierin herrscht ein großer Unterschied zwischen den westfälischen und brabäntischen Ställen, und jener Umstand des engen Raums für den Viehstand macht einen wesentlichen Fehler in der westfälischen Bauart, dem jedoch durch die Beschränkung der Tenne und der Vertiefung der Abseiten bei neuen Gebäuden abgeholfen werden könnte.

Der Mist wird entweder aus dem Stalle unmittelbar auf das Feld gebracht, oder auf der Miststätte ziemlich ebenmäßig vertheilt. Die Miststätte ist an den meisten Orten wenig oder gar nicht und an andern zu sehr vertieft, so daß bei erstern alle Feuchtigkeit davon fließt, bei letztern die Mistgrube einen Sumpf bildet. Dieser Sumpf muß bei vielem Regen nothwendig abge-

lassen werden, und dient dann zum Düngen der Wege und Straßen. Nur zu Nienbergen bei Münster hörte ich von Mistgruben sprechen, die an der Nordseite der Gebäude angebracht, und mit Bohlen oder Steinen ausgelegt sind.

Die Jauche wird nicht besonders aufgefangen, sondern fließt nach der Düngstätte, wo sie freilich, wenn der Mist mit Plaggen unterschossen wird, zu seiner Befeuchtung unentbehrlich ist; oder man leitet sie auch wohl auf einen nahe gelegenen Rasenplatz. Würde man die Jauche zuvor in einem weiten und tiefen Troge oder Kanal sammeln, und diesen zur Hälfte oder mehr mit Wasser anfüllen, und dann das Ganze von Zeit zu Zeit auf den Grasplatz fließen lassen, so würde sich die Jauche besser und weiter darauf vertheilen können, statt daß sie jetzt der geringen Quantität wegen sich unterwegs verliert, oder nur der Oberfläche von ein paar Schritten beim Anfange der Wiesen zu gut kömmt, und zwar zur Zeit und zur Unzeit. — „Die Jauche, sagt Dr. Meyer, kann unserer schlechten Wege und der Beschaffenheit unseres Kleyes wegen nur beim Froste aufgefahren werden. Ich habe selbst die Erfahrung gemacht, daß die vortreffliche Ahldüngung auf hiesigen schweren Boden nicht angewendet werden kann, und solche nach wieder-

holten vergeblichen Versuchen seit Jahren wieder aufgeben müssen."

Daß der etwas gerottete Mist wirksamer sey, als der ganz frische, darin stimmen die meisten Nachrichten überein; doch zählt man nicht zu diesem letztern den Dung, der 6—8 Wochen in dem Stalle gelegen hat. Feye zu Rödder, ein sehr braver Landwirth, hat sein eigenes Mistsystem. Er will keinen schwarzen oder stark gegohrenen Dung, noch vermodertes Stroh, sondern gelben Mist, in welchem das Stroh kurz und erweicht ist. Zu dem Ende legt er seinen Misthaufen auf flacher Erde, und so groß an, als es der Raum zugiebt. Er sorgt dafür, daß der Mist, wie er aus dem Stalle kömmt, auf das Genaueste gestreut und vertheilt werde; dann läßt er ihn von dem Viehe so fest als möglich treten, nur bringt er keine Schweine darauf, und überdeckt ihn mit einer dünnen Schichte Grund oder umgekehrten Rasen. Durch das Festtreten hält er die Gährung zurücke, und der Mist erhält sich beinahe in demselben Zustande, wie er aus dem Stalle kam. Er stach in meiner Gegenwart mit der Forke einige Würfe von dem Misthaufen aus, und der Mist hatte wirklich das frische gelbe Ansehen, welches Feye davon verlangt, und wie er ihn am wirksamsten findet. Ich gestehe, daß ich so ziemlich seiner Meinung hierüber bin.

Man ist allgemein für das schnelle Unterbringen des Dungs, und läßt ihn nicht leicht einen Tag auf der Oberfläche des Feldes liegen, „weilen, sagt hierüber sehr passend Osterhoff, aus Mangel an Dünger, dieses schnelle Unterpflügen für die folgende Früchte die beste Methode ist.“ Dagegen sagt ein anderer guter, rationeller und praktischer Oekonom: „Nach meiner Erfahrung ist es in den meisten Fällen besser, wenn der Dung einige Zeit ausgebreitet liegen bleibt, und trocken untergepflügt wird. In diesem Falle habe ich ihn auf die erste Frucht am wirksamsten gefunden.“ Ich glaube, daß durch diese zwei Beantwortungen die ganze Frage sehr richtig entschieden ist. Der sogleich eingepflügte Dung erhält sich länger in der Erde und äußert seine Kraft später; der Dung, der eine Zeit auf dem Felde gebreitet liegen bleibt, äußert seine Kraft schneller, und erhält sich schon darum nicht auf gleiche Dauer, wie der erste in dem Boden. Wem also darum zu thun ist, daß seine erste Frucht den Hauptnutzen von dem Dunge ziehe, der pflüge ihn erst nach einiger Zeit unter, und wer da will, daß der Dung einige Jahre über seine Kraft äußern soll, der pflüge ihn gleich unter. Zu Wintergetreide scheint es also gerathener, letzteres zu thun; zu Sommergetreide überhaupt scheint ersteres den Vorzug

zu verdienen. Ferner: wer alle Jahre düngt, lasse den Dung etwas obenauf liegen; wer selten, aber stark düngt, pflüge gleich unter. Endlich, wer mit dem Dünger geitzen muß, pflüge gleich unter, wenn die erste Frucht nicht zuviel davon ausziehen soll. Daher sagt der scharfsinnige Osterhoff sehr richtig: „Diese Methode ist wegen Mangel an Dünger für die folgenden Früchte die beste."

„Der Mist aus dem Stalle, sagt ferner dieser exellente Landwirth, wird am besten zu Wintergetreide, der aus der Mistgrube zu Sommerfrüchten benutzt. Die aufgefahrne Erde wirket vorzüglich auf Gerste und Flachs. Der Hühnermist behagt den Zwiebeln, und der Schweinemist den Gartengewächsen."

Heideplaggen, Grünplaggen, Moder, Erde, Mergel und Asche sind keine unbekannte Düngemittel in den Münsterschen Kleygegenden, obgleich (Plaggen, Moder und Erde ausgenommen) die übrigen nicht viel in Anwendung kommen.

Erde und Moder werden gewöhnlich im Herbste ausgeworfen, im Winter auf den Acker gefahren, im Frühjahr auseinander geworfen, und durch das viermalige Pflügen der Brache mit dem Boden verbunden. Auf diese Art sind jene Düngemittel wirksamer, als wenn, wie gewöhnlich zu geschehen pflegt, im ersten Frühjahre

Gerste in die frische Erde gesäet wird. Noch werden Erde, Moder, Teichschlamm auf die Kleefelder gebracht. Da wo man dreischt, führt man jene Gegenstände im Winter auf, breitet sie aus, läßt das Grüne durchwachsen, es den Sommer über von dem Viehe benutzen und pflügt dann im Herbste um. Eben daselbst setzt man sie auch mit Asche, oder mit Stalldünger in Haufen, und führt diesen Compost nachher auf die Wiesen. Ich beobachte, daß aller Schlamm und Moder, auf was für Art er auch gebraucht wird, ein ganzes Jahr vorher an der Luft gelegen hat. Ueberhaupt hält man dafür, daß das Ueberfahren mit Erde den Boden sehr verbessere. Die Wirkung davon erhält sich auf Kleyboden 4 — 5 Jahre über.

Obgleich der Mergel an vielen Orten vorhanden ist, so wird er doch wenig gebraucht. Hiervon nehme ich einige Gegenden aus. Man wendet ihn auf dieselbe Weise an, wie wir von der Modererde gesagt haben, nur giebt man dem Boden dabei eine halbe Düngung, welches bei dem Moder nicht geschieht. „Ich lasse, sagt Osterhoff, den lehmartigen Mergel auswerfen, vermische ihn mit Sand aus dem Bache und Moder, den ich in Fanggräben sammle, lasse den Haufen zwei Winter über liegen, und fahre ihn dann auf die Dreische, und zwar, wo mög-

lich im Winter. Ich bringe 150 Fuder auf den Morgen, und finde am gerathensten, ihn auf die Kleestoppel zu führen, also nach dem ersten Dreischjahr. Er wird Karrnweise abgeworfen, und erst im Frühjahr ausgebreitet. Seine Wirkung dauert zwei Fruchtumläufer, also 16 Jahre. Jedoch schließt dieses den Stalldung nicht aus. Außerdem, daß ich bei dem Umbrechen jeder Dreische dünge: so dünge ich auch gerne zu dem letzten Getreide, unter welches der Klee gesäet wird. Dadurch erhalte ich eine bessere Weide. Das Umbrechen der Dreische geschieht im Sommer, wobei das Land wie Brache behandelt und 3—4 Mal gepflügt wird. Geschieht das Umbrechen bei trocknem Wetter, wird nichts dabei vernachlässiget, und mit 6 Fuder gegohrnem, oder 8 Fuder frischem Strohmiste nachgeholfen: so hat man sich die besten Folgen, sowohl für Stroh als Korn, davon zu versprechen, und das auf mehrere Jahre."

Gyps und Pfannenstein sind hier wenig gekannt, auch nicht in der Nähe zu haben. „Von Pfannenstein, sagt Meyer von Itlingen: habe ich bei wiederholten Versuchen auf Klee, gar keine Wirkung wahrgenommen, und deshalb diese Düngung wieder aufgegeben."

§. 9.

Culturgegenstände und Fruchtfolge.

Ich sehe mich gezwungen, hier wieder die Unterscheidung der Kleygegenden des Münsterlandes in A und B vorzunehmen, welche ich schon bei der Angabe des Bodens §. 1. gemacht habe.

A.

Nordwestlicher Theil des Münsterländischen Kleybodens.

Man hat hier durchgehends Dreische- oder Koppelwirthschaft. Vier Fruchtjahre wechseln mit eben so vielen Weidejahren ab. Karl der Große scheint mit seinem Dreifeldersystem nicht bis hieher gedrungen zu seyn. Ohne Zweifel ist die Dreischwirthschaft die älteste von allen. Es war der erste Schritt, den die Menschen, gedrängt durch ihre Vermehrung, bei dem Uebergange aus dem bloßen Hirtenleben zu dem Stande der Ackerleute thaten. Sie entzogen nur nothgedrungen dem Viehe einen Theil seines bisherigen Raumes, und reduzirten ihn wahrscheinlich nur vor und nach bis zur Hälfte des Bodens, das Aeußerste, wohin man zu einer Zeit gehen konnte, da Klee und sonstige Futterkräuter noch nicht bekannt waren. Die alten Vöhden bezeichnen die Geschichtsspuren davon noch deutlich. Die Mar-

ken waren im Ursprunge, wie noch zum Theile jetzt, nicht getheilt; indessen hatten sich in den fruchtbareren Gegenden so viele Menschen angesiedelt, daß sie nebenher nicht Brod genug erzeugen konnten. Sie beschlossen also einen Theil, manchmal die ganze Mark, unter den Pflug zu nehmen, und theilten zu dem Ende. Da, wo es an Graswuchs nebenher gebrach, behielt sich die Gesammtheit das Recht der Hut auf der Hälfte der Felder vor, wenn die andere mit Getreide bestellt war. Vier Jahre an einigen Orten, an andern sechs Jahre, mogte der Boden letzteres tragen, darauf ließ man ihn liegen, sich selbst begrasen und setzte den Pflug auf dem Theile an, der bis dahin geruhet hatte. So entstand die Vöhde- und Dreischwirthschaft; wenn aber die erste schlecht und verwerflich war, so war es die letzte nicht. Räumte der Mensch dem Vieh die Hälfte seiner Felder ein, so hatte er auch Nutzen von demselben; seine Aecker, seine Bestellungskosten waren geringer, und sein Acker blieb im Stande. Die Dreischwirthschaft hat keinen andern Zweck als den, welchen die Zweifelder (Wechselwirthschaft) hat. Bei größeren Mitteln erreicht diese letztere ihren Zweck freilich vollkommener. Diese hat daher wirklich einen höheren Ertrag, jene eine geringere Ausgabe, und so näheren sie sich, wiewohl nicht ganz; aber ganz

gewiß stehen beide, als dem Gange der Natur angemessener, über der Dreifelder- oder bloßen Körnerwirthschaft. Wir werden davon, glaube ich, später noch einige Data dazu in der Grafschaft Marck auffinden. Für jetzt kehren wir zu unserm Gegenstande zurück.

Die Gegenstände der Cultur sind: Weitzen, Roggen, Gerste, Hafer, graue, gelbe und kleine Erbsen, Wicken, Pferdebohnen, dicke oder Saubohnen, Möhren, Kartoffeln, Rüben, Pastinacken, Klee, Raps, Flachs, einige Runkelrüben, und etwas Cichorien. Weitzen und Hafer machen die Hauptgegenstände der Cultur aus.

Bei Aufzählung der Fruchtfolgen will ich mich nur auf einige unter sich entfernte Punkte der Gegend beschränken, womit alles gesagt seyn wird, was sich über alle andere sagen läßt.

Fruchtfolge auf Kleyboden in der Gegend von Münster.

Der Fruchtumlauf dauert hier 8 Jahre, wovon 4 als Dreische zur Viehweide bestimmt sind. Man düngt dabei zweimal: einmal zum Getreide mit 6 vierspännigen Fudern Stallmist per Morgen, und das andere mal zur Dreische, oder dem Klee, von welcher Düngung hier unten. Man hat:

α

1) Roggen gedüngt oder
2) Gerste,
3) Mengkorn,
4) Hafer,

β

1) Weitzen gedüngt,
2) Hafer,
3) Weitzen,
4) Hafer.

γ

1) Gerste gedüngt oder
2) Roggen,
3) Erbsen oder Flachs
4) Weitzen,

δ

1) Flachs gedüngt,
2) Weitzen,
3) Erbsen oder Gerste,
4) Hafer,

Wo das Düngen zum Flachse geschieht, wie in dem Umlaufe δ, da wird er frühe gesäet; will man aber Spätflachs, so wird nicht dazu, sondern zu der Frucht, die auf den Flachs folgt, gedüngt. Man weicht auch wohl von jenen Regeln ab, und nimmt nach dem Weitzen, zu dem gedüngt worden, wieder Weitzen, oder nach dem Dungroggen Weitzen.

In dem vierten Jahre wird Klee in das Getreide gesäet, 5 Pfund auf den Morgen. Derjenige Klee, der bestimmt ist im folgenden Jahre geschnitten zu werden, wird im Winter mit einem Fuder Kuhmist überfahren; er giebt zwei Schnitte und liegt dann in den drei folgenden Jahren zur Weide. Der Klee aber, der schon im ersten Jahre zur Dreischweide dienen soll, wird im Winter mit 50 Karren Erde überfahren.

Nach Flachs, Erbsen, auch Hafer, folgt am

besten Weitzen oder Roggen; nach Gerste allenfalls im zweiten Jahre Weitzen, aber später nicht. Nach Rüben und Kartoffeln wächst selten gutes Wintergetreide; auch selten nach Klee guter Flachs.

Das Vortheilhafteste, was man im ersten Jahre auf die Dreische folgen lassen kann, ist Flachs oder Gerste oder Roggen oder Weitzen, so wie sie auch an der Spitze in den angegebenen Fruchtfolgen ♂, ♄, ♃, ♁ stehen. — In die aufgebrochene Grasänger wird im ersten Jahre vorzugsweise Hafer genommen. Dazu wird die Narbe schon im Frühlinge des vorhergehenden Jahres umgebrochen, und den Sommer über 2—3 mal gepflügt. In dem folgenden Frühlinge wird noch zweimal gepflügt, und eben so oft geeggt. — Auch auf Wildgegenden wird zuerst Hafer gesäet; dazu sticht man im vorhergehenden Sommer die Narbe ab, oder wenn die Witterung trocken ist, pflügt man sie mit unter, pflügt und eggt in dem Jahre mehrmalen, düngt mit einem Compost aus Moder, Flötzsand und Mist, pflügt und eggt im Frühjahr noch zweimal. — Auf den bessern Vöhden hat hier der Umlauf: 1 bis 4 Dreische, 5 Weitzen, 6, 7, 8 Hafer statt. Auf den schlechteren wechseln vier Jahre Dreische mit vier Jahre Hafer ab.

Fruchtfolge in der Gegend von Darfeld.

1) Pferdebohnen oder Erbsen gedüngt,
2) Weitzen,
3) Gerste,
4) Klee,
5) Weitzen gedüngt,
6) Gerste.

Auf den Dreischkämpen wird der Klee nur einmal geschnitten, dann liegt der Boden einige Jahre zu Weide, worauf mit Wintergetreide der Anfang gemacht wird.

Man nimmt auch wohl Weitzen nach Weitzen, und nennt den zweiten Weitzen: Folgeweitzen. Durch den Flachsbau, oder eine Zwischensaat von Erbsen, wird auch wohl der angeführte Umlauf unterbrochen, also um ein Jahr verlängert. Auch wird nach der Gerste, worunter kein Klee steht, noch Hafer nachgesäet. — Man siehet wohl, daß man hier auf die Güte des Bodens losfündet; daß er aber ein guter Boden sey, scheint die Eigenschaft zu beweisen, daß man Weitzen nach Weitzen säen kann, und Klee und Flachs mit gutem Erfolge in jedem dritten Jahre wieder vorkommen können. Erbsen allein machen hiervon eine Ausnahme und wollen selbst im vierten Jahre noch nicht fort. Der Boden friert nicht auf, und

leidet auch nicht von der Trockenheit, eher von der Nässe

Nach Bohnen und Erbsen geräth der Weitzen sehr gut, hauptsächlich aber nach Flachs. Auf reine Brache läßt man gerne Roggen folgen, so auch im ersten Jahre nach der Dreische. Diese wird im Sommer aufgebrochen, nach einiger Zeit abgeeggt, wieder gepflügt, geeggt, mit Dung befahren und zur Wintersaat gepflügt.

Man bricht auch wohl auf ähnliche Weise einen Grasanger auf. Hat das Umbrechen nicht früh genug geschehen können, so säet man Hafer in den frischen Umbruch und läßt die Narbe den Sommer über von selbst unter dem Hafer vergehen. Die Wildgründe werden zum Wintergetreide auf gleiche Art wie die Grasänger behandelt. Wird kräftig dazu gedüngt, so fehlts nicht an Früchten auf solch einem neuen Grunde.

Fruchtfolge in der Gegend von Horstmar.

Unter einem Fuder Dünger verstehe ich in diesem und dem folgenden Artikel eine Ladung, wie sie drei gewöhnliche Pferde auf gutem Wege, ohne überladen zu seyn, ziehen. Die Gegenstände, wozu gedüngt wird, und die Zahl der Fuder ist durch die Zahl der * angegeben. Der Dung ist so wie er aus dem Stalle gezogen wird. Die

Ausnahmen sind selten und gezwungen, wenn der Stall den Dung nicht mehr fassen kann, und die Witterung nicht erlaubt, ihn sogleich auf das Feld zu bringen.

Umlauf ohne Dreischweide.

1) Erbsen und Bohnen, ***
2) Weitzen,
3) Gerste oder Hafer,
4) Hafer,

oder:

1) Gerste, ***
2) Roggen — 2) Erbsen,
3) Gerste — 3) Wintergetreide,
4) Hafer — 4) Haser,

oder:

1) Kartoffeln, ***
2) Roggen — 2) Gerste,
3) Gerste — 3) Hafer,
4) Hafer — 4) Roggen.

Umlauf mit Dreischweide.

1, 2, 3) Weide,
4) Wintergetreide,
5) Gerste,
6) Erbsen,
7) Wintergetreide.

Es kömmt auch manchmal eine reine Brache vor, welche hier gewiß nöthig thut.

Die Fruchtfolgen mit und ohne Dreische laufen oft unter einander, so daß eine der andern auf demselben Stücke nachfolgt. Es scheint, daß man dann erst die Dreische eintreten lasse, wann die Lebenskraft des Ackers zu Ende geht. Der Klee wird also meistens in einen abgelegenen Boden gesäet. Kein Wunder, wenn er nur niedrig bleibt und dünne steht! Auch die Weide, die darauf folgt, ist nicht viel werth. Gräser erzeugen sich von selbst sehr sparsam, und wenn Camillen und Distein den Boden nicht deckten, so stünde er ganz kahl. Man hat sich also zu Borstmar auf dem Privateigenthum noch wenig über das leidige Böhdewesen erhoben, das auch hier Platz findet. Als Gegenstück will ich den Fruchtumlauf von diesem letztern hier angeben.

Umlauf auf Böhden.

1, 2, 3, 4) Weide,
5) Wintergetreide, **
6) Gerste,
7) Hafer oder Wintergetreide,
8) Hafer,

oder:

1, 2, 3, 4) Weide,
5) Flachs,
6) Wintergetreide, **
7) Gerste oder Hafer,
8) Hafer,

oder:

1, 2, 3, 4) Weide,
5) Wintergetreide,
6, 7, 8) Hafer.

Klee wird hier auf den Höhden nicht gesäet. Man schließe daraus auf den Werth der Weide! — Ich gestehe, daß die Cultur zu Horstmar Westfalen keine besondere Ehre macht, obgleich die Gegend für eine der Hauptgegenden gilt. — Hätte die liebe Natur nicht für uns gesorgt!!

Fruchtfolge zu Ahaus, Wessam, Wüllen.

1) Roggen, ***
2) Roggen,
3) Hafer oder 3) Gerste,
4) Hafer,

oder:

1) Weitzen, ***
2) Roggen,
3) Hafer oder Gerste,

oder:

1) Erbsen, Bohnen, ***
2) Weitzen,
3) Roggen,
4) Hafer,

oder:

1) Gerste mit Plaggendung,

2) Klee, dreimal geschnitten,
3) Weitzen, einfährig,
4) Roggen,
5) Hafer.

Nun aber ist das Land mit Gebähren fertig.

Oder:

1) reine, aber nicht gedüngte Brache,
2) Weitzen,
3) Roggen,
4) Hafer.

Verstand und Feder stehen hier stille! Auch gesteht man, daß so was sobald nicht wieder geschehen darf.

Statt Bohnen und Erbsen werden auch wohl Flachs, Rapps, Kartoffeln eingeschaltet. Jedoch wird zum Flachse nicht so stark gedüngt.

Eine seltsame Ausnahme von jenem landüblichem Fruchtumlaufe machen die Fruchtfolgen zweier Männer bei Ahaus, die wirklich wohlhabend sind, und ihre Wirthschaft mit Liebhaberei treiben. Der eine hat zum Theile einen starken Roggenboden, einen schwarzen, lehmigen, humusreichen Sand, worauf auch Hülsenfrüchte und Gerste gedeihen, der Klee sich aber bald verliert. Auf diesem Boden baut er:

1) 1 Jahr Roggen, ***
2) Roggen,

3) Roggen,
4) Hafer.

Dann geht die Geschichte wieder von vorne an. Der dritte Roggen soll dabei so gut wie der erste und zweite seyn. Unterdessen gesteht man doch, daß der Körner-Ertrag jetzt geringer sey, als vor Zeiten.

Auf Mittelboden, der sich sehr gut zu Gerste, Hülsenfrüchten und Klee schickt, auch nach diesem Weitzen trägt, zum Roggen aber nicht eben gut passen soll, hat jener Wirth folgenden Umlauf:

1) Hafer,
2) Erbsen, Bohnen, Flachs, ***
3) Weitzen,
4) Weitzen,
5) Roggen, darauf Stoppelrüben.

Darauf fängt die Sache wieder mit 1 an.

Ferner hat dieser Mann auf mildem warmen Kleyboden:

1) Reine Brache, eingedüngt,		
2) Weitzen,	oder	2) Raps,
3) Weitzen,	—	3) Weitzen,
4) Roggen,	—	4) Weitzen,
5) Hafer oder Gerste,		5) Hafer oder Gerste.

Nach dem Roggen läßt er noch Stoppelrüben folgen, die aber auf dieses plus ultra nicht einschlagen wollen.

Noch auf selbem Boden:

1) Erbsen und Bohnen, ***
2) Weitzen,
3) Weitzen,
4) Roggen, darauf Stoppelrüben, (diese schlecht)
5) Hafer oder Gerste.

Der andere dieser beiden Männer hat auf solchem Kleyboden:

1) Weitzen **	oder	1) Gerste, **
2) Weitzen	—	2) Klee,
3) Gerste	—	3) Weitzen, **
4) Weitzen	—	4) Weitzen,

oder auch:

1) Erbsen und Bohnen, **
2) Weitzen,
3) Weitzen, **
4) Gerste.

Man sieht wohl, daß diese Männer ihr System nicht aus Büchern geschöpft haben, und wenn das System den Grund zu ihrem Wohlstande gelegt hat: so hat der Boden alle Ehre davon.

Der Klee wird nicht gerne vor 6 und der Flachs vor 7 Jahren wieder genommen. Nach Gerste rechnet man auf eine schlechte Roggenärndte. Auch nach schweren Hafer soll der Roggen nicht so gut als nach leichtem gerathen. Weitzen geräth besonders gut nach Bohnen. Unter den Flachs säet man Möhren. Raps folgt

nach

nach reiner Brache. Klee kann dreimal geschnitten werden.

Fruchtfolge zu Rödder, Gegend von Dülmen.

1, 2, 3) Dreische,
4) Weitzen,
5) Weitzen oder 5) Roggen,
6) Bohnen — 6) Erbsen,
7) Weitzen — 7) Roggen oder Weitzen.

Einige säen etwas Klee unter den letzten Weitzen, andere unterlassen es. Auch nimmt man wohl im 6ten Jahre Gerste. Doch gesteht der brave Feye, und ich glaube es ihm ohne Mühe, daß der Weitzen nicht so gut nach Gerste als nach Hülsenfrüchte gerathe. Roggen zumal wolle noch weniger nach Gerste gedeihen. — Der liebe Bierkrug mag wohl Ursache an jenem widerrechtlichen Einschieben der Gerste seyn. Bei allem dem bleibt die Folge: Weitzen, Weitzen, welche ich sonst nicht möglich glaubte, sonderbar. Wir kommen zur Behandlung des Bodens bei dem angeführten Fruchtumlaufe.

Die Dreische wird am vortheilhaftesten im Winter des zweiten Jahres überdüngt. Dieser Dung besteht aus Moder, Schlamm und Erde. Er wird in Häufchen von dem Karrn gezogen, welche im folgenden Frühjahre auseinander ge-

stoßen werden. Das Gras wächst nun, das ist im dritten Dreischjahre, fröhlich durch, und der Boden bereitet sich zu dem Empfange des Getreides vor. In dem Nachsommer dieses Jahres wird die Dreische mit Stallmist gedüngt, und flach umgebrochen. Man eggt nicht ab, damit die Balken bei der folgenden Pflügart sichtbar bleiben. Man setzt bei diesem zweiten Pflügen den Pflug gerade auf derselben Stelle, nur tiefer als das erste Mal, an. Dadurch kömmt der Untergrund mehr in die Höhe, die Narbe mehr nach unten, und der Dung bleibt in der Mitte. Ich denke nicht, daß sich an dieser Pflugart etwas verbessern läßt; noch daß der Weitzen, oder, wenn der Boden etwas leicht ist, der Roggen, sich eine bessere Vorbereitung wünschen können, indem ihre Wurzeln hier frühe im Dung und später in der faulenden Grasnarbe Nahrung finden.

Nach der Weitzenärndte wird gestrichen, später vereggt, gepflügt, und wieder Wintergetreide gesäet, welches, da die Rasennarbe in die Höhe gebracht worden, keinen Dung nöthig hat. Die Stoppeln dieses Getreides werden im Herbste sogleich umgestrichen, und solches, wo möglich, wiederholt, (vielleicht ins Kreuz, oder das zweite Mal etwas tiefer als das erste Mal?) Man pflügt demnächst das Land noch vor Winter um

und eggt es im Frühjahre ab. Man düngt etwas, säet die Bohnen darüber her, und pflügt sie sammt dem Mist unter. Auch zu der Gerste, wenn welche in dieses Land kömmt, wird gedüngt. Doch, wie höher gesagt, säet man sie mehr aus Noth; daher auch Feye, um sie weniger aussaugend zu machen, Erbsen mit darunter aussäet. Ehre also diesen!

Nach den Erbsen und Bohnen kann dann hier wohl noch einmal Wintergetreide folgen, und in den Dreischjahren sich der Boden wieder gänzlich erholen. Wenn aus einer solchen Wirthschaft nicht $\frac{1}{3}$ mehr reiner Ertrag hervorgeht, als aus der Dreifelderwirthschaft: so irre ich sehr. Nur muß ich bei der Berechnung die Dreifelderwirthe bitten, die Grasänger mit in Anschlag zu bringen, deren sie bei ihrer Wirthschaft bedürfen; statt daß der hiesige Koppelwirth seine Weide auf dem Ackerlande selbst erzeugt.

Feye und Ennigmann zu Bulderen finden eine zweijährige Dreische vortheilhafter, als die dreijährige, und das mag bei ihnen, die zugleich Branntwein brennen, wohl der Fall seyn; indem sie dadurch nebenher noch Nahrung fürs Vieh erzeugen, und den Acker kräftiger unterstützen können; allein die, welchen solches nicht

A. P. Thaer.

gegeben ist, würden sich besser bei ihrer dreijährigen Dreische befinden.

B.

Fruchtfolge auf dem südöstlichen Theile des Münsterländischen Kleybodens.

Wenn wir in dem mehr nördlichen und westlichen Theile der Thongegenden des Münsterlandes nicht allemal ein tadelloses Wirthschaftssystem gefunden haben, so haben wir doch den Trost gehabt zu sehen, daß man darin von dem jetzt allenthalben anerkannten richtigen Grundsatze ausgehe, daß es nothwendig seye, zwischen Körner und Futter zu wechseln; es sey nun, daß dieses von vier zu vier Jahren, oder von einem Jahre zum andern geschehe. Dieser Trost wird uns aber, durch welches Verhängniß weiß ich nicht, in dem südöstlichen Theile dieses Regierungsbezirkes nicht werden. Wir finden daselbst die Dreifelderwirthschaft, mit Ausnahme allenfalls einiger schlechten Bodenarten, bei denen das Dreifeldern nicht gehen wollte.

Fruchtfolge auf Weitzen- und Gerstboden.

1) Reine Brache, gedüngt,
2) Weitzen oder Roggen,
3) Gerste,

4) Hülsenfrüchte oder Gemenge von ¾ Erbsen und ¼ Hafer,
5) Weitzen,
6) Hafer.

Die Fruchtfolge auf Roggen- und Gerstboden ist von dieser nicht verschieden, als daß im 2ten Jahre allemal Roggen vorkömmt, auch im 5ten Jahre bleibt manchmal der Weitzen weg.

Auf Weitzen- und Haferboden.

1) Reine Brache, gedüngt,
2) Weitzen,
3) Hafer,
4) Weitzen,
5) Hafer,
6) Hafer.

Auf armen Weitzenboden.

1) Reine Brache, gedüngt,
2) Weitzen,
3) Rauchfutter, ¾ Wicken, ¼ Hafer,
4) Weitzen,

oder:

3) Hafer,
4, 5, 6, 7) Dreische.

Auf schlechtem sogenannten Pannerdigen Boden hat man:

1) Reine Brache, gedüngt,

2) Traspenroggen,
3) Hafer,
4) Traspenroggen,
5) Hafer,
6, 7, 8, 9) Dreische.

Auf nassem Haferboden, dessen Ertrag sehr geringe ist:

1) Brache, gedüngt,
2) Roggen,
3) Hafer,
4) Klee,
5) Hafer.

Ich habe nur wenige Beobachtungen über ein System zu machen, das sich genug von selbst ausspricht. Man hat gesehen, daß in 6 Jahren nur einmal gedüngt wird. Indessen geben vorzügliche Wirthe zum Rauhfutter noch eine halbe Düngung. Einige unter ihnen finden vortheilhafter, die Brache schwach, das Futterfeld aber stark zu düngen.

Auf dem Lehmboden ist die Cultur des Wick- oder Erbsenhafers merkwürdig. Sie liefert eine große Masse von sehr gedeihlichen Futter, welches den gewöhnlichen Wiesenarmen Gütern des Münsterlandes sehr zu statten kömmt. Auf den Weitzenboden säet man jedoch die Hülsenfrüchte oft allein.

Die Vermischung des Roggens mit Traspe,

welche auch in andern Gegenden vorkömmt, ist hier auf nassem, kaltgründigen Boden sehr gebräuchlich.

Schließlich muß ich noch die Fruchtfolge angeben, der auf dem Niederungsboden Itlingen, dessen ich höher unter den Bodenarten erwähnt habe, statt hat.

1) Erbsen und Bohnen,
2) Gerste,
3) Hafer,
4) Hafer.

Da zu allen jenen Gegenständen nur einmal gepflügt, geeggt und gewalzt und in den 4 Jahren nur einmal gedüngt wird: so ist der Reinertrag von diesem Niederungsboden so groß, als der der besten Lehm- und Kleybodenarten in derselben Gegend.

§. 10.

Anbau des Getreides.

Die Cultur der Dreifelderkleygegend des Münsterlandes läßt sich aus ihrer Fruchtfolge leicht entnehmen, und ich übergehe sie, als sattsam bekannt, und nichts besonderes darbietend. Auch über den Getreidebau in den Dreischgegenden habe ich mich bei Gelegenheit der Fruchtfolge schon zum Theile erklärt, das Uebrige werde ich hier nachholen.

Die Dreische wird bei Münster und Darfeld dreimal zum Weitzen gepflügt, und der Dung vor der letzten Pflugart untergebracht. Auch die Kleestoppel behandelt man eben so, wenigstens zum Roggen. Nach Erbsen und Bohnen wird der Boden sogleich mit dem Pfluge umgestrichen, 8—14 Tage nachher geeggt, und zur Saat gepflügt. Man säet in der Mitte Oktobers; indessen wollen aufmerksame Beobachter erfahren haben, daß die frühere Saat durchgehends die beste sey. Man säet an Weitzen, Roggen, Gerste und Hülsenfrüchte einen Scheffel und an Hafer anderthalb Scheffel auf den Morgen. Wenn der Boden zähe ist, wird an einigen Orten der Weitzen bei trocknem Wetter anfangs Aprils durcheggt. Ist er aber lose, so wird er geschleift oder gewalzt. Besonders sieht man gerne, wenn auf das Eggen, auch auf das Walzen, bald ein gelinder Regen eintritt. „Durch das Eggen, sagt Osterhoff: werden die durch starken Frost und scharfe Winde entblößte Wurzeln wieder zugescharret, angehäufelt und erhalten neue Erde. Der Weitzen fängt itzt erst recht an zu leben, und dehnt sich durch das Austreiben neuer Sprößlinge auseinander." — Man hört gerne einen blos praktischen Landwirth so raisonniren!

Das Jäten des Weitzens im Vorsommer hat

hier bei mehreren guten Landwirthen statt. Man unternimmt es, wenn die Frucht 8—9 Zoll hoch ist. Das Jäten hat nicht allein ein reines Korn, sondern auch eine stärkere Bestaudung zum Zwecke, und „diese letztere Absicht, sagt Borchmeyer, wird auch immer dadurch erreicht."

Der Weitzen wird mit der Sense abgebracht, mit einer kleinen Harke in Garben zusammengezogen, gebunden und Gassenweise zu 20 Garben, je zwei und zwei gegeneinander angestellt, und nach 8 Tagen eingefahren. Die Hungerharke folgt. Das so nützliche, so beliebte Kasten des Getreides kennt man in Westfalen, so wie in den Niederlanden nicht. Ich werde es in der Folge beschreiben. Die Aerndtekosten vom Morgen thun ohne Beköstigung 1 Rthlr. 18 Gr., mit Beköstigung 12—13 Groschen.

Bei dem Roggen hat großen Theils dieselbe Behandlung statt, jedoch wird die Dreische einmal mehr als zum Weitzen gepflügt, eben so oft geeggt und gedüngt. Die Saatzeit für den Roggen ist um Michaelis. Im März wird gewalzt, und dieses Walzen muß dem Dreischroggen sehr willkommen seyn. Was zu Saatkorn bestimmt ist, wird gejätet. Die Westfälinger verdienen also wohl eine Stelle unter den Landwirthen.

Die Gerste wird im Mai gesäet, nachdem

der Boden möglichst dazu aufgelockert worden ist. Nach der Aussaat wird gewalzt. Sie wird nur bei ungünstiger Aerndtewitterung in Garben gebunden, sonst, wenn sie 6 Tage gelegen hat, in Haufen gebracht und los aufgeladen.

Zum Hafer wird 2—3 Mal gepflügt, Ende April oder Anfangs Mai gesäet.

Zu Erbsen wird 3 Mal gepflügt, Anfangs April gesäet. Sie werden mit der Sichel abgebracht, und sogleich in Garben gebunden. Man wendet nach 8 Tagen diese Garben, und wieder nach 3 Tagen bringt man sie in Haufen, und fährt sie heim. Die Aerndtekosten belaufen sich dabei auf 1 Rthlr. 12 Gr., also etwas höher als bei dem Getreide.

Auch in der Gegend von Ahaus wird hin und wieder der Weitzen im April geeggt, damit er sich stärker bestaude, und zwar mit gutem Erfolge. Der Roggen wird gewalzt. Man jätet an einigen Orten aus dem Wintergetreide die blaue Kornblume und das Klapperkraut, rhinantus crista galli, und aus Hafer, Gerste und Buchweitzen den Hederig.

Zu Ahaus, Wessum und Wüllen werden die Halme an ihrem oberen Theile eingeknickt, wodurch die Aehren in den Garben abwärts hangen. Bei dem, der das Kasten kennt, erregt eine solche Vorrichtung nur Erbarmen.

§. 11.

Anbau der Futtergewächse.

Dieser schränkt sich blos auf den Klee ein. In den Dreifelder-Gegenden wird er durchgehends unter Hafer, einigemal unter Gerste, jedoch nie unter Roggen, der nach Weitzen folgt, gesäet. Man nimmt 4—5 Pfund auf den Morgen. Beide Kleeschnitte werden im folgenden Jahre zu Heu gemacht, darauf umgebrochen und einjährig mit Weitzen besäet. Im Winter wird, so weit es reicht, der Klee mit Erde aus Gräben und Teichen, auch wohl mit kurzen Mist befahren und bestreuet, wonach er sehr üppig wächst. Gyps ist nicht zu haben und wiederholte Versuche mit Salz-Abfall sind ohne alle Wirkung auf den Klee sowohl, als auf die nachfolgende Frucht geblieben.

Nur in den Kreisen von Lübinghausen und Beckum wird der Kleebau stark betrieben, vorzüglich des Saamens wegen, wovon viel Geld gemacht wird. Von 50 Morgen werden ihrer 8 mit Klee bestellt, statt daß man in andern Gegenden kaum die Hälfte davon hat.

Grün wird der Klee wenig und etwa nur an die Pferde gefüttert; in der Regel wird er zu Heu gemacht und die Pferde damit im Winter, ohne hartes Futter, ernährt.

Der Kleebau ist hier schon lange eingeführt; doch hat sich solcher vermehrt, seit man angefangen hat, Saamen davon zu ziehen. Man benutzt den Klee in der Regel nur ein Jahr, es sey denn, daß man das Land zur Weide will liegen lassen.

Im allgemeinen geräth der Klee nur mittelmäßig und „nach vielen Versuchen, sagt Meyer, welche ich seit neun Jahren auf verschiedenartigen Boden damit angestellt, habe ich doch nur in den Jahren, wo der Klee am besten stand, zwei mittelmäßige Schnitte davon gehabt, aber ihn nie dreimal schneiden können." Auf dem strengen Kleyboden will der Klee gar nicht fort und auf gutem Sandboden geräth er auch nur mittelmäßig und steht gewöhnlich dünn. Hat er auch den Winter glücklich überstanden, so leidet er bei kalter trockener Wtterung im März, April und Mai. Ist er dann einmal von der Kälte im Wachsthum gestört: so wächst er auch wenig mehr, wenn selbst gute warme Witterung eintreten sollte. Auf Boden, welcher Aehnlichkeit mit dem sogenannten Aueboden hat, hat Meyer Versuche mit dem Kleebau, wiewohl vergebens, gemacht. — Der Klee fror im Winter aus, und wenn auch hier und da ein Stück stehen geblieben, so blieb er doch so kurz, daß er kaum konnte gemähet werden.

Der Weitzen geräth nach dem Klee vortrefflich — nicht so der Roggen, welcher auch nach mehrmaligen Pflügen mittelmäßig, ja schlecht steht.

Wicken zum Grünabfuttern werden nur auf einigen wenigen Gütern gesäet. Sie gerathen gewöhnlich gut. „Ohne Wicken, sagt Meyer, ist hier keine Sommerstallfütterung mit dem Hornviehe ausführbar."

In der Gegend von Münster auf dem unter A beschriebenem Theile wird der Klee nur meistens zum Niederlegen als Dreische betrachtet, und dann wo möglich mit Erde überfahren; wozu aber mehr als 100 Karrn per Morgen fallen. Man schneidet ihn in dem ersten Jahre zweimal, in den folgenden dient er zur Weide. Man hält den Klee für vorzüglich zu diesem Zwecke, weilen ohne ihn die Dreische in den ersten Jahren nichts leisten würde. Die wenigen kleinen Kleestücke, die nur ein Jahr zum Abschneiden für die Pferde dienen sollen, werden mit Stallmist gedüngt, à 3 Karrn per Morgen. Die Stoppeln solcher einjährigen Kleefelder haben bei weitem nicht gleich vortheilhafte Wirkung auf die nachherige Körnererzeugung, als eine umgebrochene mehrjährige Klee- und Grasdreische.

Auf gutem Roggen- und Gerstboden gedeiht der Klee am besten; weniger auf schwerem

Weitzenboden; auf naßgründigen kaltem Boden gar nicht.

Zu Ahaus säet man den Klee unter Weitzen, Gerste, Hafer, Lein und, wiewohl nicht gerne, unter Roggen. Ueber das Wintergetreide wird er bis zu Ende Aprils ausgesäet und eingeegt. Die Gerste hat unter allen diesen Vorfrüchten den Vorzug. Die Verschiedenheit in der Quantität des Saamens, die man braucht, ist bewundernswürdig. Sie schwankt von 5 zu 17 Pfund. Doch findet man, daß er bei 5 Pfunden zu dünne stehe. Man überdüngt den Klee hier selten, und doch schneidet man ihn dreimal, bestellt dann das Feld einfährig mit Weitzen, oder mit Hafer, seltner mit Roggen. Einige benutzen den Klee blos als Weide; schneiden ihn also gar nicht, welches gewiß eine bloße Vergeudung ist, die Folge einer Nachlässigkeit, welche der wahre Landwirth nicht ohne Verdruß ansehen kann. Dagegen halten die hiesigen Bewohner das Grünabfüttern der Wicken für eine noch größere Vergeudung. (!)

Andere Futtergewächse kennt man nicht.

§. 12.

Anbau des Wurzelwerks.

Man kennt, oder will hier nichts als Kartoffeln, Rüben und etwas Möhren, die man an

einigen Orten unter den Lein säet. Pastinaken und Runkeln sind noch seltener, und man findet sie nur in den Gärten. Die ganze Cultur der Wurzelgewächse bezeichnet sich hier so wenig, daß sie beinahe keine Beschreibung verdient. Zu den Stoppelrüben wird an einigen Orten gedüngt, und solche, wenn sie das vierte Blatt haben, auch wohl durcheggt. Zu Kartoffeln bringt man 8 Fuder Dung auf den Morgen. Es giebt Orte, wo man sich nicht einmal die Mühe nimmt, die Kartoffeln zu behacken. Indessen weilen in der Nacht noch hier und dort ein Sternlein aufgeht, und den irrenden Wanderer zurechtweist; sodann auch in der Bauerschaft Lünten unter Vreden, wo ein Bauer, Namens Decker, seine Kartoffeln mit dem Pfluge behackt. Es fand so sehr Beifall, daß man jetzt in seiner Umgebung fast nur bepflügte Kartoffeln findet, indem jeder, der ihm darin nachahmt, einen beinahe doppelten Ertrag hat. So viel kann Beispiel! und Beispiel allein kann so viel unter dem rohen Haufen!

Vom Ertrage kann ich nichts sagen. Dr. Bispinck sagte mir, daß er vom Scheffel Gesäe = 58 Quadratruthen Rheinländ. schon 35 Berl. Scheffel Kartoffeln geärndtet habe. — Flachs geräth nach den Kartoffeln am besten.

Das Säen der Möhren unter Flachs wird hier sehr zweckmäßig gefunden; nur kann dann,

wegen Verspätung, nicht wohl mehr Wintergetreide darauf folgen. Man düngt den Morgen mit 6 Fuder, wenn Möhren unter den Flachs kommen. Wenn der Flachs weggebracht ist, wird das Land gejätet, und darauf tüchtig geeggt.

§. 13.

Cultur der Handelsgewächse.

Die Oelgewächse, Raps, Rübsen und Sommerraps, welche hier gebaut werden, und zu welchen der Boden an vielen Orten vortrefflich geeignet wäre, reichen zu dem Bedürfnisse des Landes nicht zu. Die Hälfte des Oelvorraths kömmt aus dem Auslande, und so wandert das Geld dafür aus, und die so nützlichen Oelkuchen kommen nicht herein. Der Rapsbau, dieser wichtige Industriezweig, der sich so leicht mit jeder etwas kräftigen Wirthschaft verträgt, und so wenig Arbeit und Aufenthalt darin verursachet, wird also hier zum Erstaunen vernachlässiget. Man baut ihn beinahe nur in den Gärten, und bringt man ihn aufs Feld: so wird nicht dazu gebraacht, sondern es werden die Roggenstoppeln dazu genommen. Gedüngt wird zwar wie zum Wintergetreide; allein, da man nicht hackt, wie im Elsaß, und nicht verpflanzt, wie in den Niederlanden: so kann man sich den Ertrag davon in einem Lande, wie Westfalen,

leicht

leicht vorstellen. Ehre jedoch dem Dr. Bispinck, bei dem ich auf Reihen gepflanzten und behäufelten Raps sah! Seine Pferdebohnen waren in 20 Zoll von einander entfernten Reihen gesäet, und die Zwischenräume so rein gehalten, wie in einem Garten. Statt daß die Erbsen-Aecker seiner Nachbaren so sehr mit Hederig überwachsen waren, daß ich ihnen darin (leider!) den Vorzug vor allen andern zugestehen muß, die mir je vorgekommen sind.

Wenn auch nichts einen Landwirth dazu bewegen kann, Gespinnstpflanzen zu bauen: so ist es doch die Nothwendigkeit, seine weiblichen Dienstbothen in den langen Abenden und sonst arbeitleeren Wintertagen zu beschäftigen. Heuerlinge, Tagelöhner u. s. w. würden durchaus ohne sie nicht bestehen können. Die Erfindung der Methode, mit 2 Händen auf 2 Spulen zu spinnen, die immer beliebter wird, und sich mehr und mehr verbreitet, vermehrt den reinen Ertrag, indem sie die Arbeit verringert.

Man baut den Lein entweder nach Kartoffeln, oder nach Getreide, oder nach der Dreische. Nach Kartoffeln wird einmal vor und einmal nach Winter gepflügt, und der Boden durch fleißiges Eggen und Walzen, oder Klötte zerschlagen, möglichst klein gemacht. Auch nach dem Getreide hat dieselbe Zurichtung für den

Flachs statt. Ist es eine Dreische, die Jahres vorher hat umgebrochen werden müssen, so wird sie im Frühjahre zum Flachse nicht weiter gepflügt; sondern blos geeggt und gewalzt. Möhren können aber unter den Dreischflachs nicht wohl gesäet werden. Der Frühflachs wird Anfangs April und der Spätflachs Anfangs Juni gesäet. Dann säet man noch an einigen Orten auch Anfangs Mai.

§. 14.

Verschiedene Notizen.

Unkräuter.

Die häufigsten und schädlichsten Unkräuter dieser Gegend sind: 1) Flughafer, 2) Hederig, 3) Vogelwicken, 4) Wasserknöterich (poligonum amphibium), 5) Klatschrosen, 6) Wucherblume, 7) Klapperkraut (rhinantus crista galli), 8) Hundediel (authemis cotula), häufig im Klee, 9) blaue Kornblume, 10) Camillen, Disteln, 12) Kandelwisch (equisetum arvense), 13) wilde Zwiebeln oder wilder Knoblauch. Die Unkräuter von 1 bis 5 wuchern am meisten, wenn, nach dem hiesigen Ausdrucke, **kein Dreisch mehr in dem Boden ist.** Sie können daher durch Sommerbrache oder Dreisch wieder vertilgt werden. Nr. 6 wird durch Mergel verdrängt. (?) Nr. 7 wird nur durch Ausziehen vor dem Saamen-

ansetzen getilgt. Es wächst bekanntlich auf feuchten Feldern und Wiesen, so auch Nr. 13 ein beschwerliches Unkraut, das der Butter einen bittern Geschmack mittheilt. Man hat in der Gegend von Nottulen seit kurzem die Erfahrung gemacht, daß es durch Auffühen von Sand getilgt werden kann. Die Wurzeln von Nr. 12 liegen oft 15 bis 20 Fuß tief unter der Erde, wo sie eine feuchte Schichte finden. Durch ein sehr fleißiges, oft wiederholtes Hacken und Häufeln bei dem Kartoffelbau kann diese Pflanze, der Erfahrung nach, vermindert werden.

Erfahrungen.

Wir verdanken die Mittheilung folgender Erfahrungen dem Schulzen Osterhoff.

1. Wenn der Boden in hiesiger Gegend (Bürgermeisterei Nienberge) zu gehöriger und trockener Zeit zubereitet, das Getreide bei nasser Witterung gesäet und eingeeggt wird, und nachher wieder trockene Witterung einfällt, so giebt das Getreide gewöhnlich den größten Ertrag.

2. Je mehr das Saatkorn ausgetrocknet ist, um so besser gedeiht es.

3. Das Saatkorn, das erst unmittelbar vor dem Säen ausgedroschen wird, geht schneller auf, und der Hafer leidet nicht von dem Brande.

4. Der vor der Aussaat im Backofen ge-

linde getrocknete Leinsaamen giebt einen halben bis ¾ Fuß längeren Flachs, als der nicht getrocknete.

5. Der zu lockere und zu sehr ausgetrocknete Boden ist nicht so ergiebig, als der feste, reine und gehörig nasse.

6. Der dicke, feiste Getreidesaamen gedeihet nicht so gut, als der von mittlerer Vollkommenheit.

7. Hornspäne auf trocknen Boden gesäet, und mit dem Saatkorn untergeeggt, äußerten zwei Jahre lang ihre düngende Kraft; als aber der nämliche Versuch auf nassem Boden wiederholt wurde, blieben die Hornspäne ohne Wirkung.

8. Im Oktober 1815 säete Osterhoff zwei auf gleiche Art im Trocknen zubereitete, neben einander liegende Grundstücke von gleicher Güte und Größe mit Weitzen, und zwar das erste und niedrigste, während einem starken Regen, so daß man gezwungen war es zu verlassen, noch ehe die Egge ganz darauf vollendet hatte. Einige Tage nachher wurde das zweite Stück bei günstiger Witterung eingesäet. Bei der Aerndte lieferte das erste ⅓ an Ertrag mehr als das letztere.

9. Wegen der im Sommer 1816 so regnerischen Witterung, spreuete er den Spatflachs gegen die Gewohnheit seiner Gegend mit den Knoten auf einer Dreische, statt ihn im Wasser

zu röden, und fand beim Dreschen den Saamen und den Bast bei der Verarbeitung von vorzüglicher Güte, da doch ein anderer Theil Flachs von demselben Felde, welchen er in Wasser legen ließ, fast gar keinen Werth hatte.

10. Er hält das vergangene nasse Jahr und den so feuchten Winter von $\frac{1816}{1817}$ für sehr heilsam, indem der Mangel an Feuchtigkeit sich von Jahr zu Jahr mehr spüren ließ, wodurch die Fruchtbarkeit des Bodens nachließ und zumal die Gerste nicht mehr voran wollte.

11. Er behauptet, daß Krebse, todte oder lebendige, auf den Soller oder Kornboden gebracht, den Kornwurm vertreiben.

So viel vom Schulzen Osterhoff! Es ist zu bedauern, daß das Münsterland nicht ein Paar Schocke solcher Schulzen besitzt!

Brand, Honigthau, Rost.

Man nimmt hier zu 12 Scheffel Weitzen $\frac{1}{4}$ Scheffel ungelöschten Kalk, läßt solchen in 3 Eimer (NB. keine preußischen) Wasser auflösen und kochen, und übergießt mit diesem heißen Wasser den Saatweitzen unter beständigen Umstechen. Nach 24 Stunden ist er trocken, und kann gesäet werden, ohne im folgenden Jahre Brand zu befürchten. Osterhoff behauptet, daß sowohl er als seine Nachbaren durch den Gebrauch

dieses Mittels durchaus keinen Brand haben. Dagegen sagt Meyer: „Ich habe schon seit 8 Jahren gekalkt und gevitriolt, auch zur Aussaat zum Theile nur alten Weitzen genommen, und habe doch öfters Brand gehabt.“ Vielleicht liegt der Unterschied darin, daß der Kalk bei Osterhoff gekocht und heiß, ja siedend gebraucht wird.

Honigthau und Rost befallen das Wintergetreide in einigen Gegenden ziemlich oft. Der Rost hat vorzüglich auf das Stroh einen sehr nachtheiligen Einfluß. Es verliert dadurch viel von seinem Nahrungsstoff und das Vieh frißt es ungern. „Berberitzen, sagt Meyer, giebt es bei mir wenige, doch kenne ich anderswo eine Hecke zwischen Ackerlanden, worin sich viele Berberitzen befinden, und wo auf jenen Landen nie kernreiches Wintergetreide wächst.“ Ich beziehe mich hier auf die Erfahrungen, welche ich schon bei der Beschreibung des Ackerbaues im Ravensbergischen angeführt habe, und noch in der Folge anführen werde.

Saamen wechseln.

Wird allenthalben für gut und nützlich gehalten; nur muß man nicht den Saamen von Sandauf Kleiboden bringen. Man schätzt das Wechseln mit dem Saatkorn einer halben Düngung gleich. „Nach meiner achtjährigen Erfahrung,

sagt Meyer, geräth der fremde Getreidesaamen außerordentlich gut; es ist aber nur für ein Jahr, und das Wiedersäen des davon genommenen Korns taugt nicht. Auch darf das fremde Saatkorn nur mit Auswahl und Berücksichtigung des Bodens, worauf solches gewachsen ist und worauf man es säen will, genommen werden. So würde z. B. Roggen von leichtem Sandboden auf schwerem Klei nicht gerathen." Derselben Meinung ist auch Osterhoff. — Mit Kartoffeln aber hat es eine entgegengesetzte Bewandniß. Auf dem Klei werden sie bald zu wässerig, wenn sie mehrere Jahre nach einander darauf gebaut werden. Man pflegt daher alle zwei Jahre neue Pflanzkartoffeln von dem Sande zu beziehen.

Es versteht sich, daß obige Beobachtungen noch eine wiederholte Prüfung erfordern, bevor sie zu Erfahrungs-Sätzen erhoben werden können.

III.

Landwirthschaftliche Bemerkungen eines Reisenden.

(Fortsetzung Bd. II. S. 400.)

Diese Provinz ist in der Hinsicht in 29 Bezirke getheilt, die Beschreibung eines jeden Einem übertragen worden, um dann zu einer allgemeinen Uebersicht geordnet zu werden. Durch Werke dieser Art, welche nicht die Sache des Einzelnen sind, können solche Societäten dem Staate, der Menschheit und der Wissenschaft am meisten nützen.

Am 21sten August verließ ich Wien zum zweiten Mal. Dieselbe trockene Gegend, wie auf den drei mir schon bekannten Seiten, mangelnder Klee und ziemlich viel Maisbau, erstreckt sich von Wien, bis an die, von Steiermark herab gegen die Donau laufende, kleine Gebirgskette, gegen welche einiger Kleebau beginnt, der Mais-

bau aber gänzlich aufhört. Gleich hinter St. Pölten, besonders bei Loosdorf und Stift Melk, wird ein starker Safranbau betrieben, was aber wohl nur vortheilhaft von kleinen Besitzern geschehen kann, obgleich der hiesige Safran gleich dem besten orientalischen bezahlt wird. Der Ackerbau hiesiger Gegend verdankt seine Vorzüge hauptsächlich den durch das Stift Melk gegebenen Beispielen.

Ich fuhr von da über die Donau nach Laubereck, den Lieblingsaufenthalt des Kaisers. Ein kleines Haus, worin er sich nur 3 Zimmer vorbehalten, liegt, umgeben mit schönen jungen Obstbäumen, hart an der Donau. Die einsame nur durch den Fluß bedeckte Lage dieses Orts, in Verbindung mit einigen schönen Wegen an dem Abhange der Berge, welche die Donau einschränken, geben ihm hier Erholung vom Gedränge der Welt und den Geschäften.

Ein schöner Weg führt von hier nach dem K. K. Gute Laibach, dessen Bewirthschaftung nichts Ausgezeichnetes darbietet, außer etwa einen Rindviehstand von 16 Tyroler Kühen, welche dem Kaiser von den Ständen dieses Landes geschenkt waren, mithin wohl zu den allerbesten gehörten. Sie zeichneten sich jedoch nicht besonders von denen aus, welche von den Gebrüdern Riedel nach Norddeutschland gebracht worden, und

waren bedeutend kleiner als die, welche ich in Mähren, von dieser Race aufgezogen, gesehen hatte. Nur waren auch einige bunte Thiere, mit weißen Rücken und Bäuchen darunter; sie finden sich hauptsächlich in der Gegend von Hallstadt, Rapstadt und Abdenau, mithin behält auch diese Race ihre eigenthümliche rothe Farbe nicht immer, wie auch die jetzt sehr beliebten schwarzen Oberinthaler Thiere beweisen. Auf der Rückfahrt über die Donau fiel mir die merkwürdige Strömung derselben sehr auf. Vor 10 Jahren am rechten Ufer angelegte Aecker, von beträchtlicher Breite reißt sie jetzt wieder ab, und bahnte sich wieder den alten Lauf, wobei das Wasser auf der rechten Seite des Stromes mehr als 8 Fuß über das Niveau der linken Seite stand.

Auf dem Wege von Melk nach Amstädten nimmt der Kleebau bedeutend zu und neben großen Dörfern finden sich einzelne wohlgebaute Höfe. Gleich hinter Amstädten kam ich in ein enges Thal. Ein ziemlich starkes Gebirgswasser durchfließt es. Der Boden scheint durch dieses Wasser gebildet zu seyn, indem es die mit fortgerissenen Kiesel (Schutter) niederlegte, und eine schwarze Decke von einer Kalk- und Thonhaltigen Ackererde darüber breitete. Die Höfe sind meist einzeln gelegen, die dazu gehörenden Felder mit Hecken und Zäunen befriedigt, werden wechselnd

zum Kornbau und Weide genutzt. Schaafe, Schweine und Ziegen sind mit einer Art von Joch behangen, um ihnen das Durchbrechen der Umzäunungen zu wehren. Ich fand den Buchweitzen, der in die Roggenstoppel gesäet war, jetzt in voller Blühte, wogegen anderer, als Brachfrucht gebaueter, eben reif war. Sehr mannigfaltige Futtergemenge: Wicken, Linsen, Gerste, Hafer u. s. w., worunter ohne Ausnahme Buchweitzen gemischt war. Gerste und Gersthafer waren reif, sehr kurz und wurden mit Gestellsensen gehauen. Die Stoppeln des Wintergetreides waren alle gestürzt und mit Buchweitzen oder mit einem Futtergemenge, welches größten Theils aus Erbsen bestand, begrünet, häufig war zu diesen Futterkräutern gedüngt. Aufwärts wird das Thal flächer und verliert sich allmählich. Der Boden wird Thonhaltiger und statt des Schutters (ein aus größern und kleineren runden abgeschliffenen Kieseln gebildete Masse, zwischen welcher sich Thon oder Kalk als Bindungsmittel setzte) findet sich ein mehr Feuchtigkeit anhaltender Untergrund, und mit dieser Veränderung des Bodens verliert sich die Weidewirthschaft, wogegen der Kleebau, schöner Wiesen unerachtet, immer mehr zunimmt, und alles Vieh aus dem Stalle gefüttert wird. Selbst die Schweine bekommen als Hauptfutterung Klee auf dem Stalle

und werden sehr reinlich gehalten. Die zerstreut liegenden Höfe sind sehr hübsch bebauet und zeugen im Aeußeren sogleich von der Wohlhabenheit der Besitzer. Die Menge der Kleefelder, theils mit altem theils mit jungem Klee, nahmen bei Achsbach über die Hälfte der Fluren ein, die schönen Wiesen, die Menge der Obstbäume und kleinen Hölzchen von 1 bis 7 Morgen, welche zu jedem Hofe zu gehören pflegen, gaben der vom Sontagsberge und andern Höhen umgrenzten Gegend ein schönes, freundliches, höchst gefälliges Ansehen, welches, verbunden mit einer allgemein auffallenden, geräuschlosen Thätigkeit, das Gemüth sehr angenehm stimmt.

Minder gefällig ist die Gegend auf dem Wege von Seitenstädten nach Steier. Die Höfe liegen hier gleichfalls jeder in der Mitte seiner Aecker; dauerhaft gebaute Wohnhäuser und Ställe, nebst sehr leicht gebauten geräumigen Scheunen, bilden dieselben. Halbwilde Aepfel- und Birnenbäume, mit unschmackhaften herben Früchten, umgeben die Aecker. Man giebt hier diesem wilden Obstbaum den Vorzug, da er sicherern Ertrag als die feinen Obstarten giebt und zum Cyder viel brauchbarer ist. Er liefert dies hier gewöhnliche Getränk in solchem Ueberfluß, daß sehr viel davon zu Wasser verführt wird. Die Feldfrüchte schienen von diesen Bäumen we-

nig zu leiden, weil man sehr vorsichtig mit der Auswahl der dafür passenden Stellen war. Stoppelfrüchte finden sich hier, außer dem jungen Klee und etwas Erbsen, seltener und der Buchweitzen kommt hier als Nachfrucht, wegen zu früh eintretender Kälte, nicht mehr zur Reife. Deshalb ist auch der Mais in dieser Gegend fast unbekannt und der Wein kommt nur an Wänden und Mauern fort. Ein Beweis, daß der Maisbau als Kornfrucht nur für ein wärmeres Klima paßt und ein Gefährte des Weins ist. Das Sommergetreide ward eben geärntet und auf grasreichen Feldern, wie auch da, wo der Klee zwischen dem Getreide hoch aufgewachsen war, schnitt man nur die Aehren ab und mähete dann die Stoppeln und das Gras zu Heu, aber mit sorgfältiger Beobachtung der Regel, dieses gleich hinterher zu thun, weil sonst das Heu, wenn in die offenen Getreide-Stoppeln Regen einfällt, einen dumpfigen multrigen Geruch annimmt und wenig nützt. Der Klee wird hier, wie durch ganz Oberösterreich, per Morgen ungefähr mit 2—3 Centner Gyps bestreuet und zwar zum ersten Male unmittelbar nach Abärntung des Getreides, und dann wieder im ersten Frühjahre. Der Centner Gyps kostet nach preußischem Gelde etwa 10 Groschen.

Die Gegend ist oft sehr bergig und der Bo-

den ruhet auf Felsgrund; diese Stellen aber sind dann meist mit hohem Holz, so wie alle Wiesengräben mit Weichholz besetzt, und häufig finden sich schöne belebte Thäler, wie bei Steier, welches am Zusammenfluß der gelben Ems und grünlich-blauen Steier liegt. Diese kleine Stadt ist wegen der vortrefflichen Stahlarbeit, besonders wegen der Sensenschmieden, berühmt. Die Kunst des Sensenschmiedens war ein Geheimniß des Orts und nur einem oder zwei Söhnen des Hauses ward das ganze Verfahren mitgetheilt, welche dadurch frei vom Kriegsdienst wurden. Jetzt aber ist dies Geheimniß, da sich manche Meistersöhne an anderen Orten angesiedelt, allgemeiner verbreitet. Größer aber ist der Nachtheil, welchen dies Gewerbe dadurch erlitten, daß die Eisenwerke, die sonst von den Schmieden gegen Abgabe von $\frac{1}{5}$—$\frac{1}{6}$ des Ertrages betrieben wurden, jetzt vom Staate übernommen sind und nun bei so hohen Kosten des Betriebes, daß der Ertrag dadurch fast aufgehoben wird, theurere und schlechtere Waare liefern und schwächer bebauet werden. In der ganzen Gegend ist ein großer Gewerbefleiß überall sichtbar und man findet, von Amstädten an, selten ganz müßige Menschen; überall sind die Weiber mit Stricken oder Spinnen beschäftigt, was um so mehr auffällt, wenn man aus der Graf-

schaft Glatz, Mähren, Niederösterreich und Ungarn kömmt.

Da der Kleebau um Steier ausnehmend stark betrieben wird, so knüpfte ich darüber Gespräche mit einer ganzen Bauerversammlung an. Sie versicherten einstimmig, daß vor 30 bis 40 Jahren, bevor der Kleebau sich über die Felder verbreitet, ihr Ackerbau kläglich gewesen sey, und daß man nun, nachdem der Gyps bekannt geworden, ganz andern Weitzen baue, auch den Klee alle 3 Jahr auf dieselbe Stelle zu bringen kein Bedenken trage, da keiner wüßte, daß der Klee jetzt schlechter als früher gerathe.

Auf dem Wege von hier nach Hall fand ich keine bedeutende Aenderung des Ackerbaues; in dem Wirth und Postmeister Herrn Wiemeier daselbst aber einen ausgezeichnet verständigen Ackerwirth. Ich füge daher einen Theil der Belehrung, die er mir über den hiesigen Landbau gab, hier ein, weil ich durch später wiederholte Aussagen Anderer die Wahrheit derselben völlig bestätigt fand.

„Der Klee wird jetzt etwa doppelt so stark gebauet, als vor 14 und 20 Jahren und wird ehr besser als schlechter; jedoch geräth er, wenn er nur nach 5 Jahren auf dieselbe Stelle kommt, besser, als nach 3 Jahren. Ich glaube auch, daß wir es diesem und dem Gyps, welchen wir

auch auf Weitzen aussäen, verdanken, daß unser Weitzen nebst dem Kärnthener schwerer ist, als der Böhmsche, Baiersche und Niederösterreichische. Sehr viel halte ich, wie alle gute Wirthe dieser Gegend, auf schönes Saatkorn und sobald ich Korn finde, welches schwerer ist als das meinige, scheue ich keine Kosten mir dasselbe zu verschaffen; sonst aber ziehe ich eigene Saat der fremden vor. Sämmtliche tüchtige aufmerksame Wirthe sind jetzt mit mir der Meinung, der Weitzen verlange einen reinen, aber wenig gerührten Boden, und wachse deshalb minder gut in der Brache, als nach einfurchig umgebrochenem Klee. Nur schlechte Wirthe pflügen nach Klee mehrere Male, bessere geben immer nur eine Furche, sie mögen düngen oder nicht (weil nämlich ihr Klee immer rein ist). Die Gerste dagegen verlangt einen mehrmals gerührten lockeren durchwärmten Boden, und ich schiebe das heurige Mißrathen derselben lediglich auf die Bestellung in der kalten durchnäßten Erde. Wer spät gesäet hatte, machte die beste Aerndte, und die kleinen rothen Würmchen in der Aehre fanden sich bei dieser nicht. Die neuerlich erst bekannt gewordene Jerusalemer Gerste (wie man sie hier nennt, und die mit der Himmels- und nackten Gerste nicht zu verwechseln ist, sondern mehr mit dem Hordeum zeocryton, Reißgerste, übereinkommt, nur nicht so fä-

cherförmig ist und wegen des starken Strohes Rücksicht verdient) und die kleine Gerste, Hordeum vulgare, sind viel besser gerathen, weil man sie später säet. Auch der frühe Hafer hat sehr vom Wetter gelitten, ich habe aber den meinigen mit Gyps wieder aufgeholfen. Mein Nachbar säete 6 Mtz. und ich 1½ Mtz. (Oestreichsch) Kürschen Hafers; der Regen schlug ihn ein, natürlich eggeten wir beide den Boden, obgleich die Pflanzen Fingerslang waren, zweizackig auf. Er ließ den seinigen nun liegen, ich aber streuete auf mein Stück einen Ct. Gyps, und als ich, nach 10 Tagen wieder hinkomme, stehet mein Hafer dunkelgrün und der des Nachbars gelb, und ich habe von meinen 1½ Mtz. 25 Mtz. und er von 6 Mtz. nur 24 gewonnen. Mit der Aufführung des Aals (Mistjauche) habe ich mir schon manchen Schaden gethan, weil es dabei sehr auf richtige Anwendung ankommt. Jetzt bring ich ihn, wo kein Lagerkorn zu fürchten ist, vor der Bestellung auf den Acker, wo ich aber dafür besorgt seyn muß, fahr ich ihn im Winter auf die Saat. Seine beste Verwendung ist auf Wiesen und auf die Kleefelder. — Ich habe weder hier noch irgendwo von rein praktischen Landwirthen etwas von einer besondern Gährungsreife erfahren können, nur ganz frisch verboten sie denselben auf grünende Pflanzen zu führen. — Der Bau

von Nachfrüchten ist hier fast ganz unbekannt und nur selten säet man etwas Erbsen in die Winterungs-Stoppeln." — Man verfuttert sie hier theils, wie in den wärmeren Gegenden von Tann und Neuhofen, wo ihr Bau stärker betrieben wird, theils trocknet man sie, soweit es die Jahreszeit erlaubt, auf den durch ganz Oberösterreich zum Trocknen des Klees und sämmtlicher Hülsenfrüchte allgemein üblichen Kleereutern. Im Winter werden diesen ihre Kreuzstöcke ausgezogen und sie unter die überstehenden Dächer gehangen. Die Erbsen packt man locker in die Giebel der Scheunen, um sie als erstes Winterfutter geschnitten dem Vieh zu geben.

Das St. Florianer Vieh ist berühmt, es gleicht, wie schon gesagt, dem Steierschen oder Mürzthaler und ist durch ganz Oberösterreich verbreitet. Hier wird es überall bei starker sorgsamer Futterung auf dem Stalle gehalten, und soll eine Kuh im Durchschnitt 6 Maaß Milch durchs ganze Jahr geben. Die Kälber läßt man theils saugen, theils trennt man sie gleich nach der Geburt von der Mutter; immer aber erhalten sie beim Absetzen von der Milch, Sauerteig und Milch (ein auffallendes Gemisch), welchem immer mehr Wasser zugesetzt wird. Man erhält dadurch das sogenannte Sogfleisch und kurzes Haar, Zeichen der Gesundheit.

Die Mehrzahl der Besitzungen um Cremsmünster, Tann und Neuhofen sind Erbpachtsgüter von St. Florian und Cremsmünster, deren Grund und Boden schon im Jahre 777 — 800, als eine ungebaute Gegend, den Klöstern übergeben ward, wie die seit den Jahren 777 — 800 hier schon geführten und vorhandenen Jahrbücher besagen. Die Güter heißen jetzt, je nachdem sie 15 — 60 — 80 Joch Landes besitzen, viertel, halbe und ganze Bauerhöfe; die größeren aber werden Meierhöfe genannt, und diese haben 100 bis 400 Joch Ackerland. Nur auf den größeren Gütern wird ungenutzte Brache gehalten, hauptsächlich jedoch nur da, wo der Boden minder gut ist und zu einer Besitzung viele Höfe mit steinigem schutterigem Boden gehören. Die Brache wird mit Schaafen, Schweinen und Gänsen betrieben, selten findet man Rindvieh darauf, weil dies auf dem Stalle gefüttert wird. Als Grund der Brache giebt man bei den größeren Höfen die mehr vertheilte Düngerausfuhr an; überhaupt aber scheint die Cultur bei den Wirthschaften unter 100 Joch besser als bei den größeren. Der Obstbau ist hier sehr stark und auf mehreren großen Gütern werden in günstigen Jahren 800 — 1600 Eimer Zyder gewonnen. Die Mehrzahl dieser Höfe und Güter hat seinen Nothbedarf an Holz, einige gedüngte oder be-

wässerte Wiesen, viele Obstbäume auf den fruchtbaren Feldern um sich herum liegen, und die Bestellung wird mit besonderer Sorgfalt für das Aeußere gemacht. Zuweilen scheint sogar die wirkliche Cultur dem hübschen Ansehen nachgesetzt zu werden, wie man das in Gebirgsgegenden häufig findet.

Das reiche Kloster Cramsmünster bestehet seit dem Jahre 777, von wo sich seine Chronik datirt, und begründete die Cultur dieser ganzen Gegend. Die jetzige Gestalt dieses Klosters hat nicht mehr das Gepräge des Alterthums, indem man ihm möglichst gefälligste Formen zu geben gesucht hat. Seine innere Einrichtung ist der Cultur unsers Zeitalters völlig angemessen. Es enthält eine sehr große an alten und neueren classischen Schriften reiche Bibliothek, schöne Sammlungen mancher Art, für Physik, Naturgeschichte u. dgl., eine schöne Sternwarte, welches alles von den gebildeten und zum Theil gelehrten Geistlichen auf das beste benutzt wird.

Hinsichtlich der Landwirthschaft, welche natürlich auch jetzt noch ein Hauptaugenmerk dieser geistlichen Herren ist, erfuhr ich, daß der Kleebau in hiesiger Gegend schon seit 1760 stark betrieben worden, aber beständig zunehme, wiewohl die Kartoffeln, welche schon seit 1780 bis 1805 mehr für Vieh als für Menschen gebauet wären,

sich gleichfalls mit jedem Jahre stärker verbreiteten, und zugleich ein starker Anbau von Wicken und Erbsen die Masse des Viehfutters ungemein vermehrten. Der Wohlstand der Landwirthe steige in gleichem Verhältnisse mit dem Futterbau. Das Auffahren des Schlier (ein blauer sehr thonhaltiger Steinmergel), der hier fast in allen Thälern mehr oder minder tief liegt, sey etwa seit einigen funfzig Jahren von Passau her über die hiesige Gegend verbreitet worden, finde aber jetzt viele Bedenklichkeit, denn theils wirke der Schlier fast gar nicht, sobald er zum zweiten Male auf demselben Acker komme, theils gerathe der Klee schlecht darnach, wenn gleich das vorhergehende Getreide vortrefflich gewesen wäre. — Eine auffallende und der Wirkung anderer Mergelarten widersprechende Bemerkung, wenn man nicht etwa diesem Lande den Dünger entzog.

Ungeachtet die Sömmerungsärndte etwas verspätet war, so war der Klee in den Gerststoppeln am 27sten August doch größtentheils schon ein Mal geschnitten und es geschieht hier nicht selten, daß man bloß zu dieser Herbstbenutzung Klee unter dem Getreide aussäet. Das Verdünnen des Kartoffelkrauts hielt man hier für nöthig, sobald es so dicht wird, daß kein Luftzug darunter Statt finden kann und es sich mit gelben Blättern zusammensackt.

Da der Ackerbau gegen die Donau hin ziemlich derselbe seyn sollte, so wandte ich mich von hier nach Gmünden, um den auf der einen Seite mit freundlichen Orten und auf der anderen mit schroffen großen Bergen umgebenen Trauersee, den nicht minder schönen ganz von Felsen eingeschlossenen Halstädter See, das schöne Gosen und Salzburger Thal zu sehen; Gegenden, welche sich den schönsten in der Schweitz an die Seite stellen, und die meisten hinsichtlich der nahen und schnellen Abwechselung einer hehren gigantischen und einladend freundlichen Natur übertreffen: z. B. der Trauensee, Halstädter See, das Gosen Thal, der Wasserfall bei Gollig, der Bartholomäussee und Geisberg. Gegen Gmünden wird das Clima bedeutend kälter und häufig bedeckt die Ackerkrume nur schwach den Felsen; der Kleebau mindert sich sehr, aber desto stärker betreibt man den Anbau der Futtergemenge; zur Bereitung des Düngers wird viel Laub und Nadeln verwandt. Mühsam bauet an den romantisch schönen Trauensee und dem Wege nach Hallstadt der Bergbewohner einige Gartenfrüchte und etwas Hafer, und selbst die Kartoffeln verweigern einen lohnenden Ertrag. Nur die Austheilung des Getreides zu bestimmten Preisen erhält hier die nöthigen Arbeiter bei den großen Salzwerken von Hallstadt, Ischel und Oesmensee, zu denen

das Holz von den höchsten schroffsten und klippigen Bergwipfeln in Rinnen, die aus drei Bäumen zusammengefügt sind, herabgefloßt wird. Höchst auffallend war es mir bei der Besteigung einiger noch mit Schnee bedeckter Berge, dort, wo nur Alpenrosen (Rhododendron alpinum) und Zwergfichte (Pinus pumila) stehen, zwischen diesen üppig gewachsene Lerchenbäume von 120, 130 bis 150 Fuß Höhe zu finden. Vor und hinter Abtenau, war man, wie im Gosen Thal, mit der Aernte und Winterbestellung gleichzeitig beschäftigt. Man pflügt hier zu allen Früchten nur ein Mal, kurz vor der Einsaat; dies geschieht aber sehr sorgfältig, indem ein besonderer Führer das Vieh leitet, und zwar mit dem sehr sinnreich gebaueten Salzburger Doppelpflug, der alle Schollen nach einer Seite hinüberwirft. (Ich behalte mir vor, diesen Pflug, so wie mehrere von mir erwähnte und noch zu erwähnende Werkzeuge, die mir merkwürdig genug schienen, um Handzeichnungen nach dem Augenmaaß davon zu nehmen, bei mehrerer Muße ausführlich zu beschreiben, so wie ich denn überhaupt diesen Auszug aus meinem Tagebuche nur als eine vorläufige Uebersicht meiner Reisebemerkungen anzunehmen bitte.) Man säet dann die Saat ein, und zerhackt darauf mit Karsten die Schollen, und ebnet nicht nur mit Eggen und Rechen, sondern

auch durch Uebertragen der Schollen von der ersten zur letzten Furche, den Acker gleich einem Gartenbeete. Des großen Heubedarfs wegen liegen die Aecker 3—4 Jahre als Wiese, werden zu Hafer aufgebrochen und nach diesen gedüngt, mit Winterkorn oder Gerste bestellt, worauf das Land wieder niedergelegt, oder mit Kohl, Kartoffeln und Lein bebauet wird. Unter den Lein säet man allgemein Wasserrüben. Man verfährt hier bei der Aerndte des Getreides und Leins, wie ich es in Steiermark beschrieben habe. Die Stoppeln werden aber, mit dem bei dieser Bauart unvermeidlichen und gern gesehenen Grase, gleich gemähet und getrocknet als Heu verbraucht. Die Grasnarbe und Schollen zu zerreißen, hatte man Eggen, die statt der gewöhnlichen Zinken, schneidende umgebogene Eisen haben, deren Gebrauch hier sehr nöthig ist, da die abgeärndteten Felder 3 Wochen nach der Aerndte nicht mehr von Wiesen zu unterscheiden sind. Durch die Naturfeste des Passes Luachs, gelangte ich in das schöne Salzburger Thal, welches von sehr hohen rauhen Bergen umgeben, für den Natur- und Geschichtsforscher, so wie für den gemüthlichen Bewunderer der großen Naturbildung, gleich merkwürdig ist, und somit auch mich einige Tage beschäftigte. Die Landwirthschaft wird hier ganz wie bei Abtenau betrieben, nur hilft man

den natürlichen Graswuchs durch Kleebau auf, indem der Futtergewinn, wegen des Alpenviehes, auch hier wichtiger als Kornbau ist. Man hat hier allgemein das bunte Tyroler Vieh: Bewunderung erregt es fast, wie die kleinen Ochsen dieser Art, gewöhnlich einspännig gebraucht, bedeutende Lasten die steilen Berge hinauf- und hinabführen.

Bald hinter Salzburg verschwinden die einzelnen Gehöfte und große Dörfer erscheinen. Mit ihnen treten alle die eingewurzelten und lähmenden Observanzen, schlechte Polizei, Communionen, Nachlässigkeit, verwässerte und versandete Felder, eine große Menge Unkrauts, dürftige, halb wüste Aecker, die, jeder Abwechselung beraubt, fast ein steppengleiches Ansehen tragen und eine große Anzahl abgemagertes Vieh ernähren, ein; kurz man findet wieder Alles, was eine bessere Cultur hindert und diese findet sich höchstens nur auf Kosten der entlegenen Aecker in den nächsten Umgebungen des Dorfs und allenfalls an den Wegen. Es ist mir nicht selten begegnet, daß ich, ohne weit umzusehen, schon aus dem Zustande der nächsten Aecker erkannte, ob die Gegend unter einzelnen Gehöften vertheilt war, oder große Dorfs-Feldmarken hatte. Unstreitig verdanken die süddeutschen Gebirgsländer den Wohlstand ihrer rüstigen und sehr biederen Bewohner dem Umstande, daß die Aecker nicht

von großen Dorfsgemeinden, sondern von einzelnen Gehöften eingenommen werden. Des Herrn Fuß, sagt das wahre Sprichwort, vergoldet die Aecker. In der Mitte der kleinen Besitzung liegt Haus und Hof; jeden Abend und Sonntag besucht der Herr den größeren Theil seiner Felder, hilft hier dem Obstbaum, räumt dort einen Graben, zieht hier eine Wasserrinne, betrachtet jedes Beet auf das Genaueste, und wo er einen Mangel erblickt, wird derselbe am nächsten Morgen gehoben; nach jedem Regen wird bald das Wasser aufgefangen, bald auf Wiesen geleitet, bald eilig entfernt. Die Arbeitsstunden sind nicht bestimmt abgeschieden, dicht vor der Thür schreckt keinen der Weg, den er noch zu machen hat und so sieht man oft nach dem Abendessen die sämmtlichen Hausgenossen im Halbdunkel auf dem Felde vergnügt und schäkernd mit der Beendung einer nöthigen Arbeit beschäftigt. Welche Feldordnung in solchen Ländern gehandhabt werde, leuchtet von selbst ein, wenn man die eines abgeschlossenen Gartens mit der eines zerstückelten Bauerfeldes vergleicht. Daß überhaupt jede Polizei hier leichter werde, oder vielmehr, daß sie hier fast überflüssig sei, beweist überall das Beispiel: Nirgend ist ein Dieb sicher, jeder Mann beachtet und übersieht hier seine Felder, keine große Waldungen gebem losem Gesindel einen Zu-

fluchtsort, aus den überall zerstreueten Wohnungen lauern Menschen und Hunde jedem, der zur ungewohnten Stunde umherschleicht, auf, behalten ihn im Auge und erreichen ihn bald, wenn er verdächtig ist. Der größte Vortheil dieser zerstreuten Wohnungen ist aber wohl das patriarchalische Leben der einzelnen Familien und dessen Einfluß auf die Moralität. Die Jugend der Städte und Dörfer ist nicht so verschieden, wie die Jugend eines Dorfs und der einzelnen Höfe, und diese wird sich, selbst bei schlechteren Schulanstalten, vor den ersteren sogar durch ihr Wissen auszeichnen. Der Sonntag ist hier ein geselliger Freuden- und wahrhaft christlicher Erbauungstag, und in den, nur an diesem Tage wiederkehrenden, Zusammenkünften ist der Stoff zur freundlichen Unterhaltung neu, giebt dieser Leben und keine Ursache zum Hader findet Platz. Die Geburten des Müßiggangs und der Langeweile fallen hier weg, denn ihre Mutter ist unbekannt. Auf das eben im allgemeinen Gesagte, muß ich mich hinsichtlich meines Weges von Salzburg nach München beziehen. Das schmutzige Ansehen der Dörfer sowohl, als die schlechte, unzweckmäßige Benutzung der Aecker, fällt gleich unangenehm auf. Nur zwischen Bergen und Wäldern fand ich noch einen bessern Ackerbau bei den kleineren Dörfern. In der Gegend

des Chimensees waren fast sämmtliche Roggenstoppeln gebälkt, zwischen Rosenhain und Gräfingen fanden sich in Wäldern viele neue Anlagen kleinerer Wirthschaften, die sehr guten Fortgang zu haben schienen. Erst bei München findet sich etwas Klee und ziemlich starker Möhren- und Mohnbau gut bearbeitet.

Die berühmten Sammlungen, welche München aufweist, hielten mich einige Tage auf, doch gestattete mir der Drang der Zeit nicht, mich in der Umgegend länger zu verweilen, und besonders nicht die Musterwirthschaft zu Schleisheim zu sehen, welcher einer der ältesten persönlichen Schüler meines Vaters, Herr Max Schönleutner, vormals zu Weisenstephen, vorstehet.

Die große Ebene um München hat überall einen Untergrund von groben Flußkies (Schutter), der mehr oder minder stark, bald nur 3 Zoll, bald mehrere Fuß mit Thon- und Kalkhaltigem feinen Flußabsatze bedeckt ist. Diese höchst ebene Fläche scheint ganz durch das Wasser gebildet und ist von der Natur zur Anlage höchst wohlthätiger Bewässerungen vollkommen vorbereitet. Der Mangel an Wiesen würde durch die Benutzung befruchteter Gebirgswässer, welche ein starkes Gefälle haben, sehr leicht gehoben werden, wozu die Rumfortischen Gartenanlagen

bei der Stadt das augenfälligste Beispiel geben; um so mehr, da die Hauptstadt des Königreichs den Werth aller Produkte erhöhet, und das Grundeigenthum in ziemlich großen Flächen verbunden und nicht sehr zerstreuet ist. Um die Stadt finden sich schöne Früchte und der wenig gebaute Klee gedeihet gut, auf einiger Ferne aber finden sich schon ganz wüste Breiten und die von Dörfern mehr entlegenen Felder erhalten fast nur durch das Niederlegen zur Weide die ausgesogene Fruchtbarkeit wieder. Fünf Stunden von München, in der Richtung nach Landsberg, wird das Land wieder hügligter. Die Basis des Ackerbodens ist jedoch auch hier meisten Theils Steingerölle (Schutter); die Aecker liegen in langen Flächen, die in schmalen Beeten bestellt werden, das Säen geschiehet deshalb durch den Wurf von hinten nach vorne. Der Acker war sehr vergraset und die Beete wurden mit einer besonderen Art von Egge, die mit einer Hand in beständig schaukelnder Bewegung erhalten wurde, und 3 Reihen sehr langer hölzerner Zähne und eine Reihe eiserner hatte, überzogen.

Bei Landsberg war es mir sehr auffallend, auf einem gedeihlichen warmen Ackerboden das ganze Gerst- und Haferfeld sehr gut und dicht bewachsen, aber am 30sten August noch vollkommen grün zu finden. Das Feld war von Schloß-

sen, kurz vor der Blühtezeit, ganz niedergeschlagen, aber nun, wie mir alle versicherten, viel schöner, als es vorher war, ausgetrieben. Unmittelbar am Lech, welcher die Stadt Landsberg begränzt, liegen sehr große Gemeinweiden und ich begegnete im Walde einer Heerde, wohl von 200 Stück Rindvieh, welche dorthin über eine Meile weit zur Weide ging und einem mit Wiesen und Weiden umgebenen wohlhabenden Dorfe, Erfingen, gehörte. Nach Kauflebuern zu findet sich beständig ein recht schöner Boden, einiger Futterbau, ziemlich viel Wiesen und sehr schöne wohlhabende Dörfer. Der Weg von dort nach Kempten führt eine Strecke durch Wald, und hier treten wieder einzelne Höfe an die Stelle großer Dörfer, was ich früher an der veränderten Cultur, als an den Anblick der Häuser gewahrte. Der Anblick der Flur deutete die Gegenwart der fleißigen Menschenhand an, und schöne Früchte, besonders Spelz, schöner Lein und starker Kleebau, viele kleine grasreiche Viehkoppeln, auf denen schönes Unterwaldener Vieh ohne Hirten weidete, und dennoch, gleichsam als kennte es den bestimmten Platz, die angränzenden Felder nicht berührte, gaben einen sehr erfreulichen Anblick. Jene, an Vertraulichkeit gränzende, Frömmigkeit und Ruhe des Viehes findet man in den süddeutschen Gebirgsländern, wie in

der Schweitz, allgemein, und sehr gefällig siehet es sich an, wie die Kühe durch Ausstrecken der Zunge, nach dem jedesmaligen Melken, etwas Salz, als Belohnung ihrer Ruhe, fordern; oder wenn auf das Rufen des Hirten die ganze Heerde ihm zur Weide, zum Stall und zur Tränke folgt, ohne daß ein einziges Thier eine Spur von jener Widerspenstigkeit oder Wildheit zeigte, welche wir bei unserem norddeutschen Vieh nur zu sehr verspüren. Daß dieses nicht in der Race, sondern in der guten, gleichmüthigen und verständigen Behandlung des Viehes liege, welches man nie durch Schlagen, Schmeißen und dgl. zum Gehorsam zu bringen sucht, erhellt daraus, daß auch das Voigtländische Vieh eben so sanft ist, wogegen das Vieh im Elsaß sich ganz wie das Norddeutsche beträgt.

Die Bestellung geschieht in dieser recht wohlhabend erscheinenden Gegend bei Kempten meist durch Kühe. Der Pflug aber ist so schlecht, daß durch mehrmaliges Pflügen das Wurzelunkraut dieses grasigen Bodens nicht vertilgt werden kann, deshalb ist das Rasenbrennen hier ziemlich allgemein. Der Acker sey ein oder mehrere Male gepflügt, so nimmt man kurz vor der Einsaat, mit der man eben thätig beschäftigt war, die grasigsten Soden und legt sie über ein langes Reisbündel, wie ein doppeltes Ziegeldach auf,

zündet jenes an und während es mit vielem Rauch brennt, wirft man, wo das Feuer durch ubrechen scheint, eben ausgeeggete oder losgerissene Graswurzeln und kleine Soden darauf. Die Rasen werden meist schwarz von Rauch, stark ausgedörret oder in ihrer eigenen Feuchtigkeit gekocht, verbrennen aber selten, obgleich die thonhaltige Erde zunächst an dem Reisig eine röthliche Farbe annimmt. Noch warm werden die Haufen zersteunt, die Brandstellen sorgsam gereinigt, der Acker besäet und mit dem Karst der Saamen eingebracht; denn man legt einen besonderen Werth darauf, daß diese Arbeiten rasch hinter einander geschehen. Wässerungswiesen fanden sich hier nicht, obwohl häufige Bäche die beste Gelegenheit dazu darbieten.

Hinter Kemten auf dem Wege nach Lindau aufwärts, gegen eine Fortsetzung des Schwarzwaldes, ist dieselbe Cultur, nur zeigt sich größere Dürftigkeit; besonders wo das Würtembergische beginnt, in einem weit geringeren Viehstande, schlecht erhaltenen Wiesen und Gärten. Das Brennen der Soden und selbst des Unterholzes (Gestrüppes) muß dem durch Graswuchs bereicherten aber unthätigen Boden anderen Dünger ersetzen. Bei etwas verbesserter Bestellung würde die Wirkung noch größer seyn, als sie sich schon jetzt durch schöne Früchte häufig zeigt. Der Weg

führte

führte mich durch ein schönes Thal und dann über eine vom Schwarzwald vorlaufende Gebirgskette, wo mich 4—5 Stunden lang rechts und links ein zum Theil bewachsenes, theils kahles und selten an kleinen Stellen bebauetes Torfmoor umgab. Die Höhe der Lage ist nicht so bedeutend, daß die Kälte jeden Anbau hindern sollte, denn nach allen Pflanzen zu urtheilen, gleicht das Clima ungefähr dem von Pommern; wohl aber verursacht der saure nicht entwässerte Grund, verbunden mit dem durch viele Waldbäume gehinderten Luftzug und dem Schatten, daß Getreide und andere Früchte häufig nicht vollkommen werden.

Die großen diesjährigen Ueberschwemmungen des Bodensees hatten die schöne umliegende Gegend sehr entstellt, für den Landwirth sowohl, wie für den Freund der schönen Natur. Wo sonst die üppigsten Früchte und Bäume mit den lebhaftesten Farben prangten, fand sich jetzt Fußhoher Schlamm, vertrocknete Stämme; und eine mephytische Luft vermehrte den widrigen Eindruck. Ueber den Ackerbau war daher wenig zu beobachten. Der Mais war sehr klein und schwach; die Obstbäume, welche das Wasser verschonet, hingen übermäßig voll Früchte (oft ein Zeichen ihres nahen Unterganges). Die Aepfel und Birnen waren fast ohne Ausnahme herbe,

klein und ganz unschmackhaft, indem diese Arten nur zu Cyder gebraucht werden und sich besonders dazu eignen. Mehrere Hanfmühlen, wie sie Herr Schwerz in der belgischen Landwirthschaft beschreibt, zeigten, daß der Hanfbau hier stark betrieben werde. Von hier nach St. Gallen nahm ich, mit den schönen und großen Ansichten der Natur beschäftigt, des Ackerbaues wenig wahr; zumal da er durch sein Aeußeres gar nicht ansprach und sich noch häufig moorige Wiesen fanden, die leicht hätten entwässert werden können.

St. Gallen erhält durch seine Lage, den schönen Umgebungen, sehr großen Bleichen und das freundliche Aeußere aller Gebäude ein sehr gefälliges und anziehendes Ansehen. Der Getreidebau wird hier minder gefördert als der Heugewinn, daher der größere Theil des ackerbaren Landes zu Wiesen liegt. Auf dem Wege von hier nach Winterthur und von da nach Zürich wechselt der Landbau sehr, steigt aber im allgemeinen mit der Annäherung gegen Zürich. Ueberall finden sich viele Obst- und Nußbäume; die Früchte jener werden zu Cyder, die Nüsse zu Brenn- und Speiseöl verarbeitet. Auch hat man Weinberge, wo es die Lage irgend erlauben will, angelegt, obwohl sie nur schlechte Trauben liefern. Man bedient sich allgemein des Argauer Pfluges, der mit 4, nicht selten mit

6 starken Schweitzerochsen und zwei oder drei Menschen langsam durch den Acker bewegt wird. Weil dies Pflügen sehr kostbar ist und die Erdschollen nur herumgelegt, aber keinesweges gelüftet und gepulvert werden, so geschieht der Bau des Landes mehr durch den Karst als durch den Pflug, ungefähr wie ich es in Salzburg bemerkt habe. Der Boden hat überall das Ansehen großer Rohheit, Ungeartheit und Dürftigkeit: Hafer und Spelz stehen gut darauf, aber Gerste und Roggen standen, der Stoppel nach zu urtheilen, sehr dünne. Unbegreiflich war mir die anscheinende Magerheit des Bodens, bei der sehr großen Menge der schönsten Wiesen, deren oft 4 Mal so viel als des Ackerlandes sind, und dem vielen Vieh, was hier durchwintert wird. Ich erkläre mir diese Erscheinung aus der hiesigen Düngerbereitung, indem fast sämmtliche thierische Excremente zur Jauche verwandt werden, das angefeuchtete Stroh aber, auf die bekannte Schweitzerart, zierlich in Haufen gepackt wird, in welchen man den Mist seine faule Gährung, durch öfteres Begießen unterstützt, überstehen läßt, bis daß er sich in eine speckartige Masse verwandelt und seine Gährung vollendet hat. Dieses Verfahren ist wohl der Wiesendüngung wegen eingeführt, zu welcher solcher Mist passend ist, aber für den thonigen, durch die feuchte

Gebirgslage um so kälteren Boden ist dieser Dung auf keine Weise angemessen, indem ihm die sehr wichtige Wirkung, die Thätigkeit des Bodens zu erregen, oder wie man sich gewöhnlich ausdrückt, ihn zu erwärmen und gahr zu machen, gänzlich mangelt. Dieser Dung setzt den trägen versäuerten Rückstand des alten nicht wieder in Bewegung, sondern nimmt, in die Tiefe gebracht, bald dieselben Eigenschaften an und verliert mit ihm seine Wirkung. Die geringe Wirknng, welche solcher Mist äußerte, leitete wahrscheinlich auf den stärkeren Gebrauch der Jauchendüngung, die verhältnißmäßig lohnender erscheint, obwohl sie, so wie man sie hier vollführt, ungemeine Arbeit erfordert. Ich erblickte hier Menschen, welche auf ziemlich entlegene Aecker die mit Wasser verdünnte Jauche in hölnen Gefäßen auf dem Rücken hinaus trugen, diese auf ein kleines Gerüste stellten und nun mittelst eines hölzernen Schöpfers jede einzelne Stoppelrübe oder Kohlpflanze, nachdem sie um letztere einen Ring in der Erde gezogen, begossen; eine Arbeit, die bei dem Kohl drei Mal, bei den Wasserrüben zwei Mal wiederholt wird. Nur der Mangel einer fruchtbringenderen Arbeit der Menschen und eine große Gewandtheit in dieser Arbeit macht es möglich, sie zu verwenden. Diese Jauche wirkt hier doppelt und giebt

nicht nur den Pflanzen Nahrungsstoff, sondern erregt auch den unthätig gewordenen Rückstand im Boden, weswegen ihre Wirkung auf einem kalten humosen Boden am meisten zu fruchten scheint. Ihre schädliche Eigenschaft, den Boden zu verschließen und zu verborken, erkennt man auch hier, obgleich sie durch die Feuchtigkeit der Atmosphäre vermindert wird, und man lockert gern vor oder nach ihren Gebrauch jedesmal mit dem Karst. Die Jauche scheint überhaupt mehr den Krautwuchs als den Kornansatz zu befördern, weswegen sie besonders dem Kohl so gedeihlich ist, zu welchem man sie durch die ganze Schweitz anwendet; obwohl ich daselbst keinen so guten Kohl, wie im Elsaß und Deutschland, auf wohlgebauten Aeckern angetroffen habe. Ich hatte sehr viel von dem besonderen, genau wahrzunehmenden Faulungsgrad, den man hier so sorgfältig beobachten solle, gehöret, habe aber nirgend selbst bemerkt, daß die Landleute darauf besondere Aufmerksamkeit verwandten; nur erzählte mir später mein Reisegefährte von einer künstlichen Jauchebereitung in der Gegend von Donauschingen. Man bringt dort 1 Fuder thierischer Excremente in einen Behälter, begießt es mit 100 Tonnen Wasser, thut ein Pfund in warmen Wasser aufgelösten Eisenvitriol hinzu und läßt es 3—6 Wochen stehen, bis gewisse Heiligentage

eintreten, an welchen dieses Gebräude aufgefahren werden muß!! — Der augenblicklichen Thätigkeitserregung, nicht dem besondern Fäulungsgrad ihrer selbst, schreibe ich die hier anerkannte große Wirkung der Jauchedüngung zu. Wenn die Jauche an anderen Orten, besonders im nördlichen Deutschland, häufig ohne augenscheinlichen großen Vortheil auf den Acker verwandt worden, so messe ich dies dem Umstande bei, daß hier ihre Eigenschaft des Verborkens mehr statt fand und schadete, oder sie auf Felder geführt ward, wo sie nur als Nahrungsstoff und nicht zugleich als Reiz- oder Erregungsmittel der Thätigkeit wirkte. —

Am Zürcher See ist der Landbau fast ganz Gartenbau, jedoch bleibt ein starker Heugewinn, der durch eine oft wiederholte Düngung und Wässerung der Wiesen sehr hoch getrieben wird, das Wichtigste. Dennoch habe ich nicht gehöret, daß die Wiesen hier so theuer wären wie bei Lausanne, wo ein Juchart zu 8 Karolinen verpachtet wird. Ich enthalte mich auch hier jeder Aeußerung über die Schönheit der Gegend und der Eindrücke, die sie auf mein Gemüth machten, um so mehr, da ich bei dieser landwirthschaftlichen Beschreibung ihre Erinnerung nicht lebendig hervordringen lassen darf, um nicht den

Faden, der sich hier nur mit Mühe festhalten läßt, zu verlieren.

Am Wege von hier nach Luzern ist dieselbe, nur im Allgemeinen sorgsamere Cultur, mit etwas mehr Kleebau als von Winterthur nach Zürich. Man säet hier viel Visolen (weiße Bohnen) als Feldfrucht, und auf einen starken Hanfbau mußte ich aus der Menge der Menschen schließen, welche mit dem Brecken beschäftigt waren. Ganz besonders zeigt sich das schöne Clima um Luzern im prächtigen Wuchs der Nußbäume. Leider traf mich in dieser schönen Gegend sehr schlechtes Wetter und verleidete mir die Freuden, worauf ich hier rechnete, weshalb ich unmuthig über Stanz, Wolvenschir, Engelsberg an der Thätliskuppel vorüber durch das Igslei-, Gethel-, Mühli- in das Oberhasli-Thal reiste. Aufwärts gegen Engelsberg findet sich das schönste Unterwaldener Vieh in der ganzen Schweitz. Kloster Engelsberg liegt sehr hoch in einem engen mit Schneebergen umgebenen Thal. Man bauet hier sehr viele Kartoffeln, aber mit dem geringen Ertrage der 3—5fachen Vermehrung der Aussaat. Die schwierige Verständigung mit den Bauern erlaubte keine nähere Erkundigung und den geistlichen Herrn schien ich mit solchen Fragen lästig zu werden. Auf den von Schnee befreieten Bergspitzen fand

ich noch oberhalb einer breiten Schneefläche eine Heerde sehr großer Schaafe, welche die kleinen Pflänzchen, die auf schwarzem humosen Boden, wo kaum der Schnee abgethauet war, sehr üppig hervortrieben, abweideten. Etwas tiefer am Abhange folgte, auf der baumlosen Fläche, eine sehr große Alpe (Heerde) Jungvieh von Hasli und Unterwaldener Race durcheinander gemischt, worunter auch einige Pferde gingen. Auf diese folgten große Alpen von Milchvieh, deren Weiden sich bis in die Wälder hinab erstreckten, welche man zum Vortheil der Hutungen absichtlich zerstörte. Tannen von sehr großer Höhe und Stärke, welche durch langes herabhängendes Moos ein bärtiges würdiges Ansehen bekommen, scheiden den höheren flächeren Theil des Thales von dem engeren felsigen, der von sehr großen Höhen umgeben, dem Einbruche der Lauinen so ausgesetzt ist, daß die Wände der Felsen nur mit zerbrochenem und zerrissenem Wald, und die Tiefe mit vielen Felsenstücken bedeckt ist, zwischen welchen sich nur Ziegen ihre Nahrung suchen. Ihre Größe und die strotzenden Euter bewiesen aber, daß diese Weide kräftig sey. Auch diesen scheuen Thieren ist hier dieselbe Zutraulichkeit zu den Menschen eigen, wie dem Rindvieh. Erst im Mühlithal beginnt wieder etwas Getreidebau. Im Oberhasli Thal findet sich allgemein eine

kleine Viehrace, aus deren spitzem Ansehen, feinen Knochen, ziegenartigem Hals, feinen Hörnern und munterem Blick ich auf beträchtliche Milchergiebigkeit schloß, was die Aussagen der Hirten bestätigten. Auf den Alpen des Grindelwaldes findet sich schon häufig das milchergiebige dortige Vieh, mit dem Friburger vermischt. Im Grindelwald Thal trifft man wieder Getreidebau an. Die Aerndte in diesem feuchten Clima muß aber sehr schwierig seyn, weswegen die Kleereuter und Stangen, worauf man in Steiermark und Oberöstreich die Früchte trocknet, hier sehr zweckmäßig seyn würden, wenn man sie kennte. Nach mehrtägigem Umherwandern im schönen Berner Oberlande, wo mich die hehre Größe der Natur, den Ackerbau fast vergessen ließ, traf ich den 19ten September in Hofwyl ein.

Es war ein schöner mondheller Abend; unter den schönen Bäumen neben Hof und Wohnhause waren an 60 muntere Knaben mit frohen Spielen belustigt, wie ich sie seit Berlin auf dem Turnplatze nicht wieder gesehen. Bei Herrn v. Fellenberg freundlich empfangen, fand ich eine sehr unterhaltende Gesellschaft, die sich mit einer musikalischen Unterhaltung schloß. Dies Alles, wozu sich die persönliche Bekanntschaft mit vielen Norddeutschen, die ich dem Namen nach schon rühmlichst kannte und die hier als Lehrer ange-

stellt sind, gesellte, gab mir einen sehr erfreulichen Abend und machte einen höchst gefälligen Eindruck auf mich.

Bei diesem und einem wiederholten Besuch von Hofwiel strebte ich, die beiden Erziehungsanstalten kennen und würdigen zu lernen. Auf der für gebildete Stände waren einige siebenzig Knaben; ihr ganzes Benehmen, Verträglichkeit, zutrauliches Wesen und Gesundheit bewiesen deutlich, daß hier die Jugend nicht zur Vielwisserei, wobei der Geist in den Formen stirbt, sondern für Wissenschaft und kräftiges Leben zugleich gebildet werde. Es sind bei dieser Schule gegen 26 Lehrer angestellt; keiner von ihnen hat einen Vorrang vor den andern, als den, welchen er sich durch die errungene Achtung Aller giebt, jeglicher erwählt sich seinen Wirkungskreis und ist dann verpflichtet, diesen möglichst vollkommen auszufüllen. Ein Lehrer, Herr Lippe, hat die schwere aber unumgänglich nothwendige und durch ihre wohlthätige Einwirkung höchst lohnende Aufgabe, ganz unter den Knaben zu leben. Er ist hier gleichsam die Mutter der Kinder, hilft den Lücken in ihren Begriffen nach, leitet in den Spielen und Vergnügungen unbemerkt ihren Sinn auf das Bessere und ist ihr wahrer Tugendhort. Aus Anhänglichkeit an ihn mißtrauen sie

seinen Lehren nicht und folgen seinen kurzen Ermahnungen.

Sämmtliche Beschlüsse über den zu wählenden Lehrgang werden durch die Rathsversammlung der Lehrer gefaßt, und wöchentlich besprechen sie sich über die Erziehung der Knaben, über die Art jedes Einzelnen Fehler zu heilen, seine Thätigkeit und Gefühl für das Gute zu wecken und ihm Charakterstärke zu geben. Bei dieser Einrichtung giebt der thätige Eifer, die allgemeine Uebereinstimmung und die Vorliebe der Lehrer für den gewählten Zweck, dieser Lehranstalt einen Vorzug vor den meisten mir bekannten, den sie behalten wird, so lange der in ihr vorherrschende Geist sie nicht verläßt. Herr von Fellenberg wird einst mit Recht auf die Dankbarkeit der hier gebildeten Jugend Anspruch machen können.

Die schon öfter beschriebene Armenerziehungsanstalt, hier Werli genannt, ist ziemlich in demselben Geiste eingerichtet, wie die für die Reichen, nur nimmt man sehr weise mehr Rücksicht auf körperliche Uebung zur Arbeit, und so wie bei jenen der Körper hauptsächlich zur Unterstützung der Geistthätigkeit dienen soll, so soll bei diesen der Geist möglichst geschickt zur unmittelbaren Einwirkung in das physische Leben machen. Es ist höchst erfreulich, die Knaben aus dieser Schule mit ihrem einzigen Lehrer, den

schätzenswerthen Herrn Werli, zu sehen, besonders wenn man die traurige Lage bedenkt, worin sie ohne solche Unterstützung aufgewachsen wären. Ich will hier nicht wiederholen, was andere darüber schon gesagt haben, nur bezeuge ich, daß die Knaben für das Leben weit passender unterrichtet sind, als sie es in den meisten Stadtschulen werden. Keine Anstalt verdiente, um Sittlichkeit zu fördern und Armuth zu hindern, mehr Nachahmung als diese, welche Keinen für das verbildet, was er auf dieser Welt seyn soll, ihn aber dennoch fähig macht, sich aus der ihm vom Zufall angewiesenen bürgerlichen Lage zu einer seinen Kräften angemessenern zu erheben. Unstreitig hätten sich auch schon mehrere Anstalten der Art gebildet, wären nicht Männer wie Herr Werli so äußerst selten; denn mit allem versehen, was ihm eine gemächlichere Existenz sicherte, zieht er es vor, sämmtliche Arbeitsstunden des Tages den Knaben vorzuarbeiten, sie außer dieser Zeit einige Stunden zu unterrichten, sich dann zu anderem Unterricht vorzubereiten und durchaus nicht besser als die Knaben zu leben, in der Ueberzeugung, daß die Armen nur so kräftig aufgeholfen werden können. Ich finde diese Aufopferung noch um so verdienstvoller, da die Gründung und Erhaltung der ganzen Anstalt nicht sein, sondern Herrn von Fellenbergs

Werk ist, der sich hierdurch am höchsten verdient gemacht hat. Der Werth solcher Unternehmungen kann nicht durch die Kosten bestimmt werden, sondern nur nach der Wirkung, die sie thut, wozu das Neue und Eigenthümliche der Erfindung kommt, hoffentlich als Muster und Erzeugerin vieler andern. Sie paßt so ganz in die bürgerlichen Verhältnisse unserer Zeit, des Ganzen wie des Einzelnen; denn mit Ausnahme der Kosten des Lehrers ist eine solche Anstalt, verbunden mit einer zweckmäßig eingerichteten Wirthschaft, im Stande sich selbst zu erhalten. Häufige Anstalten dieser Art wären überhaupt das zweckmäßigste Mittel, nicht bloß die Bildung der armen Kinder, sondern des Landvolks überhaupt zu bewirken; denn aus ihnen würden Menschen hervorgehen, die anderen zum Muster und zur Belehrung dienen könnten. Verderblich aber könnten solche Anstalten leicht werden, wenn sie in die Hände geiziger Menschen geriethen, welche die Kinder mit angestrengter Arbeit quälten und sie an Leib und Seele verkrüppelten.

Mit wahrhafter Freude sprach ich über die beiden Erziehungsanstalten zu Hofwiel und ich würde mich gern noch lange bei ihnen verweilen, wenn sie zu meiner jetzigen Aufgabe gehörten und ich im Stande wäre, sie, ihrer würdig, zu beschreiben.

Was aber die Landwirthschaft anbetrifft, so muß ich frei gestehen, daß ich hier Nichts angetroffen habe, was weder in Hinsicht auf das Allgemeine zweckmäßig, neu und belehrend, noch der hiesigen Oertlichkeit besonders angemessen gewesen wäre. Ohne Zweifel würde hier in Verbindung mit der Industrie-Schule und der Menge von Arbeit suchenden Menschen, denen Herr v. Fellenberg Verdienst geben will, ein gartenmäßiger Anbau von mannigfaltigen Handelsgewächsen das Zweckmäßigste seyn. Es ist übrigens schon zu viel über diese Wirthschaft geschrieben werden, als daß ich mich auf eine Critik derselben, oder der darüber herausgekommenen Schriften einzulassen Beruf fände. Als Liebhaberei eines vermögenden Mannes, als Mittel zu anderen Zwecken, als eine Dilettantenwirthschaft, wer würde ihr da nicht manche Mängel, Spielwerke verzeihen! Aber wenn die Wirthschaft auf Virtuosität Anspruch machen will, ja gar auf das Vollkommenste, was jetzt existirt, so muß man sie damit zurückweisen. So wie sie bisher betrieben worden, kann weder die Wissenschaft durch sie gefördert, noch die Kunst fruchtbringend verbreitet werden, vielmehr muß sie Anfänger zu manchen Mißgriffen verleiten. Herr v. Fellenberg ergriff die Landwirthschaft mit einem bis zum Enthusiasmus gespannten Ge-

müth, ohne von derselben eine anschauliche und von den - Hülfswissenschaften eine gründliche Kenntniß zu haben und — stellte sich sogleich auf den Standpunkt eines Verbesserers und praktischen Lehrers derselben! Er konnte als solcher auf das Gemüth mancher Menschen, aber nicht auf den Verstand wirken. Jenes hat er allerdings gethan und kann es noch ferner höchst wohlthätig bei den Zöglingen seiner Erziehungsanstalten thun, wenn er ihren Sinn für dieses beglückendste aller menschlichen Geschäfte erregt, und den Geist derer, die Beruf dazu haben, zu höherer Vervollkommnung des Landbaus ermuntert. Aber die Ansprüche als technischer Lehrer und Künstler in diesem Fache muß er aufgeben, wenn er sich nicht dem Tadel der Kenner aussetzen will und den Unmuth derer erregen, welche als seine Schüler im praktischen Leben Mißgriffe machen.

In Hofwyl traf ich zufällig einen meiner ältesten Bekannten, den Herrn Sprengel, und es war mir sehr angenehm, auf einen Theil meiner ferneren Reise diesen Freund zum Gefährten zu bekommen.

Im allgemeinen ist im Canton Bern der Preis des Futters so hoch, daß, unerachtet der hohen Getreidepreise Futterbau zum Verkauf, an das in den Thälern durchwinterte Alpenvieh ei-

nen ungleich größeren Reinertrag, als die mühsam bestellten Getreidefelder liefert. Daher findet man die Wiesencultur weit sorgfältiger und richtiger betrieben; viele kleine Bäche mit starkem Gefälle werden zu Bewässerungen benutzt, die Feuchtigkeit der Luft fördert überall den Graswuchs und fast alle Aecker liegen wechselsweise zu Wiese, mit Jauche und Viehmist gedüngt. Im allgemeinen macht man beim Ackerbau dieselben Fehler, die ich zwischen Winterthur und Zürich bemerkt habe, man bearbeitet nämlich den sehr bereicherten aber trägen Boden zu wenig, und nur einige Dorfschaften, die mir gerade einen leichteren Boden zu haben schienen, machen darin eine Ausnahme. Unter ihnen zeichnet sich besonders Anfaltern aus. Es treibt einen starken Kleebau und ein großer Theil des Rindviehes, der keine Alpenweide hat, wird, wie fast allgemein in hiesiger Gegend, auf dem Stalle gefüttert. Man pflügt den Acker zur Winterung in der Regel drei Mal, was in der Schweitz selten ist, gebraucht häufig Kühe zum pflügen, man ist mit dem Bau der Hackfrüchte durch die Pferdehacke bekannt, säet das Getreide mit Sorgfalt und bedient sich sogar der Hofwylschen Säemaschiene.

Ich nahm meinen Weg über Arberg nach Neufchatel (Neuburg). Die Cultur ist gegen

die

die bei Bern, wegen des kalkhaltigen, minder-graswächsigen Bodens nothwendig verändert, bot mir aber nichts besonders Merkwürdiges dar — zumal da der Weinbau die Menschenhand und den Dünger dem Acker entziehet — außer der beträchtlichen Verbreitung des Esperbaues, seitdem unter französischer Botmäßigkeit alle Gemeinheiten und Hütungsberechtigungen aufgehoben wurden. Dies hat hier, wie man es schon in vielen Gegenden bemerkte, die bedeutende Veränderung hervorgebracht, daß der sehr hohe Preis der Wiesen beträchtlich gefallen, der des Ackers aber um desto mehr gestiegen ist.

In Neuburg besuchte ich einen interessanten Mann, der sich viel mit der Erfindung landwirthschaftlicher Geräthe beschäftigt, leider aber das nicht kennt, was schon in diesem Fache geschehen ist. Er hatte jedoch eine sehr zweckmäßige Säemaschiene erfunden, die äußerst wohlfeil und leicht zu verfertigen ist, und gewiß mancher anderen vorgezogen zu werden verdient.

Von hier ging ich nach Vaumarcus, um den Eigenthümer dieses Schlosses, Herrn Baron v. Büren, zu besuchen. Ich hatte die Freude, in diesem ehemaligen Mitbürger von Möglin, einen sehr thätigen praktischen Landwirth, der sogar selbst mit seinen Leuten auf dem Felde bei der Aernte beschäftigt war, anzutreffen. Man

besorgte in Möglin, daß ihn seine große Neigung für die Hülfswissenschaften, besonders für Botanik und sein Talent für die schönen Künste, zu sehr vom praktischen Landbau abziehen möchten; aber ich überzeugte mich hier, daß sein viel umfassender Geist und Gemüth diese Besorgniß unnöthig gemacht hätte. Er bewirthschaftet sein sehr schön am Neufchateller See gelegenes Gut nach den Regeln des Fruchtwechsels, aber mit besonderer Rücksicht auf die berühmten Weinberge dieses Schlosses, auf das eifrigste und vollständigste. Der Boden ist sehr kalkhaltig und die Aecker liegen an dem Berge ziemlich zerstreut. Das Klima ist durch die Lage am Fuße des südlichen Abhanges des Jura sehr warm und wird nur durch die befeuchtenden Ausdünstungen des Sees und den Winden der Hochalpen abgekühlt, eine Lage, die dem Gedeihen und der Güte des Weins sehr zuträglich ist, wenn nicht jene Winde einen unzeitigen Frost veranlassen. Der Acker ist in 16 Theile geschieden, von welchen 8 zu Esper liegen, die übrigen 8 aber mit Getreide, Futterkräutern und Hackfrüchten wechselnd bestellt werden. Der Grund dieses übermäßig scheinenden Futterbaues liegt in den Weinbergen, welche ein Fuder Dünger häufig mit einer Carolin bezahlen. Bei der bisherigen Bewirthschaftung verhielt sich, zufolge sehr genau nach doppelter Buch-

führung angelegter Berechnung, der Ertrag des Weinstocks zu dem des Ackerbaues wie 7 zu 5. Der Ackerbau war aber bei der Bewirthschaftung des Guts, immer zu Gunsten des Weinstocks, zurückgesetzt und ihm die schlechtesten, sehr beschwerlich gelegenen Felder angewiesen, und bei dieser Berechnung war auf die sehr großen, zur ersten Anlage der Weinberge verwandten, Kosten nicht besondere Rücksicht genommen worden. Im Jahre 1816 hatte aber der Ackerbau, wegen der ungeheueren Preise, einen so großen Vorzug vor den Reben, daß Herr v. Büren berechnete, wie der diesjährige Ertrag der Kartoffeln, die hier am Neufchateller See, auf dem warmen Boden, einen sehr großen Ertrag gaben, auf einem kleinen Theil ausgerotteten Weinbergs gebaut, einen so großen Werth gehabt hätten, daß man dafür eine gleiche Fläche des besten Weinbergs hätte kaufen können. Ein Beweis, wie der zweckmäßige, fleißige Ackerbau, selbst die schöneren Weinberge übertreffe!

Mit vielem Vortheil, nach der Versicherung des Besitzers, wird selbst auf dem sehr kalkhaltigen Boden zum bessern Gedeihen des Espers, sobald dieser im kräftigen Wuchse nachläßt, ein thonhaltiger Kalkmergel gebracht, der mit sehr vielen Muscheln gemischt ist und eine blaugräuliche Farbe hat; die guten Folgen sind noch an

den nachkommenden Früchten zu bemerken. Als ein sehr kundiger Botaniker beschäftigt sich der Baron v. Büren noch viel mit der Anwendung einiger ungewöhnlichen Pflanzen für den Ackerbau, obgleich er von der Undankbarkeit dieses Bemühens überzeugt ist. Mit sehr gutem Erfolge baut er aber schon seit einigen Jahren anstatt der Gerste und des Sommerweitzens das Triticum Zea. Die Menge der aufgesetzten Garben und der starke gleichmäßige Wuchs dieser Pflanze verdienet, da sie sehr hart ist, gewiß die Aufmerksamkeit, welche man ihr im Canton Argau schenken soll, wo sie immer allgemeiner wird und man sie von allen Halmfrüchten als die passendste zur Stärkebereitung schätzt. Auch baut er eine besondere Art von Esper an, die, seiner Meinung nach, constant zu sein scheint und einen sehr reichlichen, dann zwei minderstarke Schnitte in einem Sommer liefert. Der Saame des zweiten Schnitts hatte eben die volle Reife erreicht und war sehr reichlich. Eine dritte Pflanze, welche ich besnnders bei Herrn Pictet in Lancy sehr stark gebaut fand, und worauf dieser einen sehr hohen Werth legt, ist das Trifolium incarnatum, Farouche genannt, unstreitig ein für das schöne Klima sehr empfehlungswerthes Gewächs. Herr v. Büren sowohl als Herr Pictet baueten diese Pflanze hauptsächlich

auf folgende Art. Man besäet den Acker im Frühjahr und schneidet die Pflanze nicht eher, als bis sie völlig reifen Saamen hat, den sie sehr reichlich liefert und wobei dennoch das getrocknete Kraut sehr nahrhaft bleibt. Man läßt den Acker ungerührt liegen, er überziehet sich bald mit jungen Pflanzen, die dem Winter kräftig widerstehen und im Frühjahr, gegen 14 Tage früher als die Luzerne, einen starken Schnitt, eines zu dieser Zeit, dem noch nicht verwöhnten Viehe angenehmen Futters liefern. Der Acker soll dadurch völlig rein von Unkraut werden, und schleunig gestürzt, in demselben Jahre ausnehmend schöne Kartoffeln tragen. Auch in die Stoppel ausgesäet giebt er die gleiche Frühjahrsnutzung, nur muß er sehr dick gesäet werden, per Morgen 14 bis 15 Pfund Saamen. Da ich von diesen, wie von allen mir merkwürdig scheinenden Pflanzen Saamen mitgebracht habe, so werden in Möglin anzustellende Versuche ergeben, ob er auch unserem Klima angemessen sei, was ich jedoch bezweifle.

Von hier reisten wir in der sehr lehrreichen Begleitung meines Freundes, des Herrn v. Büren, über Ifferten und Lausanne, um die berühmten Landwirthe, Herrn v. Lois zu Dorringni, Herrn Crud zu Genthod (den trefflichen Uebersetzer der rationellen Landwirthschaft mei-

nes Vaters, der aber von hier nach Italien abgegangen war) und Herrn Pictet zu Lancy zu besuchen. Bis in die Gegend von Lausanne findet sich allgemein eine geringere landwirthschaftliche Betriebsamkeit als im Neufchateller Lande. Ich gestehe aber, daß in dieser Gegend die schöne und große Ansicht der höchsten Alpen hinter dem belebten und schön bebaueten Genfersee mich zu sehr hinriß, um die näheren Umgebungen zu beachten.

Der Herr von Lois bewirthschaftet seine Besitzungen zu Dorigni, an der Stelle des alten Ludanum, auf dieselbe Art, wie sie der Herr von Wulfen in den Annalen des Ackerbaues beschrieben hat. Auf der Stelle der alten Stadt stehen jetzt Nußbäume von seltener Größe, auf außerordentlich schönen Wiesen, wovon der hiesige Juchat, der noch weniger als ein Magdeburger Morgen beträgt, nach des Herrn von Lois eigener Angabe, zu 8 Carolinen verpachtet wird. Sie werden durch einen Bach bewässert, dessen Wasser vorher in Lausanne zur Reinigung der Straßen gebraucht ist. Dennoch versicherte uns Herr von Lois, daß hier, wie in Neufchatel, die Wiesen, in Vergleich mit dem Preise des Ackerlandes, um die Hälfte wohlfeiler seyn als vor etwa 20 Jahren, wo der Bau der Futterkräuter und besonders des Espers und Luzerne

in diesen Gegenden noch nicht eingeführet war. Sehr stark und mit großem Beifall wird hier der Bau der Erdbirnen, Topinambours, Helianthus tuberosus, auf dem sandigen durch Wellenschlag gebildeten Ufern des Genfer-Sees betrieben. Dem Herrn von Lois war aber seine ganze Aussaat, durch die Ueberschwemmung des Sees, verdorben worden und er bedauerte sehr, dies einträgliche Gewächs nicht auch auf anderen Aeckern gebauet zu haben. Das Kraut hatte er bisher nur im Dünger und als Feuerungsmittel gebraucht. Der Fütterung der Wurzel schrieb er aber eine besonders starke Wirkung, als ein Erfrischungsmittel neben den Kartoffeln gegeben, zu. Diese verlieren nach seiner Meinung von Monat Januar an ohne diesen Zusatz die Hälfte des Futterwerths, welchen sie im Herbste haben (?). Um die Erdbirnen auf einem Acker wieder auszurotten, bestellt er ihn, nachdem sie zuvor einen Fuß hoch getrieben haben, mit Grünfutter und behauptete, dadurch jedes Mal seinen Zweck völlig erreicht zu haben. Die sämmtlichen Ackerarbeiten geschehen hier mit Kühen und Herr v. Lois glaubte dies Verfahren nicht genug empfehlen zu können. Von hier besuchten wir einen Onkel des Herrn v. Büren in Denous, der neuerlich eine Fruchtwechselwirthschaft eingerichtet hat und nahmen, durch eine

der schönsten Ansichten des Genfersees vom dortigen Schlosse erfreut, unseren Weg neben den schönsten Weinbergen, wo sich unter den Reben Mandel- und Feigenbäume mischen, längs des Sees nach Genf. Allgemein fand sich am Wege ein starker Bau des Buchweitzens in der Getreidestöppel. Wo sich die Aecker aber zu flachen Weinbergen schickten, waren sie häufig mit zu Ketten verbundenen Reben unterbrochen, welche nach Italienischer Art an niedrigen Ahornbäumen gezogen, diese auf eine dem Auge sehr gefällige Art mit Laubgehängen verbanden. Die Trauben an solchen Stöcken waren in der Reife weiter vorgerückt als die in den Weinbergen.

Herr Pictet ist zu berühmt, als daß ich durch mein Urtheil seinem Lobe noch etwas hinzufügen könnte. Die Achtung, welche er als Staatsmann in der ganzen Schweitz genießt, die Anhänglichkeit aller Landleute, welche mit ihm in Berührung kommen, der Betrieb seiner Wirthschaft, die er mit Geschicklichkeit, Gewandheit und Erfahrung, wie jede andere Unternehmung, angreift, beweisen den wahrhaft praktischen Mann; so wie seine Schriften den weiten Umfang seiner Kenntnisse und die Klarheit seines Verstandes. Im Wesentlichen ist der Wirthschaftsbetrieb noch derselbe, den der Herr v. Wulfen in den Annalen des Ackerbaues beschrieben, nur

wird der Kartoffelbau noch stärker betrieben, weil er nach Herrn Pictets Meinung gar nicht zu übertreiben ist. Die Luzerne gedeihet auf dem Gartengleichen Boden ganz ungemein. Die Flachsseide, Cuscuta europaea, welche sich unter ihr zeigte, tödtete man auf den Stellen, wo sie eingewuchert war, durch ein starkes Begießen mit frischer Jauche, was freilich auch die Lucerne sehr angreift, sie aber doch nicht tödtet. Zum Pflügen bedient er sich nicht mehr des Pikardischen, sondern eines verbesserten Brabanter Pfluges; denn durch eine angelegte sehr einfache Schnellwage hatte man gefunden, daß er mit 340 Pfund Kraft dieselbe Wirkung thue, wie der erstere mit 630 Pfund. (Eine Zeichnung dieser sehr zweckmäßigen Schnellwage werde ich in der Folge liefern.) Die Schäferei von 500 Stück stammt aus Rambouillet, und giebt diese Abstammung sogleich zu erkennen, nur hat eine sorgfältigere Auswahl sie gleichartiger gemacht, als wir sie zu halten uns berechtigt glaubten. Von Genf aus nahmen wir unseren Weg wieder über Lausanne nach Vevai. Die Weinberge erstrecken sich hier an hohen steilen Felsen so hoch hinauf, daß man kaum begreift, wie sich die Arbeit, Dünger und Erde hinaufzutragen, belohnen kann; denn schon am See wird das Fuder Dünger mit einer Carolin bezahlt. Der hohe Werth

den man hier auf Dünger und humose Erde setzt, hat in dieser Gegend, so wie auch am Neuburger See, schon seit langer Zeit einen förmlichen Erdhandel veranlaßt und es giebt mehrere Leute, welche Acker und Wiesen kaufen, die Erde 1—1½ Fuß abfahren und nun den Grund wieder verhandeln. Von einem Herrn Schäfer ward hier auf einem Felsgrund zwei Morgen Weinberg mit aus Savoyen nach Vevai herüber geholter, und dann in Körben zu den Bergen hinauf getragener Erde angelegt. Die Kosten beliefen sich auf 400 Carolin und dennoch wird dieses Unternehmen als sehr vortheilhaft fortgesetzt; denn noch im Jahre 1816 sind einige Juchart ausgezeichneten Weinbergs, jeder zu 460 Carolin verkauft worden. Nur solche Preise machen die große Mühe, Fleiß und Kostenaufwand erklärbar, welche der Bau der großen Mauern und die Beschaffung der fruchtbaren Erdlager erfordert haben müssen.

Man war eben beschäftigt, zwischen den reifenden Trauben den einzeln umher gesteckten Mais zu ärndten; er war ziemlich von derselben Stärke wie ich ihn in Ungarn gesehen und lohnte besser, als die Feigen- und Mandelbäume.

Auf dem Wege von hier über Milden und Peterlingen zu dem linken Ufer des Neuburger Sees, fiel die erbärmliche Cultur und Armuth dem auf alle Weise verwöhnten Auge um

so mehr auf. Ein starker Sturm hinderte uns, dem Vorhaben gemäß, über den See zu setzen und wir nahmen nun den Weg durch das große Moor, welches durch die Wege von Loudrefin nach Avenche, Murten, Bargen, nach Gempelen eingeschlossen wird. Dies Moor ist fast ganz eben und liegt dem Anscheine nach etwa 3—5 Fuß über der Wasserfläche des Neuburger und Murtensees. Im Jahre 1817 ist seit langer Zeit das Wasser zum ersten Mal 3—5 Fuß hoch darüber getreten, sonst ist es in der Regel nur zum Theil unter Wasser, wegen des gänzlichen Mangels aller Abgrabungen. Durch mehreren den Seen gegebenen Abzug und hinlängliche Begrabung des Moors, sehr wahrscheinlich, beinahe gewiß auch durch Abdammungen und angelegte Schöpfmühlen, würde es leicht urbar zu machen und hier, wo die Produkte des Landbaues so theuer und Arbeiter in Ueberfluß zu haben sind, zu einem erstaunlich hohen Werth gebracht werden können. Wirklich gehen auch die Regierungen der Antheil habenden Cantone damit um, die 3 in Verbindung stehenden Seen, den Bieler, Neuburger und Murtener um einige Fuß abzulassen und eines scheinbar übermäßigen Anschlages der Kosten unerachtet, würde diese ganze Entwässerung für die Juchart 4 Schweitzerfranken betragen; wogegen hier der Juchart dieses in Cultur gesetzten

Bodens gegenwärtig leicht einen Werth von 1000 Franken haben würde. Ein Durchstich der Are in der Gegend von Dotzig nach Buhren, und eine dann leicht zu bewerkstelligende Vertiefung und Erweiterung der Ausflüsse der 3 Seen, könnte, wie es mir schien, keine sehr große Schwierigkeiten haben.

Nachdem ich von meinem unvergeßlichen Freunde, Hrn. v. B. getrennt, wieder einige Tage in Hofwyl verweilte, setzte ich in Begleitung des Hrn. Sprengel meine Reise über Solothurn und Basel fort. Für den Ackerbau fand ich hier nichts besonders Merkwürdiges, aber nach allgemeiner Schweitzerart eine schlechte Winterungsbestellung. Kartoffeln und alle Wurzelgewächse, wie auch Kohl und Mangold, hatten in diesem Jahre in der ganzen Schweitz und am Rhein eine sehr ergiebige Ausbeute gegeben.

In der Gegend von Basel ist eine ganz entgegengesetzte Wirthschaftsart, als in der bergigen Schweitz. Man findet fast allgemein Dreifelderwirthschaft mit ungenutzter Brache, durch sehr viele Wiesen unterstützt. Ich fand hier größtentheils sehr zweckmäßig gebaute Pflüge. Der Preis der schönen Aecker ist sehr hoch und es erscheint nun eine andere Wirthschaftsart, nach der Regel des Fruchtwechsels, in dem Beispiele mehrerer in Möglin gebildeter und anderer aus-

gezeichneter Landwirthe, die sich ohne Zweifel schnell verbreiten wird.

Ich sehe mich hier durch die Vorbereitungen zu einer anderweitigen Reise genöthigt, den Auszug meines Tagebuchs abzubrechen, behalte mir aber vor, vielleicht ausführlichere Bemerkungen auf meiner Reise durch den Elsaß und Pfalz, das Würzburgische, die mittlern Rheingegenden u. s. f. nach meiner Rückkehr mitzutheilen, wenn ich anders erfahren sollte, daß diese erste Probe meiner landwirthschaftlichen Studien dem Publiko, besonders meinen Freunden und Gönnern, einiges Interesse gewähren. Auch bitte ich wegen einiger vielleicht begangenen Irrungen, hinsichtlich der Eile meiner Reise, um Entschuldigung; ich werde jede Berichtigung derselben mit vielem Dank annehmen, und in Nachträgen mittheilen; weshalb ich sie an die Redaction der Annalen nach Möglin zu übersenden bitte.

Albrecht Philipp Thaer.

Anm. Sollten einige Namen von Orten und Personen unrichtig geschrieben seyn, so bittet man dies wegen der weiten Entfernung des Verfassers, der das Manuscript nicht nochmals, wie es seine Absicht war, durchsehen konnte, zu entschuldigen. Die Fortsetzung dieser Reise wird gewiß erfolgen, sich aber vielleicht etwas verzögern. d. H.

IV.

Ueber Revision der Ackerbau-Systeme

von

J. G. Koppe,

praktischem Landwirth.

Berlin, in der Realschul-Buchhandlung 1818.

Der Gegenstand dieser Schrift ist von solcher Bedeutung, daß ich nicht umhin kann, mein Urtheil über die Behandlung desselben meinem Publico mitzutheilen, unerachtet die persönlichen Verhältnisse, worin ich mit dem Herrn Verfasser gestanden habe und die aus meiner Vorrede zu seinem Handbuche auch literarisch bekannt sind, mir die Aufgabe etwas schwierig machen. Ich werde mich bemühen, von diesen Verhältnissen ganz abzugehen und den Verfasser rein als Schriftsteller, als persönlich mir unbekannt

und so, wie er sich hier selbst darstellt, zu betrachten.

In der Vorrede wirft er selbst die Frage auf: ob er den Beruf habe, eine Kritik und Revision der Ackerbau-Systeme zu schreiben? — Gelegenheit, sagt er, die verschiedenen Wirthschaftssysteme in ihrem Erfolge zu beobachten, hatte ich so gut wie Einer, welches er aus einer kurzen Geschichte seines landwirthschaftlichen Lebens zu beweisen sucht. Es ist nicht zu verkennen, daß er Gelegenheit gehabt, in drei verschiedenen Gegenden die Anwendung verschiedener Wirthschafts-Systeme zu beobachten, und sie bei seinem regen Eifer für das landwirthschaftliche Gewerbe möglichst benutzt und seinen Sinn dafür geschärft habe. Allein zu einer Kritik der Ackerbausysteme gehörte mehr: es gehörte dazu eine sehr weite Umsicht im ganzen Gebiete der landwirthschaftlichen Erfahrung, welche Theils durch die Aneignung aller darauf Bezug habenden überlieferten Beobachtungen aller Zeiten, aller cultivirten Nationen und Gegenden, Theils durch eine anschauliche Kenntniß der mannigfaltigsten Verhältnisse in Gegenden von ganz verschiedenem landwirthschaftlichen Charakter — mithin auf Reisen zu diesem Zweck angestellt — nur erworben werden kann.

Ferner gehört zu einer Kritik eine logische Präcision der Begriffe.

Ein anderes ist der Begriff eines Ackerbau-Systems im allgemeinen, ein anderes die Anwendung und Ausführung desselben in einem individuellen Falle. Ersterer ist ein von Erfahrungsangaben abgezogener, aber rein abstrakter Begriff, ein Produkt des Denkens. Er ist eine Kategorie, der reine Begriff einer Klasse, eines Genus; worin das Besondere, was das Einzelne, in der Wirklichkeit vorkommende, immer haben wird, nicht aufgenommen werden darf. Der Begriff eines Ackerbau-Systems könnte bestehen, könnte gedacht werden in allen seinen Verhältnissen und Erfolgen, wenn es auch nirgends in der Wirklichkeit dargestellt wäre; so wie der Begriff eines gleichschenkligen Triangels besteht, wenn auch kein solcher durch körperliche Begränzung in der Sinnenwelt gebildet wäre. Wenn wir ein Ackerbau-System so, rein als Genus, betrachten, so müssen wir von allen Eigenthümlichkeiten jeder Ausführung absehen und weder die Vorzüge noch die Mängel, die sich bei einzelnen finden, aber dem System nicht wesentlich sind, diesen anrechnen. Es würde dem Werthe eines Acker-Systems vernünftiger Weise nichts benehmen, wenn auch alle uns bekannte Ausführungen unpassend angebracht und

deshalb

deshalb oder sonst fehlerhaft wären. Denn eine richtige Anwendung des Systems auf ein angemessenes Lokal wird immer vorausgesetzt und ohne dies ließe sich von Acker-Systemen und ihrem relativem Werth gar nicht reden, weil jedes unpassend angewandt werden kann und fehlerhaft erscheint, wo ein anderes passender wäre; wenn auch jenes an sich entschiedene Vorzüge hätte. Es giebt Regeln, wonach ein Schuh für den menschlichen Fuß aufs Zweckmäßigste geformt seyn muß aber darum darf man nicht verlangen, daß ein danach geformter Schuh jedem Fuße passen, oder daß ein schöner Tanzschuh auch zum Ersteigen der Felsen bequem seyn solle.

Nur nach dem allgemeinen und reinen Begriff eines Systems — unter Voraussetzung seiner angemessenen Anwendung und richtigen Ausführung — mit Beiseitsetzung aller Nebenumstände, läßt sich sein Erfolg, lassen sich seine Verhältnisse numerisch darstellen, nach der Analogie und mittelst der Induction aus den von der allgemeinen Erfahrung dargebotenen Thatsachen. Fast bei jedem einzelnen in der Wirklichkeit vorkommenden Falle werden Nebenumstände eintreten, die eine Abweichung verursachen, welche sich zum Theil vorher nach allgemeiner Erfahrung berechnen läßt, zum Theil auch wohl nur erst aus dem Erfolge abgenommen werden muß. Hallers

Symbol der Erfahrungs-Wissenschaft war eine Bussole und darunter: error non derogat fidem (die Abweichung benimmt ihr das Zutrauen nicht). Wie nur der Unwissende die Pol-Linie dahin setzen wird, wohin die Nadel an jedem Orte zeigt, eben so wird nur der, dem es an ausgedehnterer Erfahrung fehlt, jede Abweichung, die ihm seine einseitige Beobachtung angiebt, zur Norm machen und wenn er dann erfährt, daß keine genau zutrifft, alles für unzuverlässig erklären, weil er die einwirkenden Nebenumstände nicht zu beobachten und zu würdigen vermag.

Hätte unser Verfasser Beobachtungen und Betrachtungen über die Anwendbarkeit der Ackerbau-Systeme auf gegebene Localitäten geschrieben, so träfe ihn dieser Tadel nicht. Auch zeigt es sich an mehreren Orten, daß er nur diesen begränzteren Zweck gehabt habe. Allein er hat den Zweck nicht fest im Auge behalten, die Begriffe nicht genug gesondert und sie häufig verwechselt; was man freilich, besonders bei Schriftstellern in unserem Fache entschuldigen muß, was aber doch bei einer Kritik, im ächten Sinne des Worts, bei einer Kritik der Systeme, nicht seyn darf. Man wird dadurch bei solchen Lesern, die nicht entdecken, wo der Knoten sitzt — und das sind die meisten — Mißverständnisse, bald nach der einen bald nach der andern Seite, erre-

gen, die Lehre von Ackerbau-Systemen keineswegs aufs Reine bringen, sondern die Ansichten noch mehr verwirren und immer mehrere Saalbadereien darüber veranlassen.

Eine Verwechselung des reinen generischen Begriffs vom Ackerbau-System mit dem des Systems einer individuellen Wirthschaft zeigt sich schon da, wo der Verfasser von der Nothwendigkeit eines geregelten Wirthschafts-Systems in jeder größeren Wirthschaft, welche ihren Futter-Dünger- und Arbeitsbedarf nicht von außen her haben kann, S. 6 u. f. und gegen sogenannte freie Wirthschaft spricht. Es kann aber eine Wirthschaft ihr sehr geordnetes und wohl berechnetes System haben und dennoch zu keiner der Kategorien gehören, die v. Seuter und andere als die möglichen Ackerbau-Systeme aufgestellt haben; noch weniger zu irgend einer besondern Modification und Unterabtheilung derselben, weil sie solcher mehrere in sich begreift und ihr besonderes System gerade aus dieser Verbindung besteht. Man würde da unrichtig sagen, diese Wirthschaft habe mehrere Systeme; denn es ist hier nicht das bloße Beieinanderseyn mehrerer Feld-Rotationen, sondern das Eingreifen derselben in einander, die Verbindung und das Zusammenwirken zu einem Ganzen, zu einem Zweck, was das System jeder Wirthschaft

ausmacht. Ja es können diese Rotationen, wohl berechnet, in einander laufen, in Eins übergehen, in einer gewissen Wechselung mit einander stehen, die manchmal nur bedingungsweise, wenn gewisse Umstände einträten, voraus bestimmt ist; so daß in der Folge der Früchte und in der Benutzung der Schläge zu Winterung oder Sommerung, zum Futterbau oder zur Weide u. s. f. Veränderungen eintreten, da nur durch zufällige aber nicht unerwartete Ereignisse im Witterungslauf der Jahre, bestimmt werden; ohne daß dadurch das gerechte Verhältniß in allen Theilen und Factoren der Wirthschaft auf eine nachtheilige Weise gestört werde. Manche nennen dies eine freie Wirthschaft — sowohl die, welche davon hören, als auch die, welche sie selbst betreiben — aber sie kann dennoch sehr systematisch, mit ihren möglichen Modificationen, auf eine zureichende Reihe von Jahren hinaus, bestimmt und wohl berechnet seyn. Sie ist auf Gütern, deren Boden, sowohl in seiner Grundbeschaffenheit als in seinem Vermögenszustande, sehr verschieden ist und so lange letzterer noch nicht ausgeglichen worden, die einzige wahrhaft angemessene. In diesem Sinne des Worts pflichte ich einem sehr erfahrenen, denkenden und berechnenden Landwirthe bei, wenn er sagt: mein System ist, kein System zu haben. Dies ist aber etwas anderes, wie die-

jenige freie Wirthschaft, die bloß nach Launen und augenblicklichen Eindrücken und Vorstellungen handelt, und die der Verf. S. 8 mit Recht für höchst tadelhaft auf jedem größeren Areale erklärt. Auch ist es gewiß, daß jener wohl berechnete, begründete Modificationen gestattende Wirthschafts-Organismus einen beständig thätigen Verstand zum Regulator erfordere, daß sie nicht so leicht, nicht ohne unverwandte Aufmerksamkeit zu führen sey und am wenigsten sich zur Verpachtung schicke.

Und selbst eine solche Wirthschaft, die in keine jener Kategorien paßt, wird sich doch am sichersten auf die Resultate begründen, die aus den Erfahrungen reiner Ackerbau-Systeme, auf bestimmte ihnen angemessene Locale angewandt, abgezogen sind.

So viel im Allgemeinen zur Bestimmung des generischen Begriffs vom Ackerbau-System und des individuellen eines concreten Wirthschafts-Systems: Begriffe, die bei einer Kritik wohl unterschieden werden müssen.

Bevor ich manche Ansichten des Hrn. Verfassers weiter beleuchte, muß ich mich über einige Hauptpunkte erklären, aus welchen er jene Ansichten vorzüglich genommen hat.

Er legt ein m. E. übergroßes Gewicht auf die Sorge für das Getreide-Stroh. Ohne

dieses, meint er, könne man das Vieh gar nicht erhalten, keinen Dünger machen, und man habe bei der Einrichtung einer Wirthschaft vor allem die Verminderung dieser Stroh-Erzeugung zu vermeiden. Wenn sich die Besorgniß bei solchen findet, da aus einer armen Dreifelderwirthschaft in eine andere übergehen, wo sie die Getreide-Aussaat noch beschränken müssen, so ist das, beim Mangel gehöriger Umsicht, natürlich; denn in allen Dreifelderwirthschaften, die keinen vorzüglichen Boden und nicht viele Wiesen haben, herrscht ewige Strohnoth. Aber schon in durchgeführten Mecklenburgischen Koppel-Wirthschaften, die nur auf ⅔ Korn, einschließlich der Erbsen bauen, wo die dritte Saat sehr dünn und schmächtig steht, wo ein starker Viehstand größtentheils mit Stroh den Winter hindurch erhalten wird, wo die Dächer sämmtlich mit Stroh gedeckt werden, hört man in mittleren Jahren nichts von Strohmangel; vielmehr streuet man ein, was der Stall halten kann, und obendrein den Hof, damit das Vieh das Stroh zu sogenanntem Mist trete. Im Jahre 1810 habe ich daselbst große Strohfeimen vom vorigen Jahre verfaulen, eine noch ältere schon in einem kleinen Häufchen schwarzen Moders zerfallen gesehen. Dünger-Mangel verspürt man dort, aber keinen Stroh-Mangel und wenn ich mich über den zu starken

Besatz der kahlen Weide mit Rindvieh äußerte, so war die Antwort: ich muß so viel Vieh halten, um das Stroh zu Mist zu machen. Aber in durchgeführten Fruchtwechsel-Wirthschaften, mit reichlicher Einstreuung bei der Stallfütterung des Rindviehes und sogar der Schaafe, ist mir auch nicht ein einziger Fall — entschiedene Stroh-Mißwachsjahre wie 1811 oder Kreigs-Jahre ausgenommen — vorgekommen, wo es an Stroh gefehlt hätte. In den vielen Wirthschaften dieser Art, die ich in Schlesien in diesem Jahre besuchte, traf ich, unerachtet das vorige Jahr kein besonderes Strohjahr war, große Rückstände von Stroh an. Wenn ich mich verschiedentlich erkundigte, ob man den Hürden-Schlag den Schaafen für so nachtheilig halte, daß man ihn auch auf entlegenere Bergfelder nicht anwende, so antwortete man mir, daß man das Stroh dabei nicht zu Mist machen könne, war aber nicht abgeneigt, auf jenen Feldern feststehende, eingestreuete Horden einzurichten, weil das Stroh leichter hinzufahren sey, als der Mist. In allen Schaafställen fand ich ein hohes trockenes Strohlager, unerachtet man es schon mehrere Mal mit Wasser begossen hatte. Denn man behält die Schaafe in diesen Wirthschaften im Stalle, sobald es nur irgend regniges Wetter ist, giebt ihnen grünen Klee und Wickfutter, daneben aber

Stroh vollauf, wovon sie nur wenig fressen, das übrige in den Mist treten. An Strohmangel kann auch niemand in solchen Wirthschaften denken, wenn man das hoch- und dichthalmige Getreide sieht und wenn man bemerkt, wie wenig Stroh das Vieh zerkauet, wenn es nahr- und schmackhafteres Futter reichlich und abwechselnd bekommt.

Der Hr. Verf. mißt dem Stroh einen grossen, unersetzlichen Werth bei: erstlich als Futter, zweitens als Einstreu und im Dünger. Wir wollen sehen, in wie fern ich ihm beistimmen kann.

1) Ich halte auch viel auf gutes Strohfutter; so viel etwa als auf gutes Brod auf einer reichlich besetzten Tafel. Aber so wenig ich die Besorgniß einer alten Dame, meiner vormaligen Bekanntschaft, theile, deren Tafel täglich mit vier guten Schüsseln, oft mit achten besetzt war, daß es ihr an Brod fehlen werde (weshalb man ihr einen für ihre Haushaltung ungeheuren Vorrath von Weitzen und Roggen halten mußte, ungeachtet sie ihr Brod vom Bäcker holen ließ), so wenig theile ich die des Verfassers: daß es einer futterreichen Wirthschaft an diesem Strohfehlen werde; wenn ich gleich dem Vieh, zumal bei saftigen Futter, einen Anbiß von Stroh sehr nützlich halte, auch den Weide-Schaafen im

Sommer bei nasser Witterung, und deshalb Sommerstroh dazu zurücklegen lasse.

Aber als eigentliche Nahrung, zur Beförderung der thierischen Production, gebe ich auf das reine Stroh wenig oder gar nichts. Wie erbärmlich kommt das mit bloßem Stroh, selbst mit futtrigem, erhaltene Vieh aus dem Winter! Man kann das hier immer in einigen Bruchdörfern bemerken, die wohl einige Wiesen, aber für den starken Viehstand auf ihren Weiden nicht genug haben. Das Vieh kommt von der Weide halb fett und glänzend in den Stall, hat Sommerstroh vollauf und zwar futtriges und worin des Lagerens wegen noch viel Kornkraft sitzt, aber dennoch kommt es jämmerlich aus einen etwas längeren Winter und die Sehnsucht nach Begrünung der Weide ist groß, wenn man in futterbauenden Wirthschaften noch lange an kein Grünfutter denkt. Wo man das Vieh durch Hunger zum Strohfressen nöthigt, da ist es mit der Viehhaltung schlecht bestellt; wenn es aber das Stroh nach Gefallen zur Abwechselung frißt, dann ist es ihm sehr nützlich, indem es die Verdauung und Aneignung des nahrhaften Futters befördert und dadurch bewirkt, daß dieses mehr zur thierischen Production übergehe; ich möchte daher auch bei anderer reichlichen Futterung ungern des Strohes ganz entbehren, gebe sogar

zu, daß es Verhältnisse geben kann, wo es rathsam wäre 2 Centner Stroh für einen Centner gutes Heu umzutauschen, obwohl ich in meiner Wirthschaft nicht 5 Centner Stroh für einen Centner Heu nehme. Vorzüglich hält man das Stroh wichtig bei solchen Wirthschaften, deren Viehstand hauptsächlich auf den Rückstand von Branntweinbrennereien, Bierbrauereien und dgl. angewiesen ist; indessen sind Beispiele nicht selten, wo sie mit sehr wenigem Stroh ausreichen, indem sie nur flüssigen oder mit Erde gemischten Dünger machen und nicht einstreuen.

Ich wiederhole es: wenn ich von Strohfutter spreche, so verstehe ich möglichst rein ausgedroschenes Stroh. Sonst bin ich vor einiger Zeit überführt worden, daß Stroh gut futtere. Jemand, mit dem ich aus der Stadt auf sein Landgut fuhr und dessen Pferde in ziemlich gutem Stande waren, versicherte mir, sie erhielten nur 2 Metzen Hafer. „Sie bekommen wohl viel Heu und Klee?" Nein, gar nicht viel, war die Antwort, der Verwalter weiß es aber so einzurichten, daß sie viel Stroh fressen. Ich ging sogleich in den Pferdestall, da es eben Mittag war und — was fand ich? die Raufen voll Wickhafer, der höchstens einmal vorgeschlagen war!

2) Scheint es als ob der Verf. die Dünger-

Production fast ganz vom Stroh ableite und das ist mir fast noch unbegreiflicher. Zum Volum des Stallmeisters trägt das Einstreustroh allerdings viel bei, besonders wenn es unzergangen ausgefahren wird; zum Gewicht viel weniger, und zur Dungkraft gewiß äußerst wenig. Stroh hinterläßt unbedeutend wenigen, verkohlt scheinenden Moder, wie ich bei oben erwähnter Strohfeine im Großen, bei Einhofs unvollendeten Versuchen, aus verschiedenen Substanzen Humus zu erzeugen, im Kleinen gesehen habe. Thierische Substanzen, wenn sie sich nicht durch zu hitzige Gährung, sondern bei gemäßigter Zersetzen, so wie vegetabilischer Schleim, hinterlassen weit mehr. Auch giebt der Moder des Strohes wenig Extractivstoff: der animalische Moder löset sich fast ganz darin auf. — Wo dicke Strohlagen verfault waren, wie ich es zufällig auf einem Platze, wo Kartoffelkeimen standen, bemerkt habe, zeigt sich keine ausgezeichnete Vegetation. — Wie oft hört man von empirischen Landwirthen: der Mist hilft uns nicht viel, weil es lauter Strohmist ist! — Wie lose und leicht zerstiebend sind die Excremente des Rindviehes, was nur Stroh fraß! — Je stärker das Verhältniß des Strohes zu dem übrigen Futter, desto schwächer ist das Verhältniß des Mistgewichts zu dem Gewicht des Materials; worin

alle darüber im Kleinen und Großen angestellte Versuche übereinkommen. — Und erzeugen denn die Viehställe, wo wenig oder gar kein Stroh oder anderer Streuling hineinkommt, nicht eine bedeutende Menge von sehr kräftigem Mist? — Der Verfasser frage nur, wenn er nicht weiter gehen will, die sogenannten Neu-Holländer bei Liebenwalde, wie viel Stroh sie verbrauchen und ob ihr Land nicht in Dungkraft sey? — Kommt denn der kräftige Pferchdünger von Stroh? —

Das Stroh ist im Miste allerdings schätzbar; es moderirt seine Gährung, hält ihn und die sich entwickelnden Gase mehr zusammen, bewirkt daß diese sich wieder mehr zu festen Substanzen verbinden und erleichtert seine Vertheilung. In jedem sehr gebundenen Boden wirkt es mechanisch vortheilhaft und verschafft der Luft mehr Zutritt zur innern Ackerkrume, weswegen man in diesem Falle ein Ueberpflügen des bloßen unzergangenen Strohes nützlich gefunden hat, wenn er noch fruchtbaren Stoff genug enthielt, diesen aber zu fest umschloß und ihn nicht zur Oxydation, dieser Bedingung seiner Auflösbarkeit, kommen ließ.

Das Stroh ist also nützlich genug, um darauf bei dem Uebergange aus der Dreifelder- zur Koppel- oder Fruchtwechsel-Wirthschaft Rücksicht zu nehmen, wenn die Aussaat vermindert

und die Einwirkung des neuen Systems auf höhere Production vor vollendeten erstem Umlauf nicht erwartet werden kann. Es ist also oft rathsam, den Uebergang in dieser Hinsicht anders zu modificiren, wie man es ohne solche würde gethan haben; oder aber auf den Ankauf von Stroh oder auf die Herbeischaffung anderer Einstreu-Surrogate zu denken. Wenn man aber beides nicht könnte, oder aus zureichenden Gründen nicht wollte, so bleibt immer noch das Mittel übrig, den Stall und die Jauchen-Behälter so einrichten zu lassen, daß man wenig oder gar kein Stroh zum Einstreuen gebrauche, und ich bin dennoch überzeugt, daß man bei vermehrtem Futter mehr Dung in Ansehung der Kraft produciren werde, wie vorher bei mehrerem Stroh. Ist die Wirthschaft aber durchgeführt und so, daß sie auf der Hälfte oder doch ⅔ ihres Areals Getreide bauet, so wird es ihr, wie große und allgemeine Erfahrungen lehren, an Stroh auf keine Weise fehlen.

Ein anderer Hauptpunkt, worauf es bei Beurtheilung der Ackerbausysteme und ihres Erfolges ankommt, ist die Lehre von der Aussaugung oder Entkräftung des Bodens durch den Pflanzenbau. Der Hr. Verf. sagt: „sehr häufig verwechselt man die mittelbare Erschöpfung mancher Gewächse, indem sie der Düngerstätte nichts

wiedergeben, mit der unmittelbaren, die ihr Anbau auf den Ackerboden zurückläßt, welcher sie trug." Diese Verwechselung kann bei einiger Ueberlegung wohl nicht vorkommen und wenn man des Unterschiedes nicht immer erwähnt, so geschiehet es, weil es sich von selbst versteht. Aber eine andre Verwechselung wird, seitdem man über diese Materie spricht, häufiger begangen und der Hr. Verf. hat sie selbst nicht vermieden; nemlich die: daß man aus der Wirkung einer Vorfrucht, die sie auf die folgende äußert, ihren Erschöpfungsgrad bestimmen will — was durchaus unrichtig ist. Die Wirkung jeder Vorfrucht auf jede nachfolgende ist zwar an sich sehr wichtig und fordert eine fortgesetzte Aufmerksamkeit zur Berichtigung der bisherigen Beobachtungen, weshalb auch die Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften dies zum Gegenstand ihrer verdoppelten ökonomischen Preisaufgabe gemacht hat. Allein der Erschöpfungsgrad einer Frucht läßt sich keineswegs allein daraus abnehmen, sondern man muß zu dem Ende ihre Wirkung auf eine längere Folge von Früchten beobachten. Allerdings sind wir hierin noch weiter zurück, aber wir werden vorwärts kommen, nachdem die Aufmerksamkeit der Theoretiker und Praktiker einmal erregt und darauf gerichtet ist und dies zu bewirken, nicht um etwas als völlig ausgemacht

festzustellen, war, wie ich oft bemerkt habe, mein Zweck, als ich einen Maaßstab für die Erschöpfung des Ackers durch die Erndten und ihren Ersatz durch Düngungsmittel angab und ihn an die vorliegenden Erfahrungen hielt.

Wenn man die Wirkung einer Pflanze als Vorfrucht von ihrer erschöpfenden nicht unterscheidet, so entstehen Widersprüche, die eigentlich nicht vorhanden sind und leeres Geschwätz. Wer Roggen nach Kartoffeln bauet, hält diese für aussaugend im höchsten Grade; wer Gerste danach säet, überall nicht; denn mancher hat bemerkt, daß diese auf einem unbelegt gebliebenen Theile des zu Kartoffeln bestimmten Ackers schlechter war, als wo Kartoffeln standen. (Mir sind wenigstens zwölf solcher Beobachtungen mitgetheilt und ich habe sie selbst mehrere Male gemacht.) Wer nach der Gerste, wie gewöhnlich, Klee und danach Roggen nimmt, wird in letzterer Meinung noch bestätigt werden, die Kartoffeln vielleicht gar für bereichernd halten oder doch glauben, daß der Klee mehr wiedergebe, als jene ausgesogen haben; denn er bemerkte, daß seine Gerste- und Roggen-Erndte zusammengenommen stärker war, als wenn er keine Kartoffeln, sondern nur Roggen und danach Gerste gebauet hätte. Er irret aber, denn dies ist blos die Wirkung angemessener Vorfrüchte und er

wird das deutlich bemerken, wenn er in beiden Fällen ohne Düngung noch Hafer oder vielleicht noch mehrere Saaten nimmt; denn diese werden, wenn keine Kartoffeln gebauet waren, immer noch besser seyn als in jenem Falle. Wie ich einmal von der vierfeldrigen Rotation zur fünffeldrigen überging und noch Hafer nahm, weil ein Theil meines Ackers zu stark zu werden schien und er dem Hafer vor allem angemessen war, machte ich sehr bald diese Erfahrung und ging wieder davon ab; denn 8 bis 9 Scheffel Hafer vom Morgen bezahlten mir mein Land nicht. Mehrere meiner Nachbaren im Stadtfelde bauten Roggen, Hafer, Hafer und ihr letzter Hafer war besser wie meiner. Eben so verhält sichs mit dem Raps; er ist wegen seiner erhaltenen Vorbereitung, seiner frühen Aberntung, seiner starken Belaubung eine vortreffliche Vorfrucht für die Winterung, und da er in der Regel das kräftigste Land, den besten Dünger, oft doppelt, erhält, so merkt man auch oft keinen Rückschlag der folgenden Gerste. Ohne letztere Bedingung halten ihn aber alte, erfahrne, unbefangene Rapsbauer auf die Folge für sehr erschöpfend und jedesmal Dünger zehrend; auch ohne Rücksicht auf das wenige Stroh, welches er giebt.

Der Verf. nimmt von meinem Versuch, die erschöpfende Eigenschaft der Früchte und die bereis

reichernde Wirkung der Verbesserungsmittel in Zahlen darzustellen oder eine Scale dafür anzugeben, zwar die richtige Ansicht; allein er meint doch jene Theorie könne verleiten, ein unangemessenes Wirthschafts-System anzulegen. Freilich wer nichts weiter vom Landbau wüßte, als jene Theorie, nicht quid quaequis ferat terra, quid ferre recuset, könnte noch ärgere Mißgriffe machen als die, welche der Verf. S. 66 u. f. in einem Beispiele aufstellt. Aber dergleichen ist nicht für den unwissenden Anfänger, es ist für den denkenden erfahrenen Mann. (Weil die Landwirthschaft noch nicht als Wissenschaft behandelt war und so manche Practiker sich von einer wissenschaftlichen Behandlung sogar keinen Begriff machen können, so will man alles Wissen in einer Nuß haben und verlangt, daß in jeder Schrift, in jedem Capitel, in jeder Vorlesung alles gesagt werde, was irgend Bezug auf die Materie hat. Und von dem Zweck, die Wissenschaft zu fördern, ohne unmittelbar auf die Praxis einzuwirken, hat man keine Idee.) Ein verständiger Unternehmer wird sich in jenem vom Verf. angeführten Beispiele selbst nach meiner Theorie und Formel berechnen können, daß die Fruchtbarkeits-Vermehrung — wenn er nur den Reichthum seines Bodens beim Anfange nicht zu hoch annimmt — nicht schnell gehen könne und daß er in der

ersten Rotation keinen bedeutenden Ertrag erwarten dürfe. Er muß also wissen, ob es für seine Verhältnisse rathsam sey, vom disponiblen Geld-Ertrage etwas aufzuopfern, und es zum Boden-Reichthums-Capital anzulegen. Ist das der Fall und verfährt er sonst nach den Umständen klüglich, läßt z. B. seine, wie der Verf. annimmt, mit Hederich überwachsene Erbsen zu rechter Zeit abfuttern oder zu Heu machen, so wird das gewiß nicht eintreten, was der Verf. meint: daß durch die mit größter Consequenz geführte Fruchtwechsel-Wirthschaft, statt gehoffter Vermehrung der Ackerkraft, eine Verminderung derselben erfolge. In sofern er das aus dem verminderten Stroh herleitet, ist es schon oben erwogen worden.

Die genaueren Bestimmungen, welche der Hr. Verfasser hinsichtlich der Untersuchung über die Erschöpfung und Vermehrung der Bodenkraft angiebt, sind allerdings die, welche man dabei zu verfolgen hat. Er zählt aber dahin die Bestimmung eines Maximums für jede besondere Bodenart, über welche hinaus sich keine Erhöhung der Ertragsfähigkeit denken läßt, ohne daß mit der Bodenmischung selbst eine Veränderung vorgenommen wird, meint aber nachher S. 71, daß sich wohl niemals etwas zutreffendes darüber werde annehmen lassen. Letzteres glaube ich auch, sehe aber auch nicht ein, wozu es nöthig sey,

wenn er unter diesem Maximum nicht einen Fruchtbarkeits-Grad versteht, wo es beim Getreidebau Lager giebt; was aber kein Maximum, sondern ein relatives Uebermaaß ist.

Daß jede Production den Boden erschöpfe, kann ich dem Verf. nur bedingt zugeben. Sonst müßte ihn auch das Weidegras, der Holzwuchs, die düngende Lupine und alle untergepflügten Pflanzen erschöpfen. Jedes Gewächs bedarf integrirender Theile aus dem Boden und kümmert, wenn es ihm daran mangelt, wächst üppiger, wenn es sie reichlich findet; wenn es gleich den größten Theil seines Stoffs aus der Atmosphäre zu ziehen scheint. Aber die Frage ist: ob die Production dem Acker mehr oder weniger hinterläßt und in welchem Verhältnisse das Hinterlassene zu dem Ausgesogenen stehe? Und da scheint es mir nach der Summe der Erfahrungen und nach so genau, wie möglich, angestellten Versuchen entschieden, daß manche grüne Production in ihren Abfällen, Stämmen und Wurzeln mehr hinterlasse, als sie aussauge.

S. 70 u. f. sagt der Verf. in Bezug auf diese Materie manches, was zwar erfahrungsmäßig, aber nur unter bedingten Umständen richtig ist; z. B. daß nach mißrathenen Hülsenfrüchten und Klee ein Rückschlag der Getreideerndte erfolge. Dies ist aber doch nur der Fall,

wenn man unrichtig dabei verfährt. Ist der Boden, wie er ausdrücklich bestimmt, von Wurzelunkraut dabei rein geblieben, so bedarf es bei mürbem Boden weiter nichts, als daß man ihn zur rechten Zeit umbricht und dann die Saat einbringt.

Wenn vom Ertrage die Rede war, den man im Verhältniß der Bodenkraft erwarten könne, so ist immer eine gute Bestellung, die der Art und dem jedesmaligen Zustande des Ackers angemessen war, vorausgesetzt und ich weiß also nicht, warum der Verf. sich S. 73 und dann öfterer in der Folge zu erweisen bemühet, daß ohne solche die Früchte nicht gerathen würden. — Einen sonst gesunden Acker, der mit starken Quecken durchwachsen ist, will ich übrigens recht gern annehmen. —

S. 75: „Nur auf Bodenarten, die einen geringen Zusammenhang haben und zu deren Zerkleinerung eine geringe Gewalt erforderlich ist, wird sich der Anbau von Hackfrüchten bei jeder Witterung so bewerkstelligen lassen, daß die ganze Ackerkrume mürbe und von Wurzeln befreiet werde." — Ich habe Fruchtwechsel-Wirthschaften auf sehr zähem Boden gesehen, wo der Acker bei angemessener Fruchtfolge durch den Hackfruchtbau — denn ohne jene geht es durch diesen nicht allein — mürber und reiner als durch voll-

kommene Brache bei der Dreifelder-Wirthschaft erhalten war. Bei jeder Witterung? — nun da wird man durch die Brache noch weniger ausrichten; denn wenn es in die Brachfurche immer hineinregnet, so wird es desto schlimmer mit solchem Boden.

Was der Verf. S. 75 und 76 sagt, beweiset zwar, daß er nur gegen Mißverstand und Fehlgriffe warnen wollte; ich finde mich aber doch dadurch veranlaßt, zu verhüten, daß nicht Mißverstand nach der entgegengesetzten Seite entstehe. Manche Aussprüche des Verf. übergehe ich indessen, die einer Beschränkung bedurften, weil man diese schon in dem Vorgesagten finden wird.

Wenn der Verf. auf den Fruchtwechsel kommt, so stellt er zwar einen Theil seiner Vortheile richtig dar, wirft aber häufig Nebenblicke aus, welche diese Vortheile wieder zweifelhaft machen und beschränken. Es scheint hier am deutlichsten hervor, daß er es mit keiner Parthei habe verderben wollen, wahrscheinlich in der guten Absicht, ein Uebereinkommen zu treffen. Allein wenn die für den Fruchtwechsel gestimmte Parthei, wie sie verständiger Weise thun muß, das zugiebt: daß es manche concrete Verhältnisse gebe, wo es nicht rathsam sey, die Regel des Fruchtwechsels streng zu befolgen; so wird sie wieder von dem Satze nicht abweichen, daß es rathsam sey, diese

Regel allenthalben zu befolgen, wo ihr keine besondere Gründe entgegen stehen und daß es für das allgemeine Beste zu wünschen sey, es mögen sich nirgends Hindernisse dagegen finden. Die Hauptbedenklichkeit bleibt immer verminderter Strohgewinn, worüber ich mich oben erklärt habe. Er wirft häufig Winke von einzelnen eigenen Beobachtungen hin, die ihre völlige Richtigkeit haben können, unter besonderen Nebenumständen, aber darum die Resultate der größeren Erfahrung nicht umstoßen. S. 94: „Ich habe die mehrjährige Erfahrung für mich, daß namentlich die vierzeilige Gerste häufig so gut nach Roggen wie nach Kartoffeln gerathen ist." Was heißt das? — doch nicht, daß er es im Allgemeinen für rathsamer halte, kleine Gerste nach Roggen, als große Gerste nach Kartoffeln zu bauen? Nach Kartoffeln wird in sechs Jahren unter sieben große Gerste entschieden einträglicher wie kleine. Nach Roggen ist das auf leichterem Boden nicht der Fall und nach Roggen muß man jeder Gerste zwei bis drei Pflugarten mehr geben wie nach Kartoffeln. „Auf sandigem und magerm Boden gebe es keinen andern Ausweg als zwei Kornerndten nach einander zu nehmen, weil Kartoffeln fast das einzige abzuführende Futtergewächs sey." Wenn er Kartoffeln trägt, so trägt er auch Buchweitzen und Sper-

gel; aber dieser Boden erfordert oft zu seiner höchstmöglichen Benutzung eine längere Ruhe vom Pfluge zur Begrasung. Hat er nun mehrere Jahre so gelegen und Dünger erhalten, so wird man mit Erfolg ein Paar Kornerndten ihm abnehmen können und nicht gegen die Regel des Fruchtwechsels handeln, die dieses erlaubt, wenn es nur selten geschiehet.

„Der allerbeste und schlechteste Boden habe das mit einander gemein, daß die Fruchtfolge auf ihnen ziemlich gleichhaltig ist," S. 95. Wenn unter schlechtesten Boden solcher verstanden wird, der der Cultur überhaupt noch werth ist, so halte ich die Fruchtfolge bei ihm keineswegs für gleichgültig; durch eine zweckmäßige wird man ihn nicht nur höher benutzen, sondern auch zu besseren Boden allmählig umschaffen. Der allerbeste Boden kann viel aushalten, aber auf die Dauer wird man ihn durch eine gute Fruchtfolge doch ungleich höher benutzen, als durch eine schlechte.

Wenn der Verf. dann auf das Verhalten der einzelnen Culturpflanzen zu ihren Vorfrüchten kommt, so bemerke ich nur einiges, worin ich nicht mit ihm übereinstimmen kann, oder was mir sonst merkwürdig scheint.

„Weitzen sey nach Hanf und Lein nicht unsicherer als nach Erbsen und Wicken." Dies widerstreitet vielen Beobachtungen. Nur wenn

Lein in eine alte reiche Grasnarbe gesäet wird, habe ich bemerkt, daß er sie zum Weitzen gut vorbereite.

Da wo der Verf. Sommerweitzen-Bau antraf, bemerkte er wenig Aneignung dieser Production das Wort zu reden. Ich habe doch viele getroffen, die sehr damit zufrieden waren; es scheint aber viel auf eine gute Art von Sommerweitzen anzukommen.

Daß es zum Gedeihen der Winterung nach Hülsenfrüchten wesentlich nöthig sey, ihre Stoppel früh umzubrechen, bestätigt der Verf. mit Recht; auch nach einer gemachten besonderen Erfahrung, daß dies bei grün gemäheten eben so nöthig sey, als bei gereiften, und daß man jene also nicht zu spät säen dürfe. Ich erinnere mich, daß mir ein früher Frost einmal eine Breite recht üppig in Blüthe stehender Wicken zerstörte; seitdem habe ich sie so spät nicht wieder versucht. Aber nach den erfrornen und untergepflügten Wicken wuchs vorzüglicher Roggen.

Den Spergel hält der Verf. für eine nachtheilige Vorfrucht für den Roggen nnd darin stimme ich ihm nach meiner Erfahrung bei, wenn man ihn auswachsen läßt, wo er auf sandigem, warmen Boden schon immer viel Saamen gebildet hat. Daß aber der Roggen auch nach Sper-

gelweide schlechter werde, ist geradezu gegen meine und vieler andern Erfahrung.

Buchweitzen hält er auf sandigem Boden für eine bessere, aber doch für keine wohlthätige Vorfrucht für den Roggen. Auch das gebe ich zu, aber dennoch halte ich es für sehr vortheilhaft, oft vor dem Roggen Buchweitzen zu bauen und zu letzteren schon zu düngen, weil einiger Abschlag des Roggens durch den Rein-Ertrag des Buchweitzens im Durchschnitt seht überwogen wird. Nur wenn er mißräth, muß man ihn zu rechter Zeit unterpflügen; der vegetabilische Dünger bezahlt gewiß die Saat.

Auf Sandlande gerathe bald Stoppelroggen, bald der in die reine (gedüngte) Brache gesäete besser. Dies ist da, wo man Roggen nach Roggen bauet, eine von den Bauern — denn andre thun es doch selten — allgemein gemachte Erfahrung und zwar hoffen sie, wenn der gedüngte Roggen schlecht und dünn stand, mit Zuverlässigkeit auf guten Stoppelroggen. Es geschieht aber hauptsächlich da, wo der unzergangene Dünger, mehrentheils mit Haidekraut, erst spät aufgebracht und der Roggen gleich darnach gesäet wird. Hier kommt der Mist für den ersten Roggen oft nicht zur Thätigkeit und nutzt erst dem zweiten.

Von der einfurchigen Bestellung der Win-

terung in die Kleestoppel scheint der Verf. nicht viel zu halten. Ich bin aber entschieden der Meinung derer, welche sie für die bestmögliche halten, unter der Voraussetzung, daß der Klee dicht und rein stehe; was freilich, wenn er in die zweite Getreide-Saat gesäet wird, nur auf sehr geeigneten Boden der Fall ist. Auch habe ich auf strengen Thonboden nicht über Schwierigkeit, den Klee umzubrechen, Klagen gehört, wenn er dicht stand; weit mehr über die Schwierigkeit der Brachbehandlung. Hier ist natürlich nur von einjährigen Klee die Rede; aber auch zweijähriger, den ich auf mehr sandhaltigem Boden manchen Verhältnissen sehr angemessen glaube, kann, wenn er rein von Wurzelunkraut ist, sehr gut einfurchig mit Winterung bestellt werden. Dies ist mir, jedoch mit Hülfe des Exstirpators, immer besser gelungen als die mehrfährige; der ersparten Arbeit und der längeren Benutzung des Klees nicht zu gedenken. Es gehört aber ein guter Pflug dazu und mit dem Haacken geht es gar nicht. Ist der Boden aber verqueckt, dann muß er sehr früh umgebrochen und sorgfältig wie Brache behandelt werden, wenn man Winterung darauf bauen will und muß. Ich thue das aber nicht, weil nach meinen Verhältnissen Sommerung eben so gut dahin paßt, was bei einer einfachen Rotation freilich selten der Fall seyn wird.

„Die Gerste erfordere alten, milden, animalischen Humus im Boden; eine viermalige Düngung des rohen Landes gebe in der Regel noch keine verhältnißmäßige Gerstenerndte." — Allerdings sehr richtig! Jedoch wenn ganz mageres, ausgesogenes, zu Dreisch gelegenes Land gemergelt und nur schwach gemistet war, habe ich mehrere Male treffliche Gerste darauf gebauet.

„Große Gerste gedeihe auch in der Winterungsstoppel, wenn diese im September umgepflügt und die zweite Furche noch vor Winter gegeben werden kann: weil dies dann eine frühe Saat erlaube." — Ja! sie gedeihet und ist bisher größten Theils so gediehen, auch wenn vor Winter nicht zwei Furchen gegeben werden können; aber darin sind doch wohl alle Beobachter einig, daß sie nach Hackfrüchten, Hülsenfrüchten und Klee auf gleichem Boden besser gedeihe, auch dennoch auf solchem Boden gebauet werden könne, wo man sie in die Winterungsstoppel nicht bringen darf.

Weil jenes zweifurchige Pflügen und die frühe Bestellung selten bewirkt werden kann, so stimme ich mit dem Verf. überein, daß die kleine Gerste als Stoppelfrucht Vorzüge habe. Auch ist es die Getreideart, welche am besten, wenn der Acker Kraft genug hat, mehrere Male nach einander folgen kann, weil sie den Boden nur

kurze Zeit einnimmt und Frist genug zur Bearbeitung und Lüftung desselben über läßt. Aber sie bleibt auch eine der unsichersten Früchte, die vor allen Getreidearten von der Witterung abhängig ist und im Durchschnitt der Jahre nur einen schwachen Ertrag gegen die große Gerste, im gehörigen Fruchtwechsel erbauet, giebt.

Von der sechseckigen Wintergerste sagt der Verf.: „wo man nicht aus der Erfahrung weiß, daß sie jede Winterwitterung übersteht, da verdient sie keine Rücksicht." Das weis man eigentlich nirgends und ist darauf gefaßt, daß sie wohl auswintere, so daß man immer frühe Sommergerstsaat in Bereitschaft hält. Aber dennoch bauet man sie häufig in Gegenden, wo der Boden nach der Brache und auch nach Raps noch fast zu geil für Weitzen ist, weil ihr Ertrag, wenn sie geräth, am höchsten lohnt.

Von der Himmelsgerste hat der Verf. unglückliche Erfolge gehabt und kann sie also nicht zum Anbau empfehlen. Sie hat neuerlich unter den unrichtigen Namen des Aegyptischen Roggen am Rhein wieder großes Aufsehen erregt und man hat Eigenschaften an ihr gepriesen, die sie nicht ausgezeichnet besitzt. Jedoch ist es ein Korn, welches bei einer höheren Cultur des Bodens empfohlen zu werden verdient, weil es dann einen höheren Ertrag wie jedes andere

Sommergetreide giebt und sich unter einer gehörigen Behandlung ganz vorzüglich zu Malz und Bier eignet. Daß das Stroh nicht so gut wie anderes Gerststroh zum Futter sey, widerspricht anderen Erfahrungen. Vielleicht war viel polygonum persicaria darunter, welches dem Rindvieh sehr ekelhaft ist. Ich suche den reinen Stamm dieses Getreides wieder in Vermehrung zu setzen, da er mir unrein geworden und deshalb nicht gesäet war.

„Eine Brache nach Dreischhafer arbeitet sich schwieriger als eine reine Dreischbrache." Viele, wozu ich auch gehöre, haben das Gegentheil gefunden und Dreischhafer wird in der Weide-Wechselwirthschaft allgemein beliebter.

„Die Pferdebohnen." Manches zu ihrem Lobe, besonders der gedrilleten; was sie wohl verdienen.

„Die Erbsen: sie begünstigen, wenn sie mißrathen, besonders zwei Unkräuter, die blaue Kornblume und den Hedderich." Sehr wahr! sie scheinen ganz besonders geeignet zu seyn, den Hedderich hervorzulocken und wenn sie dann bei ungünstiger Witterung in ihrem Wachsthum stocken, so überwächst er sie und wenn sie ihn dann auch wieder einholen und bedecken, so reift er doch darunter und verstreuet seinen Saamen. Deshalb muß man auf Feldern, wo dieser Un-

kraut-Saamen in überschwenglicher Menge in den Erdklößen sticht, vorsichtig mit den Erbsen seyn, wenn man ihn vermindern und nicht vermehren will. Sobald der Hedderich die Oberhand bekommt, mähe man die Erbsen gleich ab; sie werden bei dieser Benutzung immer die Einsaat bezahlen und man giebt der Winterung eine bessere Vorbereitung als durch die Brache.

Daß zu den Erbsen zu düngen nicht nöthig, oft, in Hinsicht auf sie, nicht rathsam sey, darin bin ich mit dem Verf. einverstanden. Aber wenn auf Erbsen Winterung folgen soll und diese den Dünger nöthig hat, so paßt die Zeit zum Auffahren nicht gut.

Daß die Wicken schneller reifen als Früh-Erbsen, habe ich nicht gefunden. Auf einem Boden, der mehr in alter als frischer Dungkraft stehet, gerathen sie auch sicherer. Einige wollen von frischer Düngung zu Wicken Nachtheil verspürt haben.

„Der Buchweitzen habe eine besondere Kraft, rohes Rohde- und Haide-Land während seines Wachsthums mürbe zu machen." Sehr wahr! Den Dreisch mit Buchweitzen ohne Brache aufzubrechen, ist in Holstein auf sandigem Boden eine alte allgemeine Methode und so mißräth er selten. Ich thue es auch, dünge aber dazu, so weit der für diesen Schlag bestimmte Mist im

Frühjahre reicht; dann erhalte ich sicher starkes Kraut. Ein guter Körneransatz ist bei dieser Frucht immer dem Zufalle unterworfen.

Wenn der Verf. S. 130 sagt: „ich glaube, daß ich nun mit ziemlicher Gewißheit sagen kann, der Klee nach reiner gedüngter Brache und zwei Halmfrüchten geräth sicherer als nach Kartoffeln und Gerste" — so muß man ihm das Glauben freistellen, wenn er nur nicht verlangt, daß man das auch glauben soll, dessen Gegentheil durch so viele Erfahrungen und comparative Experimente entschieden ist.

„Auf einem jeden großen Gute, dessen Boden sich in einem ungleichen Düngungszustande befindet, solle man sich mit dem Kleebau nur auf dem bessern Theile, welcher von Alters her gut gedüngt worden, einrichten." — Sehr wahr! Rechnung darf man hier nur auf Mäheklee machen. Wenn indessen der Boden nur einigermaßen in Kraft ist und es sonst für die Wirthschafts-Verhältnisse paßt, kann es doch rathsam seyn, Klee auf Stellen zu versuchen, wo er mißlich scheint. Giebt er auch gar keinen Schnitt, so giebt er doch eine gute Weide, die den Saamen wohl bezahlt und der Boden gewinnt durch die Berasung. Ich sage, es könne rathsam seyn; nicht, es sey es in jedem Falle.

So ist es auch mit dem zweijährigen

Klee; nicht immer giebt er einen Schnitt, aber doch oft und zuweilen zwei. Er kostet aber gar nichts und die Weide ist immer ergiebig und bereichernd für den Acker. Ist der Acker reich genug, kann man ihn anderweitig vortheilhafter benutzen, könnte man die Weide gar nicht brauchen, so ist der zweijährige Klee nicht angemessen.

Ich übergehe manches, muß hier aber noch auf etwas zurückkommen, was der Hr. Verf. S. 41 u. f. sagt: „Wenn gleich der Satz richtig ist, daß man weit seltener Wirthschaften findet, wo zu viel Futter erbauet wird, als solche, wo man in diesem Stücke zu wenig thut; so kann doch nicht geleugnet werden, daß man, wenn auch nicht zu viel Futter erbauen, aber doch einen so unverhältnißmäßigen Aufwand dieserhalb machen könne, daß der Reinertrag dieser Grundstücke darum unter seiner erreichbaren Höhe bleibt. Dies geschiehet z. B. immer, wenn man Grundstücke zur Erzeugung von Futtergewächsen nimmt, die ihrer Natur nach gar nicht auf ihnen gebaut werden können (!!). Oder wenn man Stallfutterung der Kühe auf Boden durchsetzt, der die schönste Schaafweide geben würde, auf welchem man auch Roggen, Hafer, Buchweitzen und Spergel genüglich erbauen kann, auf welchem aber einträglichere Futtergewächse bei jeder widrigen Witterung eine Mißerndte gewähren müssen.

sen. So sehr ich den Dünger liebe, den die Stallfutterung giebt, so ist er mir doch um den Preis, als er in solchen Verhältnissen zu stehen kommt, zu theuer."

Der Hr. Verf. hat, wie er sagt, die Absicht, angehende sanguinische Landwirthe zu warnen, was sehr löblich ist; allein er könnte auch durch dergleichen abschrecken von wohlthätigen aber nur durch Beharrlichkeit auszuführenden Verbesserungen. Futterbau ist die Basis jeder reichhaltigen Ackerverbesserung und durch Futterbau kann ein Acker zu einem Futterertrage gebracht werden, den man anfangs für unmöglich hielt. Die Pfälzer in den Sandgegenden haben durch ihre anfangs wenig versprechende Beharrlichkeit im Futterbau ihren Boden zu einem Futter- und Kornertrag gebracht, den man seiner natürlichen Beschaffenheit durchaus nicht zutrauen konnte. Wenn freilich die Anstrengungen und Aufopferungen immer fort dauern sollten, so wäre es eine Thorheit; aber man ist früh genug dahin gekommen, daß sie nicht weiter nöthig waren, daß die Sache leicht und sicher ging und der Reinertrag nun so groß ward, um alle Aufopferungen reichlich bezahlen und verzinsen zu können. Gewächse, die ihrer Natur nach gar nicht auf dem Boden gebauet werden können, wird kein irgend Verständiger wählen und wenn der Unverständige es

versuchte, würde er bald davon zurückkommen. Aber wenn Futtergewächse, die auch nur einen kärglichen Ertrag geben, so viel gebauet werden können, daß Stallfütterung des Rindviehes möglich und sicher wird; so wird diese das schnellste Mittel seyn, dem Boden höhere Fruchtbarkeit mitzutheilen. Rindvieh muß doch wohl unter den meistrn Verhältnissen gehalten werden, auch ist sein Dünger zur Verbesserung des Bodens der nachhaltigste. Wenn der Acker so ist, daß er nur einen kärglichen Futterertrag giebt, so giebt er auch nur eine kärgliche Weide und allemal wird man zur Stallfutterung einer geringeren Fläche bedürfen als zur Weide. Nur dadurch behalte ich vielleicht Weide für Schaafe über, daß ich das Rindvieh auf dem Stalle füttere. Wenn jetzt wohl jeder eine Hunger-Schäferei verabscheuet, so wird es die Stallfutterung des Rindviehs erst dahin bringen, daß eine ordentliche Schäferei gehalten werden kann, auch indem sie durch ihre Düngererzeugung reichliche Ackerweide hervorbringt. Ich sage nicht, daß in allen und jeden Fällen so zu verfahren sey, aber man muß es nicht für thörigt erklären, wenn einer so verfahren will und kann, wenn es gleich Anfangs seine Schwierigkeiten hat. Und allerdings ist es sehr richtig, was der Verfasser S. 42 u. f. über die Mittel zum Betriebe sagt;

diese müssen da seyn. Wenn er aber S. 47 hinzusetzt: „ist es bei diesen wahrlich nur aus meiner täglichen Erfahrung genommenen Beispielen wohl zu verwundern, wenn Landwirthe bei dem besten System zu Grunde gehen?" — so müssen sich seine Nachbaren — bedanken. Denn wer sollte nicht glauben, daß er das vor Augen sähe!

Wo der Verf. S. 48 vom Clima spricht, sagt er, daß der mittlere Regenfall einer Gegend sehr zu beachten sey und daß der Mangel an Regen Schuld wäre, daß in seiner Gegend (dem Oberbarnimschen Kreise der Kurmark) guter Mähekle unter die Ausnahmen gehöre. — Nach den vielen Nachrichten, die ich aus allen Gegenden bekomme, regnet es hier nicht weniger, als anderer Orten; die Klagen über Dürre waren zu gewissen Zeiten nach allen Himmelsstrichen hin größer, als wir sie hier zu führen Ursach hatten. Nur sind die Höhen bei uns dem Winde sehr ausgesetzt, durch Wald, Bäume und Hecken nicht geschützt. Die obere Rinde des Bodens wird dadurch schnell aller Feuchtigkeit beraubt, wenn zwei Zoll darunter der Boden noch lange frisch bleibt. Der größte Theil unsers Ackerbodens hat noch 20 pCt. abschwemmbarer Erde und das ist mehr, als er in manchen Gegenden, die man zu den fruchtbaren rechnet, hält; ja in anderen wird

solcher Boden als der vorzüglichste geschätzt. Ich gebe zu, daß das Gedeihen des Klees bei uns schwieriger ist, wie anderer Orten. Zum Theil scheint dies daher zu rühren, daß der Saamen, wegen jener schnellen Austrocknung der äußeren Borke, gar nicht läuft, oder was schlimmer ist, im ersten Keimen und Austreiben wieder vertrocknet; — weswegen wir allerdings vorsichtiger bei seiner Aussaat und Einbringung verfahren müssen — zum Theil aber von dem schlechten älteren Culturzustande unseres Bodens. Wo findet man hier, wie anderwärts doch noch häufig, Land, was im alten dreijährigen Dünger stand? sechsjähriger Dünger ist schon etwas seltenes; neun und zwölfjähriger ist auf sogenanntem Mistlande das gewöhnlichste; vom Außenlande, was nie gedüngt wurde, rede ich gar nicht. Dabei die große Thätigkeit unsers Bodens und seine Willfährigkeit abzugeben, was in ihm sticht und was die Dreifelder-Wirthschaft, wo es irgend anging, mit bebaueter Brache gern abnahm. Hier ist der alte auflösliche Humus ganz erschöpft und diesen verlangt allerdings der Klee, wenn er üppig heranwachsen soll. Dann haben wir das Mittel, welches man fast in ganz Deutschland zum Gedeihen des Klees unbedingt erforderlich hält, den Gyps, noch nicht gebraucht, obwohl wir ihn leichter haben können, wie manche andre

Gegend. Dessenungeachtet habe ich hier Klee, aber freilich nur auf Stellen, die in höhere Cultur gesetzt waren, gesehen, der dem nichts nachgab, welchen ich in Gegenden, die ihres Kleewuchses wegen berühmt sind, fand. Seit einigen Jahren ist fast an allen Orten über schlechtes Gedeihen des Klees geklagt worden. Im Jahre 1817 hatten wir hier auf solchen Feldern besseren Klee als in Sachsen; im Jahre 1818 aber fast gar keinen einjährigen Klee, indem wir mit angekauften Klee-Saamen (weil er im Jahre 1816 gar nicht angesetzt hatte) betrogen waren und größten Theils gelben Hopfenklee statt rothen aussäeten; dagegen war zweijähriger Klee, aller in seiner Vegetationsperiode einfallenden Dürre ungeachtet, recht gut und gab zum Theil zwei Schnitte. So unheimisch, wie es der Verfasser angiebt, ist also dem Klee keineswegs unser Grund und Klima, wenn wir ihm nur die Bodenkraft verschaffen wollen, die er verlangt und den Gyps. Jene schaffen wir, wenn wir Futter bauen, aber freilich nur mit der Zeit.

Zwar wenn der Vers. anzunehmen scheint, daß Klee, der im Durchschnitt unter 30 Centner Heu vom Morgen giebt, nicht lohne, so muß man, vielleicht wenige Flecke des Erdbodens ausgenommen, vom Kleebau abgehen. Ich spreche von völlig trocknen Heu, nicht wie man es

auf den Boden oder in die Frimen bringt, sondern wieder gebunden herauswiegt, wo der Klee noch ⅓ oft die Hälfte am Gewicht verliert. Dann glaube ich, daß 30 Centner eine große Durchschnittsannahme sey, daß man mit 24 Centner völlig zufrieden seyn könne und daß man 20 Centner noch nicht als einen Mißwachs zu betrachten habe. Ich sage: ich glaube nach guten Gründen. Eigne Erfahrungen habe ich nicht, weiß auch keine andre die ich für entscheidend annehme. Sie sind nicht so leicht zu machen, weil das Wiegen beim Einfahren, des sehr verschiedenen Feuchtigkeitszustandes wegen, ganz trüglich ist. Ich werde indessen an mehreren Orten Versuche anstellen lassen, unter andern auf der Königl. Stammschäferei zu Panten, wo es einen Kleewuchs giebt, wie ich ihn sonst nirgends angetroffen habe.

Im dritten Abschnitte S. 154 kommt der Verf. auf die Darstellung der bekanntesten Wirthschaftssysteme. Von der Verwechselung des generischen Begriffs eines Wirthschafts- oder Ackerbausystems, mit dem eines Systems einer concreten Wirthschaft habe ich oben geredet. In jenem Begriffe nur kann man Classen und Unterabtheilungen bestimmen und sagen: diese sind — unter Voraussetzung der Verbindung der Viehzucht mit dem Ackerbau — die Allein-möglis

chen! Die Verschiedenheit des letzteren kann ins Unendliche gehen und man kann von einem gegebenen oft nur sagen, es sey zusammengesetzt, nach den Grundsätzen dieser und jener Kategorie. Der Verf. hat hier mehrentheils einzelne Wirthschaften, häufig mit besonderen Eigenthümlichkeiten vor Augen, wobei ich nichts weiter zu erinnern habe, als daß das, was aus diesen hervorgehet, nicht auf das Genus bezogen werden dürfe. Ich werde mich daher nur auf einzelne Bemerkungen beschränken.

Der Verf. führt oft das Oberbruch an. Dies hat nicht nur einen seiner Natur nach höchst verschiedenen Boden, sondern auch so ganz verschiedene wirthschaftliche Verhältnisse in der Vertheilung des Grundbesitzes, daß diese bei den Angaben hätten angeführt werden müssen, wenn irgend eine Folgerung daraus gezogen werden sollte. Daß man in dem größten Theile fast keine andere Fruchtfolge als die von 1) Kartoffeln, 2) Gerste, 3) Roggen, 4) Hafer ohne weiteres antreffe, kann ich nicht zugeben.

Daß der Verf. bei der Zweifelder-Wirthschaft der in einem bedeutenden Distrikte des Elsaß üblichen, in sich geschlossenen, nicht erwähnt, ist ganz richtig, denn sie ist eine Fruchtwechsel-Wirthschaft im strengsten Sinne des Worts.

Bei der Dreifelder-Wirthschaft unterscheidet der Verf. richtig die reine (römische) von der mit ganz oder zum Theil bebauetem Brachfelde. Der Verf. beurtheilt jene ganz richtig. „Sie könne (unter individuellen Verhältnissen) die vortheilhafteste seyn, aber einen hohen Ertrag gewähre sie (im Ganzen) sicherlich nicht. Ihre Anhänger übersähen, daß der Körner-Ertrag der beiden Felder auf die Wiesen, Weiden und das Brachfeld mit vertheilt werden müsse." Wenn mehrere Schriftsteller und ich über diese Dreifelder-Wirthschaft sich ereifert haben, so war es keineswegs gegen die einzelnen Wirthschaften dieser Art, sondern dagegen, daß man sie zur allgemeinen Norm durch ganz Europa gemacht hatte, sie — wie auch noch neuerlich geschehen ist — für die alleinseligmachende erklärte und die leicht zu hebenden bürgerlichen Hindernisse gegen die Einführung eines den physischen Verhältnissen mehr angemessenen Systems bestehen ließ.

„Hat man über irgend etwas, sagt der Verf., viel Geschrei um Nichts gehört, so ist es der Streit zwischen den Dreifelder-Wirthen, die das Brachfeld mit Klee, Kartoffeln, Wicken, Erbsen u. s. f. bebauen, mit den Fruchtwechsel-Wirthen." — Es liegt aber doch ein bedeutender Unterschied nicht sowohl in dem Verhältniß

der Früchte, als darin, daß wenn mehrere Male zwei Halmfrüchte nach einander gebauet werden, die reine Brache schwierig zu entbehren ist, was sehr wohl geschehen kann, wenn sie gar nicht oder nur selten auf einander folgen. Aber, wie der Verf. das auch in Sachsen sehr richtig bemerkt hat, solche Wirthe gehen ganz unvermerkt zum Fruchtwechsel über und bauen nur seltener zwei Halmfrüchte nach einander, was denn keineswegs gegen die ausgesprochene Regel des Fruchtwechsels ist. Sie haben dafür einen eignen Namen in gewissen Gegenden erfunden und nennen es eine wilde Wirthschaft: denn so groß ist der Gräuel an solchen Orten gegen das Wort Wechsel-Wirthschaft, daß keiner, der sie auch aufs vollkommenste führt, es auszusprechen wagt. „Ist es denn wahr Herr Vetter," wird einer meiner Schüler oft gefragt, „daß Sie Wechselwirthschaft führen?" — Nein! antwortet er, ich habe so meine eigne Wirthschaft. Ich baue in einen Theil meiner Brache 1) Kartoffeln, Kohl und Rüben, danach säe ich 2) Gerste, weil Winterung schlecht danach wird; dann 3) Klee, in die Kleestoppel 4) Weitzen, danach 5) Erbsen und nun 6) Roggen auch wohl Hafer. So bin ich wieder in Ordnung, habe dann Brache, worin ich wohl 7) Wickfutter baue, aber früh umbreche und 7) Rübsen nehme und dann 9) Weitzen und

dünge alle drei Jahr. — „Ha! das muß gut seyn. Ich konnte es doch auch nicht glauben, daß Sie sich in Möglin zur Wechselwirthschaft würden verführen lassen." — Sie suchen es nur immer so einzurichten, daß ihre Fruchtfolge in 3 aufgehet, damit sie doch Dreifelder-Wirthschaft behalten.

Die Vierfelder-Wirthschaft 1) Brache, 2) Winterung, 3) Sommerung, 4) Weide gehört schon in die Kategorie der Koppelwirthschaft. Selten ist das Wiesenverhältniß so groß, um die Brache dabei ausdüngen zu können, sonst würden wir sie häufiger antreffen. Die Vierfelder-Wirthschaft mit drei Halmfrüchten nach einander hat ihre üblen Folgen auf manchen Gütern noch zurückgelassen, wo man sie in den siebziger Jahren auf die mißverstandene Empfehlung eines englischen Oekonomen — der wohl die Suffolker Vierfelder-Wirthschaft meinte, aber nicht klar war — einführte.

Ueber die Koppel-Wirthschaft, die Holsteinsche und Mecklenburgsche mit ihren gewöhnlichen Eintheilungen und Fruchtfolgen, das Bekannte, worüber ich nichts zu bemerken wüßte. Nur wenn der Verfasser S. 181 sagt: „die alte Holsteinsche Wirthschaft rechtfertigt meine Behauptungen, daß man in neueren Zeiten die aussaugenden Eigenschaften des Ge-

treides zu hoch angeschlagen habe. Man rühmt mit Recht das dortige Verfahren gegen die Dreifelder-Wirthschaft und vergißt, daß dort vier Kornsaaten das Land in ganz erschöpften Zustande hätten zurücklassen müssen, wenn die zwei bei der Dreifelder-Wirthschaft sich folgenden Kornsaaten schon ein so großes Uebel hätten seyn sollen" — so muß ich bemerken daß wohl niemand diese alte Holsteinsche Wirthschaft für aussaugend gehalten hat und halten kann. Denn wenn sie vier auch wohl gar fünf Getreidesaaten nach einander nahm, so ließ sie das Land sechs, sieben, auch wohl acht Jahr zur Weide liegen, düngte oft noch zur letzten Saat, pflügte sehr wenig, erhielt das Land vergraset, bauete also im Verhältniß der im Boden steckenden aber nicht in Thätigkeit gesetzten Kraft sehr wenige Körner, erschöpfte mithin solche sehr wenig und benutzte sie ganz zum Graswuchs, wodurch sie sich also immer vermehren mußte. Nicht darum, weil hintereinander genommene Getreideernten mehr erschöpfen, als dieselben Ernten getrennt genommen, tadeln wir sie; sondern weil sie nicht ergiebig genug sind und man die Bodenkraft nicht aufs Höchste damit benutzt — was man doch thun kann, wenn man für ihre Restauration gehörig sorgt.

S. 190 heißt es: (mecklenburgische) „Wirth-

schaften mit 12, 13 und 14 Schlägen sind im Grunde nur anders modificirte 6 und 7schlägige Wirthschaften." Sie sind nach ihrer gewöhnlichen Art in ihren Verhältnissen sehr verschieden, und wenn 12 Schläge bewirthschaftet werden wie 6, so sagt der Mecklenburger nicht, ich habe 12 Schläge, sondern ich habe zwei Mal 6 Schläge. Bei 12 Schlägen wird in der Regel nur eine Brache gedüngt und man nimmt 3 Früchte aus der Ruhe.

Der Verf. macht noch eine besondere Abtheilung der Koppel-Wirthschaft, welche er die Märkische nennt. Sie ist in ihrem Total-Charakter der Mecklenburgischen mit doppelter Brache gleich, nur kommt noch ein ganzer oder halber Schlag mit Kartoffeln hinein. Sie ist von dem seel. Geheimenrath v. Wolf auf den Gütern Haselberg und Frankenfelde eingeführt, indem er die Kartoffeln, deren großen Werth in größeren Wirthschaften als Viehfutter er in hiesiger Gegend zuerst erkannte, nach der auf die Dreischbrache folgenden Winterung einschaltete. Da er mit großer Anstrengung, Stroh-, Heu- und Düngerankauf diese Güter in Kraft setzte und dann durch den Verbrauch der Kartoffeln zur Ochsenmastung viel Dünger erzeugte, — wobei er Anfangs nur $\frac{4}{10}$, dann $\frac{5}{11}$ mit Getreide bestellte — so kam der Acker allerdings empor. Ich

bezweifle aber, daß diese Wirthschaft, ohne ähnliche Anstrengungen, im Stande seyn wird, ihre Aufgabe zu erfüllen, nämlich einen Kartoffelschlag gehörig und dann noch einen Brachschlag auszudüngen, wenn man sie auf Gütern, deren Acker in sehr ungleicher und zum Theil schwacher Dungkraft stehet, einführen will. Ich würde immer mehr zu zwei Rotationen rathen; die eine, auf dem alten Düngerlande, reichlich mit Dünger versehen, aber auch zur starken Production treiben, die andere sehr schonend behandeln und sie nur allmählig durch den Düngerüberschuß, den jene in der Folge gewähren kann, in Kraft und somit zu höherer Production bringen. Ob die mittelmärkischen Güter, deren Außenland ganz ohne Dünger alle 3 oder 6 Jahre mit Roggen bestellt ward, sich in jene Rotation legen und sie durchführen werden, muß die Zeit lehren; bis dahin aber mögte jene Benennung wohl nicht angemessen seyn. In der Mark ist zu viel Geist und Leben, auch zu viel Unbeständigkeit, um sich an irgend eine Norm zu binden.

„Was allen Vorzügen dieser Wirthschaft die Krone aufsetzt, ist die Erfahrung, daß alle in dieser Eintheilung liegende Wirthschaften nicht nur vortrefflich bestehen, sondern jährlich an Selbstständigkeit gewinnen," sagt der Verf. S. 198. — Ich habe ein Gut, was am längsten

so bewirthschaftet war, sehr genau unter Augen. Nur die vordere Hälfte der Schläge fand ich im Düngerstande, und das Gut hatte viele Wiesen. Ich kann also nichts besonderes davon rühmen; es mag jedoch zufällig seyn.

„Eine märkische Koppel-Wirthschaft in eilf Schlagen, sagt er S. 195, verlangt nothwendig eine zweimalige Düngung in einem Umlauf. Die Saatfolge ist:

1) Dreischbrache,
2) Winterung,
3) Kartoffeln und Rüben gedüngt,
4) Gerste (a. mit Klee, b. unbesäet,
5) (a. Mäheklee, b. Erbsen,
6) Roggen, oder nach dem Klee zum Theil Hafer,
7) Brache, gedüngt,
8) Winterung,
9) Sommerung mit weißen Klee,
10) 11) Weide.

„Auf Boden, der in solcher Kraft ist, Mäheklee und Erbsen durchweg zu tragen, eine vortreffliche Wirthschaft, die alles leistet, was man von einer Eintheilung verlangen kann, sobald man sich entschließt, Sommerstallfutterung des Rindviehes bis zur Stoppelweide statt finden zu

lassen. Außerdem aber ist die Weidefläche zu sehr beschränkt und die Schäferei leidet dabei Noth."

Ich gestehe, daß ich die Vortrefflichkeit dieser Wirthschaft — die übrigens nicht in die Kategorie der Koppel-, sondern der Fruchtwechsel-Wirthschaft gehört — nicht begreifen kann. Zwei unbenutzte Brachen, wo eine völlig hinreichend wäre! Warum denn nicht, wenn der Boden durchweg Mäheklee und Erbsen trägt, in 5 durchaus Klee, in 7 Erbsen und Wicken? Der Boden muß sehr reich seyn, reicher als er bei diesem Futterbau ohne großes Wiesenverhältniß werden kann, wenn es rathsam seyn sollte, 9 noch Sommerung, dann aber nur 2 Weideschläge zu nehmen. Bei einem gehörigen Besatz mit Schaafen wird der dritte Weideschlag wohl so gut rentiren, wie die Sommerung in 9 und der Acker noch in bedeutend höhere Kraft kommen. Vielleicht um des Strohs willen? Aber das Hülsenfrucht-Stroh in 7 würde es bei weitem überwiegen. Nein! so wie sie da ist, gefällt sie mir gar nicht, aber mit jener Abänderung sehr gut. Es soll aber, vielleicht der Brache wegen, keine Fruchtwechsel-Wirthschaft seyn; denn der Verf. hält diese, wie er S. 224 sagt, mit Weide für unzweckmäßig. — Denn wären alle englische Wechsel-Wirthschaften, und auch des Verfassers eigene achtschlägige,

unzweckmäßig; so wie auch der größte Theil der Schlesischen, die Schaafe halten.

Wenn der Hr. Verf. S. 198 auf die Fruchtwechsel-Wirthschaft kommt, so ist es schwer, der Gedankenfolge nachzuspüren und den eigentlichen Sinn zu errathen. Er verschmilzt die Lehre, den Mißverstand derselben, die wirkliche oder nur gedachte fehlerhafte Anwendung derselben mit einander, um — wie es scheint — Gelegenheit zu haben zu tadeln, ohne bestimmt zu sagen, wo der Tadel hintreffen soll.

„Mit der Lehre vom Fruchtwechsel sey man nicht in den gehörigen Schranken der alltäglichen Erfahrung geblieben — man habe auf doppelten und dreifachen Ertrag der Grundstücke gerechnet. Hierüber hätten erfahrene Landwirthe, die eine sehr industriöse Dreifelder-Wirthschaft, mit Futterbau in der Brache, betrieben, gelächelt." — Es mag wohl seyn, daß einige lebhafte Vertheidiger der Fruchtwechsel-Wirthschaft den Ertrag derselben übertrieben angenommen haben, ob ich es mir gleich nicht bestimmt erinnere, wo es geschehen sey. Wenn aber von doppelt und dreifachem Ertrage gegen den vorherigen — der wirklich in vielen mir bekannten Fällen erfolgt ist — die Rede war, so hatten sie freilich keine sehr industriöse Dreifelder-Wirthschaft, die nur von wenigen unter glücklichen Verhältnissen mit gro-

ßer

ßer Anstrengung betrieben werden kann, vor Augen; sondern eine solche, wie sie in ihrer Gegend gewöhnlich betrieben wurde und dagegen setzten sie voraus, daß sich mit dem Fruchtwechsel eine höhere Intelligenz und regerer Geist über die Felder verbreiten werde. In der Regel steht das auch bei der Ausführung in Verbindung; aber allerdings gehört es nicht in die reine Lehre vom Fruchtwechsel. Diese begnügt sich damit, zu behaupten, er gebe gehörig eingerichtet und durchgeführt einen höheren Ertrag, wie jedes andre System mit gleich großer Energie betrieben. Wie groß das Verhältniß oder der Unterschied sey, kommt auf Nebenumstände an. Ein comparatives Experiment in einem nicht zu kleinlichen Maaßstabe wäre wohl wünschenswerth, wenn es gleich da es immer seine besonderen Verhältnisse haben wird, nicht directe für alle mögliche Fälle entscheiden könnte.

S. 203 sagt der Verf.: „Man kann also nicht sagen, daß das Fruchtwechsel-System zuerst dahin führe, eine höhere Stufe der Cultur zu betreten. Diese bessere Cultur muß schon vorhanden seyn, wenn der Fruchtwechsel wirksam seyn soll und dann ist allerdings die Erbauung solcher üppigen Krautgewächse ein Mittel zur Vermehrung und Verbesserung des Düngers." — Ich bin doch überzeugt, das Fruchtwechsel-System

führe dahin, nur, wenn alle äußere Hülfsmittel fehlen, langsam und im Anfange mit so schwachen Fortschritten, daß mancher die Geduld und den Muth dabei verlieren würde. Wenn also wirklich alle äußeren Hülfsmittel auf einem ausgesogenen Boden, oder das Vermögen sie herbeizuschaffen fehlen, so rathe ich, wie ich oft gethan habe, lieber durch eine schonende Koppel-Wirthschaft erst durchzugehen.

Aber wenn der vom Verf. angenommene, nicht seltene Fall eintritt, daß man einen kleineren noch in mehrerer Kraft stehenden Theil des Areals nach dem Fruchtwechsel-System, dabei den größeren Theil koppel-wirthschaftlich mit großem Weideverhältnisse zu bewirthschaften sich bewogen findet; so bin ich überzeugt, daß man bald in den Stand kommen werde, den letzteren durch den ersteren aufzuhelfen, wobei denn aber freilich die Vorschritte des ersteren aufgehalten werden. In der Folge werden sie sich einander wechselseitig emporheben. Ich finde daher den Plan der fünffeldrigen Wirthschaft von 550 Morgen mit 1) Hack- und Hülsenfrüchten, 2) Gerste, 3) Mäheklee, 4) Mähe-, hernach Weideklee, 5) Winterung auf einem Gute von 2300 Morgen — dessen übriger Theil als Außenland behandelt wird — keinesweges so unangemessen, wie der Verf. S. 207. Wenn sie, wie der Verf. sagt,

das wenige Stroh, was das magere Außenland giebt, mit dem Fruchtwechsel-Lande consumirt, so ist ihr dies, falls sie sich in der ersten Rotation oder auch noch im Anfange der zweiten befindet, gar nicht zu verdenken. Ist sie aber durchgeführt und kann dem Außenlande dann nicht das Stroh, was sie von ihm empfängt, in Dünger reichlich wiedergeben, so muß der Fehler anderswo, als im Plane selbst, stecken. Sonst muß sie im Stande seyn, das Außenland allmählig in Dung zu setzen. Der Verf. meint, es würde um vieles besser gehen, wenn sie 1500 Morgen in einer neun- oder zehnschlägigen märkischen Koppel-Wirthschaft liegen hätte. So wie man sich die Umstände, seiner Beschreibung nach, denken muß, glaube ich das nicht. Es kommt darauf an, wie viel Land noch in Kraft war, als die Wirthschaft angelegt wurde.

S. 209 führt der Verf., neben einer anderen, eine sechsschlägige Wirthschaft auf reichem, mildem Gerstboden an, mit folgender Rotation:

1) Hackfrüchte, gedüngt,
2) Gerste mit Klee,
3) Klee,
4) Winterung,
5) Hülsenfrüchte, gedüngt,
6) Winterung,

und sagt davon: „wo der Boden weniger in

Kraft stehet (?), werde sie vorzüglich unsicher im Ertrage seyn, man müßte denn von Klee nur einen Schnitt nehmen und das Kleeland behandeln wie zu Raps (als Brache); dann wäre man freilich gezwungen, den Kleesaamen stets anzukaufen." — Aber wozu soll das helfen, da man weiß, daß die Winterung in die einfurchig umgebrochene Kleestoppel eben so gut und auf solchem Boden besser als nach mehrmaligem Pflügen geräth? — Wie es aus der Folge scheint, um des Wildhafers und Hederichs willen; denn da sey durch Hackfruchtbau die Brache nicht zu ersetzen. Meiner Erfahrung nach thut er, gehörig ausgeführt, sogar mehr als eine vollkommene Sommerbrache gegen das Sommerunkraut, wenn man nur die unbedeutende, aber freilich oft vernachlässigte Arbeit daran wendet, die einzelnen unter dem Kraute sich erhaltenden Pflanzen ausziehen zu lassen, bevor sie Saamen abwerfen. Ich habe ein Stück Land in einem Sommer sechs Mal pflügen und neun Mal den Hederich zerstören lassen bei mehrmals mißrathener Rübenaussaat und Pflanzung. Aber es war danach mehr Hederich unter der Gerste, als auf einem anderen Theil des Feldes, wo Kartoffeln standen. Ich weiß es auch aus vielen Erfahrungen, daß man durch mehrmaliges Pflügen gegen den Hederich nichts ausrichtet, wenn er

den Boden einmal angefüllt hat. In mehreren Gegenden von Mecklenburg, wo man die Brache so stark bearbeitet, habe ich die Sommerfelder ganz gelb davon gesehen. Hr. v. Buchwald auf Fresenburg in Holstein hatte eine Stallfutterung fast mit bloßem Hederich eine Reihe von Jahren durchgesetzt, indem er ihn durch Pflügen und sorgfältiges Eggen drei bis vier Mal hervorlockte und mähen ließ. Er meinte, mit der Gefahr, daß er endlich nachlassen würde, habe es nichts zu bedeuten.

Eine siebenschlägige Wirthschaft in der Folge von 1) Hackfrüchten, 2) Gerste, 3) Klee, 4) Weide und Brache, 5) Winterung, 6) Hülsenfrüchte, 7) Winterung — sey besser als die sechsschlägige, jedoch nur unter der Bedingung, daß dem vierten Schlage die Brache vollständig gegeben werde. „Säet man die Winterung aber einfährig, oder nimmt nach zwei Kleejahren Hafer, so trifft diese Eintheilung derselbe Tadel, den ich bei der sechsschlägigen zu erkennen gab" S. 211 — das thut mir leid! Aber ich bleibe denn doch nach meiner Erfahrung und Ueberzeugung, in der Regel, bei der einfurchigen Methode, wenn ich Winterung danach bestelle. Haben sich Quecken erzeugt — was nun, wo ich den Kartoffelbau wieder über den ganzen Schlag verbreitet (wie in den Kriegsjahren nicht wohl anging), hoffent-

lich nicht mehr der Fall seyn wird — so nehme ich Sommerung dahin, wozu ich ein Paar Mal pflüge.

Dann sagt der Verf.: „Nur ein mit Hederich übermäßig angefüllter Boden kann überhaupt die sechs- und siebenschlägige Eintheilung, wo dem Winterbau ein so großes Uebergewicht gegeben ist, rechtfertigen." — Ich sehe das Uebergewicht der Winterung nicht, denn man hat nur zwei Früchte zu Winter sehr einfach und drei Früchte zu Sommer zu bestellen. Fände man es anderer Verhältnisse wegen rathsamer, mehr Sommerung zu bestellen, so kann man es ja thun. Der Hederich kommt dabei in keinem Betracht, denn außer den Erbsen schadet er einer kräftigen Saat nichts.

Ferner: „Eine sechs- und siebenschlägige Wirthschaft kann und darf für sich bestehen, wo der Boden sehr sicher und wenigstens 30 Centner Klee vom Morgen trägt. Wo der Boden diesen natürlichen Reichthum nicht hat, da kann weder die eine noch die andere ohne natürliche Wiesen bestehen und kann das Düngungsmaterial, welches erforderlich ist $\frac{1}{6}$ oder $\frac{2}{7}$ auszudüngen, nicht selbst produciren S. 211, und fügt dann noch hinzu: ich kann von jener Behauptung nicht abgehen, da sie mir durch die Erfahrung aufgedrungen worden ist." — Dieser apodictischen

Behauptung kann ich nun nichts anders entgegensetzen, als:

daß sie nicht wahr sey!

und daß, wenn der Verf. solche Erfahrung gemacht, einwirkende Nebenumstände da gewesen seyn müssen, die ihm jenes Resultat gegeben haben. Mir sind wenigstens zehn ähnliche Wirthschaften bekannt, die nicht 30 Centner Klee auf den Morgen bauen und doch nicht nur bestehen, sondern sich alljährig mehr heben. Ich erinnere mich zwar keiner, die ganz ohne natürliche Wiesen wäre, aber diese Wirthschaften verkaufen oder verarbeiten zu Branntwein weit mehr Kartoffeln als das Wiesenheu beträgt, was sie verbrauchen. Wenn keine solcher Wirthschaften ganz ohne Wiesen bestehet, so rührt es daher, weil es in Deutschland keine größere Güter giebt, die keine Wiesen haben; denn wo wäre auf solchen, vor eingeführtem Futterbau, irgend eine Wirthschaft möglich gewesen? Kann aber eine Wirthschaft ohne Wiesen bestehen, so ist es diese siebenschlägige, wenn sie auf ihrem Hackfruchtschlage nur Futtergewächse bauet. Sie braucht nicht 30 Centner Kleeheu vom Morgen zu gewinnen. Wenn sie nur im Durchschnitt der beiden Jahre 18 Centner hat, 90 Centner Kartoffeln über die Einsaat bauet, 16 Centner Stroh und Scheunenabfall von Roggen, 10 von der Som-

merung und 12 von den Hülsenfrüchten gewinnt, so macht sie bei weitem mehr Dünger, als sie zum Ersatz ihrer Aussaugung braucht. „Aber wie ist es denn, frägt der Verfasser, wenn sie viel weniger gewinnt?" — Nun so muß sie sich erst in die Kraft zu setzen suchen, daß sie genug gewinne; und hat sie dazu die Mittel nicht, denn wäre sie freilich unrichtig angelegt und paßte hier nicht. Aber wo diese Wirthschaft nicht vorwärts kommen kann, da kann es keine und nicht mit so wenigen Hülfsmitteln von außen. Ich kann mich zwar nicht geradezu auf meine siebenschlägige Fruchtwechsel-Rotation zu Möglin beziehen, denn schon vor dem durch mannigfaltige Conjuncturen verspäteten Termin, wo ich sie als selbstständig hätte annehmen können, blieb sie nicht isolirt, sondern mußte ein doppelt so großes Areal von Kraft und düngerlosem Aussenlande allmählig in Dungkraft setzen, was sie jetzt beinahe vollführt hat. Dazu mußte sie freilich 7 – 800 Centner Wiesenheu vom Bruchvorwerk jährlich in Anspruch nehmen. Aber mit diesem Heu und dem wenigen von jenem Aussenlande bisher gewonnenen Stroh, wäre es unmöglich gewesen, die Düngung nur zur Hälfte zu beschaffen, die es erhalten hat; mithin mußte sie wohl von dem genommen werden, was die ersten Schläge producirten. Diese haben dabei

an Fruchtbarkeit so zugenommen, daß sie das Erstaunen aller, die auf den natürlichen Boden Rücksicht nehmen, erregen; zumal wenn sie den Widerstand bemerken, den die Pflanzen auf diesem Boden auch der dürresten Witterung leisten. Es werden 60 Stück schweres Rindvieh und jetzt 900 reine, hochedle Merinos — die ich mit zunehmenden Reichthum der Weideschläge wenigstens bis auf 1200 vermehren will — nebst Pferden, die den ganzen Sommer hindurch Grünfutter bekommen, in einem Zustande erhalten, der nicht vollkommener seyn kann. Auf welchem andern Wege wäre das, zumal mit so beschränkten Mitteln, als in einer unglücklichen Periode vorhanden waren, zu erreichen gewesen? — So wie mich manche getadelt haben, daß ich nicht mit einer Schäferei anfing (was freilich unter den nachmaligen Zeitumständen pecuniär weit vortheilhafter gewesen wäre) so erfahre ich, daß mich jetzt andre tadeln, weil ich jene isolirte Fruchtwechsel-Wirthschaft nicht experimentalisch fortsetze, und sogar in dieser Notation Abänderungen zum richtigern Eingreifen in die andere und zur zweckmäßigern Organisation des Ganzen — wobei allerdings auf meine Bruchwiesen ferner gerechnet ist — mache. Aber ich bin nicht gewillet, um eine schon ausgemachte Sache

zu erweisen, einen höheren Ertrag von 5—600 Rthlr. jährlich aufzuopfern.

„Eine achtschlägige Fruchtwechsel-Wirthschaft, im übrigen ganz wie die siebenschlägige, blos mit der Abweichung, daß der achte Schlag mit Sommerung besäet wird, hat offenbar den Vorzug, daß sie mehr Getreide und Stroh giebt, als die siebenschlägige." — Ich habe nichts dagegen und glaube daß sie auf Boden, der in mehrerer Kraft ist, recht passend seyn kann. Bei minderer ursprünglichen Kraft und gleich wenig äußeren Beihülfen bezweifle ich aber sehr, daß sie mehr Getreide und mehr Stroh gebe; denn was man an der letzten Sommerung gewinnt, wird man dann an den anderen Ernten verlieren. Futter bauet sie entschieden weniger. Und da die siebenschlägige auf 800 Morgen 28⅔ Morgen mehr zu düngen hat als die achtschlägige, so wird sie dies dadurch sehr gut bestreiten können und allemal, auch ohne Hinsicht auf die starke Aussaugung, in stärkerer Dungkraft stehen, da sie in sieben Jahren, die letztere nur in acht Jahren, zwei Mal düngt.

Gegen das was der Verf. S. 213 von einer achtschlägigen Fruchtwechsel-Wirthschaft mit einem Kleeschlage sagt, habe ich nichts zu erinnern. Bei einem größeren Wiesenverhältnisse oder auf einem dem Klee sehr zusagenden Boden

ist sie sehr passend. Die Bedingung, daß man Gespann genug haben müsse um die Kleestoppel früh genug umzubrechen, finde ich überflüssig; denn das kann hier in keine Verlegenheit mit dem Gespann setzen.

Man kann, gegen die Meinung des Verf., beim Fruchtwechsel sehr füglich über Neun hinausgehen, was besonders sehr rathsam ist, wenn man eine Brache halten will, um Rübsaat zu bauen. Dann aber auch in dem Falle, daß man Weideschlage in der Rotation haben will. Aber von Fruchtwechsel-Wirthschaft mit Weide S. 214 will der Verf. nichts wissen, weil er annimmt, daß man eine Weide-Wirthschaft überhaupt nur dort einrichten werde, wo man wegen Größe der Güter, schlechten Boden und aus Mangel an Düngung das nöthige Futter nicht auf dem Ackerlande erbauen kann. Er nennt solche Wirthschaften vielleicht märkische Koppel-Wirthschaften; dann sind aber die meisten Wirthschaften in Northumberland und dem südlichen Schottland märkische Koppel-Wirthschaften.

Es ist mir sehr angenehm gewesen, daß mir dieses Buch Gelegenheit gegeben hat, mich über manche Gegenstände und über Einwürfe, die man meiner Lehre macht, äußern zu können. Es ist das einzige, was so anständig und so sinnig gegen diese, zum Theil, geschrieben ist, daß ich

gründlich und mit Ehren darauf antworten konnte. Ich glaube daher, daß es keiner Entschuldigung bedarf, wenn ich mich so lange dabei aufgehalten habe. Uebrigens wird jeder das Buch mit Vergnügen, mancher mit Nutzen lesen, weil der Hr. Verfasser die Gabe hat, die Sachen recht faßlich und populär darzustellen, ohne weitschweifig zu werden.

A. Thaer.

V.

Ueber das Kreutzen bei solchen Merino-Stämmen, die in ihrer Art schon hochedel und constant sind.

Es ward mir nachfolgender Auszug eines Briefes durch die sechste oder siebente Hand zugeschickt, theils um auch meine Meinung über die darin beantwortete sehr wichtige Frage zu erfahren, theils um auch mir den vermuthlichen Grund einer sehr unwürdigen Klatscherei und öffentlichen Beleidigung anzudeuten. Letzteres gehört nicht hierher, indem es sich auf bloße Persönlichkeiten bezieht und mit der Frage nichts gemein hat.

Auszug eines Schreibens an Hrn. M. v. Z.

Ew. Hochwohlgeboren bitte mich in dem nächsten Schreiben an Hrn. G. O. F. R. v. P. ge-

horsamst zu empfehlen, und wegen des Kreuzens der Schaafe meine Meinung folgender Art gütigst mitzutheilen:

Es ist zwar von den mehrsten Schaafzüchtern schon längst der Grundsatz angenommen, daß man bei einer ganz edlen feinen Race nicht kreuzen solle, sondern, um die Race recht constant zu erhalten, solle man die Familie in sich rein erhalten, und die Vermehrung und höhere Veredlung in sich selbst nur durch die Auswahl des Besten befördern.

Dieser Meinung bin ich auch längere Zeit gewesen, und ich fand es oft lächerlich, wann ich zurück an meine frühern Meinungen darüber, an Auffrischung des Bluts und dgl. dachte.

Genaue Beobachtungen und spätere Erfahrung haben mich aber genöthiget, meine erstere Meinung wieder anzunehmen, und habe einsehen gelernt, daß wohl eine Auffrischung des Bluts und die Einmischung oder Verbindung einer fremden aber ebenfalls edlen Familie gut und vortheilhaft sey.

Ich bin der Meinung, daß man bei einer feinen edlen Race, welche man rein in sich, nur durch die Auswahl der vorzüglichsten Thiere vermehrt, keinen Rückschlag an Feinheit der Wolle zu befürchten hat, in dieser Rücksicht wird die Race sich gewiß constant erhalten, wenn nicht

etwa andre Ursachen da sind, so nachtheilig auf die Feinheit der Wolle wirken.

In Ansehung der vielen Wolle — und des Körperbaues aber, glaube ich, daß schwächere Körper und weniger Wollgewicht daraus entstehet, und so wie Schwäche des Körpers entsteht, hat man auch die Zunahme anderer Uebel zu befürchten.

Beim Kreuzen, wenn nämlich die Auswahl richtig ist, glaube ich eine vollkommnere Familie zu bewirken, die Lämmer werden vollkommner, ohne an Feinheit der Wolle zu verlieren, wenn nämlich die Auswahl des Stammthieres die richtige war. Je enger die Blutsverwandtschaft ist, unter welcher die Vermehrung statt findet, um so mehr erfolgen Schwächen.

Nicht ganz entgegengesetzte Körper mit einander zu verbinden — aber entferntere Verwandtschaft — Aehnlichkeit im Körperbau mit höherer Vollkommenheit im Ganzen zu berücksichtigen — halte ich für gut.

Hat man eine Race, wo man der Feinheit der Wolle, dem Gewicht derselben und dem Körper nichts auszusetzen hat, so bleibe man bei seiner eigenen Race und vermehre sie nur in sich selbst durch die Auswahl des Besten. Finden sich aber Schwächen, oder findet man noch vollkommnere Thiere, so wähle man das Bessere

und frische das Blut seiner Race durch das Vollkommnere auf.

Ob Herr G. O. F. R. v. P. von meinen Stähren wird Gebrauch machen können, oder nicht, kann ich nicht beurtheilen. Ich kenne die Roxburger Race nur durch einzelne Thiere, die ich hie und da gesehen habe, welche wegen ihrer Verschiedenheit mir kein Urtheil erlauben.

In Ansehung des Wollgewichts meiner Schaafe kennen Sie selbst die letztern Resultate, und in Ansehung der Feinheit kann nur eine Gegeneinanderstellung der Thiere, oder wenigstens der Wollproben entscheiden.

Ich würde anrathen, daß Herr G. O. F. R. v. Pr. im Monat Januar, wo die Wolle schon kennbarer ist, einen seiner Beamten, welcher Wollkenner ist, hierher sende, sich aber Proben von den feinsten Thieren, sowohl vom Rücken als Lende mitbringe, und so Vergleichungen anstelle. Fände sich nun, daß die hiesigen Stähre weniger gut und fein seyn sollten, so würde ich auf keinen Fall anrathen, aus hiesiger Schäferei Stähre zu nehmen.

Ich kann nur Jedem, der sich von hiesiger Schäferei anstammt, das zu erreichen versprechen, was meine Heerde heute ist, und dem, welcher mit mir gleichen Schritt hält, das zu erreichen, was ich noch zu erreichen gedenke. Nach

meinem

meinem eigenen Urtheile können noch viele Jahre vergehen, ehe ich das Ziel erreiche, wornach ich strebe, so sehr ich auch mit den bis jetzt gemachten Fortschritten zufrieden bin, vorzüglich bei Vergleichungen, so kann ich noch lange nicht meine Heerde für völlig gut halten.

B.

Wenn mir die Frage vorgelegt wäre, ich hätte nicht anders als auf ähnliche Weise antworten können. Denn eben so wie Hr. B. habe ich mich bekanntlich auch gegen die Lehre von der nöthigen Erfrischung des Bluts und Vermeidung der Verwandschaft erklärt, und bin noch immer überzeugt, daß Begattung in der nächsten Verwandschaft im Allgemeinen nicht nachtheilig sey, vielmehr in dem Falle bewirkt werden müsse, wenn man die bei Individuen sich ausgebildeten preiswürdigen und erwünschten Qualitäten fortpflanzen und in dem Stamme constant machen will. Allein eben so wie diese vererben sich auch dabei fehlerhafte Qualitäten und treten mit jeder Generation stärker hervor, und das, was im geringeren Grade nicht tadelhaft erschien, wird es nun in einem stärkeren. Es ist aber sehr häufig der Fall, daß sich mit ungemein hohen Qualitäten auch tadelhafte verbinden, ja daß selbst jene im Uebermaaß tadelhaft werden. So suchte der

berühmte Viehzuchter Backewel die Beine der Schaafe zu verkürzen, weil dies nur Abfallstheile beim Gebrauche seyn, und brachte es dahin, daß seine Thiere zum Theil die Gestalt des Maulwurfs bekamen und sich mit Mühe von einem Fleck zum andern schleppten. Und so bekommt das Fließ, wenn man bei der Paarung einzig und allein auf die höchste Feinheit und Sanftheit siehet und einen darin sich auszeichnenden Stamm in naher Verwandschaft immer mit sich selbst verbindet, leicht Mängel in der Dichtheit und Geschlossenheit, und in der regulären Bildung des Stapels, oder dieser bekommt eine Neigung sich an der Spitze schraubenförmig zu drehen, die mit dem Zwirnen der Wolle verbunden ist, oder die Wolle verliert den sogenannten Kern, die Elasticität, und wird zu weich, wobei auch ihr seidenartiger Glanz sich vermindert: Fehler, die den Werth der Wolle herabsetzen und sie zu manchem Gebrauch, wozu die hochfeine so sehr gesucht wird, minder tauglich machen. Ob eine gewisse Schwäche der körperlichen Constitution aus der wiederholten Begattung in naher Verwandschaft unbedingt erfolge, wie manche, auch Hr. B., annehmen, halte ich noch nicht entschieden. Allein wenn man immer nur die höchste Feinheit, mit Beiseitsetzung aller anderen Rücksichten, verfolgte, so würde das unfehlbar

der Fall seyn; denn es ist gewiß, daß Schwächlinge sich in der Feinheit mehrentheils auszeichnen.

Zeigt sich in einer Heerde die Neigung zu diesen oder anderen Fehlern, so wird es sehr rathsam, sich nach fremden Stähren umzusehen, welche sie durchaus nicht haben, wenn sie nur in der Feinheit den eignen nicht merklich nachstehen. Und gesetzt den Fall, daß man keine fände, die ihr darin völlig gleich kämen, so würde ich kein Bedenken tragen, ihr andere vorzügliche Qualitäten, die den besorglichen Mängeln entgegen ständen, durch eine Generation einzuimpfen, unbesorgt, daß sich die Feinheit der Mütter in der Heerde dadurch vermindern mögte; daß man jedoch keine andere, als von völlig reinem Merino-Stamme wähle, versteht sich von selbst.

Was die ziemlich verbreitete Meinung von den Mängeln der in der Feinheit und Sanftheit anerkannt ausgezeichneten Roxburger Race betrifft, welche sogar eine Aufforderung zu einer gerichtlichen Untersuchung im September-Stück der landwirthschaftlichen Zeitung veranlaßt hat, und die nach einer Aeußerung im August-Stücke dieser Zeitung darin bestehen sollen, daß die Wolle keine Elasticität habe und die Fließe dünn und fliegend (fladerich, schütterig) wären, nach anderen, daß die Stapel sich in den Spitzen zu stark dreheten und Neigung zum Zwirnen hätten; so

muß ich meine mehrmals darüber geforderte Meinung freimüthig dahin erklären, daß ich sie bei der Roxburger Stammheerde, wie ich sie im Herbste 1816 sehr genau beobachtete, auf keine merkliche Wiese gefunden habe, daß sich vielmehr die gebrauchten Zucht-Stähre durch Dichtheit und Geschlossenheit des Fließes auszeichneten; wobei sich versteht, daß sie darin denen in der Feinheit nachstehenden Thieren von der Negretti Race nicht gleichkommen können. Was aber Individuen, die Abkömmlinge von dieser Race seyn sollen, anbetrifft; so muß ich gestehen, daß ich viele gesehen habe, die jene Fehler hätten und, auch bei gleicher Haltung, im Wollgewichte sehr zurückstanden; was der Grund jener verbreiteten Meinung wahrscheinlich ist, aber der Roxburger Stammheerde von ihrem hohen Werthe nichts benehmen kann; indem die Fehler, wenn sie sich in der Generation zeigen, durch eine verständige Kreutzung leicht wieder zu vertilgen sind.

Thaer.

VI.

Ueber die bösartige Klauenseuche der Schaafe.

In den verflossenen beiden Jahren beunruhigte mehrere Schäfereibesitzer die bösartige Klauenseuche auf eine bedeutende Weise.

Die Unbekanntschaft mit diesem Uebel, welches früher, so viel mir bekannt, in hiesigen Gegenden, vielleicht im ganzen nördlichen Deutschlande, (wenigstens ist nichts öffentlich darüber bekannt geworden) nie geherrscht hatte, war wohl der Grund, daß es bei seiner Uebertragung und Verbreitung hieselbst nicht kräftig genug begegnet und schnell beseitigt wurde.

Es waren den Schäfern wohl Klauenübel bekannt, welche bei anhaltender Dürre oder Nässe einige oder viele ihrer Schaafe hinken machte,

wozu selbst das einheimische mehr gutartige Klauenübel, gewöhnlich in Verbindung der Maulseuche erscheinend, zu zählen ist; diese verloren sich aber ohne ihr besonderes Hinzuthun oder nach Anwendung einiger unbedeutenden Mittel, denen keine besondere Einwirkung zuzuschreiben war, bei eingetretener veränderter Witterung, von selbst.

Anders verhielt es sich mit dieser in Vorwurf habenden bösartigen Klauenseuche, welche in ihrem Verlaufe langwierig, von der Natur nie überwunden wird, wenn ihr nicht durch Anwendung zweckmäßiger Mittel, durch große Aufmerksamkeit und Fleiß bei der nöthigen mechanischen Hülfe, nebst Abstellung aller die Krankheit verbreitender und unterhaltender Schädlichkeiten, Einhalt gethan wird.

Die Thiere, welche von dieser Klauenseuche befallen sind, fangen gewöhnlich an einem, zu Zeiten auch an zwei Füßen an, zu hinken. Bei Untersuchung des schmerzhaften Fußes bemerkt man durchs Gefühl vermehrte Wärme in demselben, bei Oeffnung der Klaue zeigt sich im Grunde der Spalte einige Röthe ohne auffallende Geschwulst, verbunden mit einer ausschwitzenden jauchigten, stinkenden Feuchtigkeit. Im Verlauf der Krankheit vermehrt sich die Erzeugung des jauchigten Eiter, die Häute in der Klauenspalte

erscheinen rauh und weiß, die innern schwächern Wände der Hornschuhe werden durch die vermehrte Entzündung spröde, splittrig, der jauchigte Eiter dringt in die Hornkapseln ein und diese werden erst theilweise, bald aber in ihrem ganzen Umfange durch die Eiterung von den fleischigen Theilen getrennt und das Thier schuhet aus.

Mit der Zunahme dieser Zufälle vermehren sich die Schmerzen der leidenden Thiere, sie treten endlich gar nicht mehr auf die kranken Füße und kriechen auf den Knien, wenn die vordern Füße leiden, oder gehen auf den beiden Vorderbeinen mit in die Höh gehaltenen Hintertheil, wenn die beiden Hinterfüße von der Krankheit ergriffen sind. Dieser Schmerzen ungeachtet lassen sie nicht ganz vom Futter ab und bleiben, bei Verabreichung guter Nahrung, in einem ziemlich guten Körperzustande.

Nach geschehener Absonderung der Hornschuhe erzeugen sich in 8 bis 14 Tagen neue, welche auf gleiche Weise, wie angegeben, weggeworfen werden, und diese Erscheinungen wiederholen sich schneller öfter und nun zuweilen an drei oder allen vier Füßen, je nachdem schädliche Einflüsse die Ansteckung auf diese bewirkt, und säumig, unpassend behandelt werden.

Bei einigen Thieren dringt der Eiter in die

Gelenkhölen, greift die Bänder und Knochen an, wobei die Füße schwellen, im Umfange zunehmen; die Brust wird vom langen Liegen brandig, die Beugesehnen an den Vorderschenkeln verkürzen sich und die Thiere sterben an den Schmerzen und Verlust vieler Säfte.

So waren im Durchschnitt die Erscheinungen und der Gang der Krankheit bei der Merino-Heerde, die zur Verbesserung der Schaafzucht der Königl. Preuß. Lande in Frankreich angekauft und im Winter von 1815 bis 16 auf dem Amte Bornstedt bei Potsdam mit einigen hinkenden Thieren angekommen war. (Das Nähere darüber in den Mögliner Annalen 1sten Bandes 1stes Stück.)

Zu gleicher Zeit war nach Stolpen in Sachsen eine Merino-Heerde aus dem Mailändischen eingeführt worden, welche dasselbe Uebel mitbrachte, dort bedeutend daran litt und später gleichfalls dazu beitrug, das Uebel im nördlichen Deutschlande zu verbreiten. Von Stolpen kam die Krankheit durch einige angekaufte Schaafe, worunter sich ein hinkendes *) befand, selbst in hiesige Nachbarschaft, auf ein Freiherrl. von Eckardsteinsches Gut und von der Königl. Me-

*) Von diesem hinkenden Schaafe wurde die Krankheit vom Herbst 1816 bis jetzt Mai 1818 durch Verse-

rino-Heerde verbreitete sich das Uebel, durch scheinbar gesunde Stähre, in nahe und entfernte Heerden.

Die Krankheit hatte sich während des Aufenthalts der Heerde in Bornstedt, vom Januar bis Monat Juni, wo sie nach Frankenfelde verlegt und mir übergeben wurde, der geschehenen Behandlung ungeachtet, bedeutend unter den Thieren verbreitet, der größte Theil hinkte, ein anderer lag auf den Knien und ein kleiner Theil war bereits an den Folgen des Uebels eingegangen.

Die nun vorzunehmende Wollwäsche und Wollschur, die darauf folgende Behandlung der Räude, die unter der Heerde verbreitet, woran aber die Böcke vorzugsweise im hohen Grade litten, die nothwendige Impfung der Pocken, da diese Krankheit in der Nachbarschaft ausgebrochen war, erlaubten vorläufig nur eine theilweise Behandung der am stärksten leidenden Thiere, um sie wenigstens so weit zu bringen, daß sie sich ihr Futter selbst suchen konnten. — Ueber die frühere Gegenwart des Uebels in Frank-

---

tzung einzelner nur scheinbar geheilter Thiere, aus der kranken in gesunde Heerden, auf drei Schäfereien dieser Güter, verbreitet.

reich giebt uns Hr. Morel de Vindé und Hr. Tessier einige Nachricht.

Ersterer sagt in der im Jahre 1811 geschriebenen Abhandlung *), daß das Uebel seit einem Jahrzehend auf eine höchst beschwerliche Weise für die Schäfereibesitzer in Frankreich verbreitet sey. Die von demselben angegebene Ursach der Krankheit, daß sie durch ein mikroskopisches Thierchen veranlaßt werde, hat sich hier nicht erwiesen, wie das angegebene Heilverfahren nicht wirksam gezeigt.

Hr. Tessier**) sagt unter anderen, daß man seit einiger Zeit eine gewisse Art des Hinkens der Schaafe, einer eigenthümlichen Krankheit zugeschrieben habe, die man pourriture des pieds, ponaris du pied, Pesogne, nenne; sie sey in der Gegend von Paris nicht unbekannt und herrsche in einigen Gegenden enzootisch, ohne jedoch einige Nachricht über die Localitäts-Beschaffenheiten jener angeführten Gegenden anzugeben, wo sie enzootisch geworden ist. Die daselbst aufgeführten Beobachtungen des Hrn. Carl Pictet über

---

*) Abhandlung über die Fußkrankheit der Schaafe, pesogne, pietain genannt, in Thaers neuen Annalen 3. Bd. 2 St. durch Herrn W. Witte übersetzt.

**) Ueber die Schaafzucht, insbesondere über die Race der Merinos Pag. 157, übersetzt von Hrn. W. Witte.

die Krankheit, gründen sich auf eigene Ansicht und bezeichnen das Uebel so, wie es hier war. Als Ursach der Krankheit wird der Aufenthalt der Schaafe in Ställen, worin Schweine gewesen, angegeben. (In sofern diese gewöhnlich sehr kothig, schmutzig sind, können sie wohl zur Entwickelung oder Ausbruch des Uebels beitragen.)

Als Grund der Krankheit wird noch der eigenthümliche Bau des Schaaffußes angegeben. Es befindet sich nämlich an den Füßen der Schaafe, wie an den Füßen der damit verwandten Thiere, der Ziegen, Rehe, bei der Vereinigung des Kron- und Fesselbeins ein Schleimbeutel, welcher durch Umstülpung der äußeren Haut gebildet, von vorn nach hinten, zwischen die Klauen sich einsenkt; mehrere daran befindliche Drüsen setzen hierin ihre Absonderungen ab, welche allmählich bei gehörigem Gebrauch des Fußes durch eine kleine Oeffnung von der Größe eines starken Stecknadelknopfs, vorn ausgedrückt werden. Es ereignet sich zu Zeiten, daß diese Absonderungen stocken, sich anhäufen, wodurch Entzündung und Schmerz in den benachbarten Theilen veranlaßt wird, ohne daß jedoch der Klauenseuche gleiche Erscheinungen daraus hervorgegangen wären. Die Schäfer nennen das Uebel den Wurm, die Herausnahme des Beutels das Wurmschneiden, wahrscheinlich von der Form dieses

Körpers, der herausgenommen einige Aehnlichkeit mit einem Wurme hat. Die Operation des Herausnehmens geschieht sehr leicht, wenn man die Haut um den Ring der Oeffnung herum, mit einem feinen Messer durchschneidet, das Zellengewebe ein wenig trennt und nun den Beutel an seiner Oeffnung mit spitzen Fingern oder vermittelst einer Pinçette fest und allmählig nach sich herauszieht. Die Operation ist, bis auf das Durchschneiden der Haut, ohne Schmerz für das Thier und die veranlaßte Wunde heilt ohne alle Hülfe. Ich habe bei vielen Thieren während der Gegenwart der Klauenseuche, diesen Drüsensack herausgenommen, ohne Nachtheil für die Thiere, aber auch ohne günstigen Erfolg für die Krankheit. Das in deutschen veterinärischen Schriften über die Klauenseuche Gesagte, bezieht sich nur immer auf die unserem Clima eigene symptomatische Klauenseuche, in ihren verschiedenen Erscheinungen.

Um zu sehen, ob das böse Fußübel mehr als Folge der weiten Reise bei ungünstiger Jahreszeit zu betrachten, oder ob das Uebel ein Contagium mit sich führe, welches auch auf die Klauen hiesiger Schaafe, die dergleichen schädlichen Einflüssen nicht ausgesetzt gewesen waren, einwirke, wurden auf Veranlassung des Oberaufsehers der Königl. Stammschäfereien Herrn Staatsrath

Thaer, 4 Hammel, welche in der Veredlung schon etwas vorgerückt waren, mit gesunden Klauen, in Bornstedt im Monat Mai 1816 unter die hinkende Heerde gethan. Nach Verlauf einiger Wochen zeigte sich einer der Hammel an einem Fuße, mit gleichen Erscheinungen wie bei den übrigen Schaafen, hinkend. Erst im Monat September wurden zwei der noch übrigen drei Hammel von der Krankheit befallen und der vierte, der gröbste in der Wolle, widerstand derselben ganz.

Des Versuchs wegen wurde bei diesen drei angesteckten hinkenden Hammeln nichts zu ihrer Heilung gethan; die Krankheit schritt in ihrem Gange wie oben angegeben fort; bis die Thiere im Monath December, um ihre Leiden zu enden, geschlachtet wurden.

Bei der Oeffnung fanden sich sämmtliche Eingeweide dieser Hammel gesund, selbst an den Füßen war, außer dem fressenden faulichten Geschwür, nichts Ungewöhnliches zu bemerken.

Zwei Stück 6 bis 7 Monat alten Merino-Lämmern *) mit gesunden Klauen, aus der Heerde ausgesucht, wurde Anfangs September 1816 ganz frischer Klaueneiter, von jenem Hammel genommen, zwischen die Klauen der Hinterfüße

*) Die Lämmer bewiesen sich, je jünger sie waren, desto empfänglicher für die Ansteckung.

eingewischt und darauf in einen abgesonderten Stall gestellt. Nach Verlauf von drei Tagen zeigte sich die erfolgte Ansteckung zwischen den Klauen, wo der Eiter eingewischt war, durch etwas Röthe und Ausschwitzen der angegebenen Feuchtigkeit. Die Lämmer zeigten keine auffallende Fieberbewegungen, fraßen ihr Futter, waren aber beim Ausbruch des Uebels traurig und lagen größtentheils. Die kranken Füße dieser Lämmer wurden zweckmäßig behandelt und nach 8 Tagen war die Heilung bewirkt.

Zu gleicher Zeit waren acht Stück Landschaafe, unveredelte, angekauft worden, um Versuche hinsichtlich der Veredlung der Wolle, durch die Zucht von verschiedenen Racen Stähren zu machen. Diese Schaafe wurden während der Sprungzeit unter verschiedene Haufen vertheilt, bei welchen mehrere an der Krankheit leidende Merinos sich befanden; es wurde aber keins dieser Schaafe von der Krankheit ergriffen.

Nach der Zeit stellte ich diese 8 Thiere mit einem Merino-Schaafe zusammen, welches an veraltetem Uebel litt, mischte ihnen mehrere Male den Eiter von anderen Schaafen, bei Verletzung und Wundmachung der Häute, zwischen den Klauen, ein, setzte sie wechselsweise der Nässe und dem Kothe aus, es erfolgte aber keine Ansteckung.

Die anhaltende Behandlung und Aufsicht über mehr als vier Tausend krank gewesene Schaafsfüße, die bei dem nassen gelinden Winterwetter, welchem sie, wegen Mangel an Raum, nicht unausgesetzt bleiben konnten, eine stete Neigung zeigten, Rückfälle zu bekommen, erlaubten nicht und benahmen mir auch die Lust, durch anderweitige Impfversuche die Krankheit zu vervielfachen.

Aus den angeführten Versuchen, wie aus dem, was ich an mehreren Orten auf der Nachbarschaft über den Gang und Verbreitung der Krankheit sah, wie auch aus den übereinstimmenden Nachrichten, die ich von mehreren Orten erhielt, wohin Stähre, mit der Krankheit behaftet, von hier hingekommen waren, ergab sich mir das bestimmte Resultat, daß das böse Fußübel eine ansteckende, contagiöse Krankheit sey.

Das Contagium scheint vorzugsweise in dem jauchigten Eiter zu liegen, welcher an den kranken Füßen gebildet wird und durch unmittelbare Berührung oder Uebertragung auf die Füße anderer Thiere gleicher Art, die Empfänglichkeit für die Krankheit haben, fortgepflanzt zu werden. Die Fortpflanzung geschieht zu jeder Jahrszeit, außerordentlich aber wird sie begünstigt, bei nassen, feuchten Wetter, wenn die Füße der Thiere, wechselsweise auf kothigen nassen Boden

und auf hohen warmen Miste stehen oder sehr zusammengedrängt, daß die Excremente die Füße erweichen und bekleben.

Die Krankheit ist in ihrem Gange langwierig und hört ohne zweckmäßige Behandlung nur mit der Zerstörung des Theiles auf, an welchen sie haftet. Der kleinste Theil des Eiters, bei der Behandlung in den Wunden zurückgelassen, unterhält die Krankheit: man kann daher bei einer palliativen Behandlung ohne Zweifel den Krankheitsstoff bei einem Thiere an einem Fuße mehrere Jahre, ja seiner ganzen Lebensdauer hindurch, unterhalten.

Die Ansteckungskraft scheint ihm von seinem ersten Entstehen an, bis zu seiner Zerstörung, gleichmäßig beizuwohnen.

Der erste Keim oder die Erzeugung dieses Contagiums bildet sich nicht bei uns, sondern in einem andern Clima und wird stets von außen eingeschleppt *).

Unter

*) Es hat sich in hiesigen Gegenden, bei vielen sehr edeln Merino-Heerden, ungeachtet den letzten, den Merinos sehr ungünstigen nassen Jahren, bei keiner Heerde die Krankheit von selbst entwickelt, sondern ist nur durch die oben benannten zwei Merino-Heerden und später durch einen Transport von Herrn Voecking aus Frankreich gebrachter Schaafe, eingeführt und verbreitet worden.

Unter den mir bekannten Schaafracen haben die edelsten, dichtwolligsten Merinos die größte Anlage und Empfänglichkeit für die Krankheit. Diese Empfänglichkeit steht unter gleichen disponirenden Schädlichkeiten, in einem gerechten Verhältnisse mit der Veredlung. Ich habe unter mehreren Tausend an der chronischen Klauenkrankheit leidenden Schaafen, nicht ein einziges Landschaaf gesehen, obgleich mehrere der Ansteckung ausgesetzt waren. Ich will nicht behaupten, daß sie ganz unempfänglich für die Krankheit wären, die disponirenden Schädlichkeiten müssen aber gewiß stark und anhaltend auf die Füße einwirken, wenn die Ansteckung erfolgen soll.

Der Grund davon scheint mir in der dünnen mit einem lockeren Zellgewebe und feinen Epidermis versehenen Haut und der daraus erzeugten Fußbekleidung, die bei den Merinos stärker productiver wächst und leicht eine innormale Form annimmt, zu liegen, welche Theile bei dem gemeinen Landschaafe härter, fester, mit der Haut und dem Wollhaar correspondirend, gefunden werden.

Um zu sehen, ob der jauchichte Eiter einem animalischen Gifte ähnlich, nicht auch als krankmachende Schädlichkeit auf andere mit gespaltenen Klauen versehene Thiere wirke, besonders da man in Sachsen bemerkt haben wollte, daß sich die Krankheit auch auf Ochsen übertragen habe,

so impfte ich mehrere Male Ochsen durch Einwischen des Eiters, bei verletzter Haut zwischen den Klauen, wie auch an den Euter der Kühe ein; es erfolgte aber keine Ansteckung.

Das den kranken Schaafen täglich zwei Mal zum Durchfressen vorgelegte Sommer- und Winterstroh wurde denselben, der Reinlichkeit wegen, größtentheils zur Streu gelassen, bis diese nach zwei, drei Tagen zu sehr angehäuft, wieder ausgeharkt, in den nebenanliegenden Kuhstall gebracht und daselbst zur Streue für Kühe und Ochsen verwendet wurde. Der Mist aus dem Schaafstalle ward alle drei bis vier Wochen auf die Miststätte gebracht, über welche täglich einige Mal Kühe und Ochsen gingen und in welchem bisweilen die Schweine zu halben Tagen wühlten, ohne daß die benannten Gegenstände, welche mit dem Krankheitsstoffe und den Excretionen der Thiere hinlänglich inprägnirt waren, die Klauenseuche bei Kühen, Ochsen und Schweinen in einem Zeitraume von 4 bis 5 Monaten, hervorgebracht hätten.

Erst in der Mitte des Monats März 1817, als die Klauenkrankheit der Schaafe bereits beseitigt war, fingen auf einmal mehrere Schaafe von Neuem an zu hinken. Bei Ansicht der kranken Füße fanden sich an denselben neue bis dahin nicht gesehene Krankheitserscheinungen. Die Häute

zwischen den Klauen waren mehr roth, stärker entzündet und geschwollen, die äußere Bedeckung der Haut, Epidermis, daselbst, bedeutend gehoben, unter welcher sich eine klare helle Flüssigkeit vorfand. Besorgt, daß eine neue Art des Fußübels ausbrechen mögte, ließ ich zur vorläufigen Vorkehrung sogleich den Stall reinigen und das noch brauchbare Stroh auf gewöhnliche Weise zur Streu verwenden.

Dies war am 20sten März geschehen, am 24sten desselben Monats zeigten sich einige 30 Haupt Rindvieh und säumtliche Schweine, die in dem frisch herausgebrachten Schaafmiste gewühlt hatten, wie auch die der Tagelöhner, welche Streu für ihre Schweine aus dem Schaafstalle mitgenommen hatten, von der Klauenseuche, mit gleichen äußeren Erscheinungen wie bei den angeführten Schaafen, in Verbindung mit der Maulseuche, befallen. Bei beiden Thiergattungen äußerte sich ein starkes Fieber.

Die vielen Schleim absondernden Mäuler der Rinder wurden täglich ein Mal mit Salz und Essig ausgewaschen, die kranken Füße aber überhaupt nur ein Mal behandelt; nach zehn Tagen hatte sich die abgesonderte Haut im Maule wieder erzeugt, die Schmerzen an den Füßen hörten auf und die Thiere waren völlig hergestellt.

Die Schweine gaben bei sehr beschwerlichem

Kriechen ihren Schmerz laut zu erkennen; die Hälfte derselben wurde ein Mal an den Füßen behandelt, die übrigen aber ihrem Schicksale überlassen: bei letzteren hob sich jedoch die Krankheit von selbst und zwar schnell, als sie ausgetrieben wurden. Die übrigen Kühe und Schweine des Dorfs, wohin kein Stroh aus dem Schaafstalle gekommen war, blieben gesund.

Diese Klauenseuche bei ihrem Ausbruche mit starken kritisch metastatischen Fieberbewegungen begleitet, bei uns einheimisch auf mehrere Thiergattungen sich verbreitend, kann nicht mit jener chronischen Klauenseuche verwechselt werden, welche bloß dem Schaafgeschlechte, vorzugsweise aber eine den Merinos eigenthümliche Krankheit ist, die sich bei und nicht von selbst, sondern stets nach erfolgter Ansteckung, entwickelt.

Das Heilverfahren bei der chronischen Klauenseuche, wenn sie in eine Heerde gebracht ist, ergiebt sich im Allgemeinen schon aus dem Vorhergesagten.

Um die Verbreitung des Uebels zu verhindern, ist vor allen strenge und schnelle Absonderung der Gesunden von den Kranken nöthig. Um gewiß zu seyn, daß unter den Nichthinkenden mehrere vorläufig nur scheinbar Gesunde sind, muß jeder Schaaffuß in die Hand genommen und genau besichtigt werden, ob sich nicht

vermehrte Wärme oder die angegebene ausschwitzende Feuchtigkeit in der Spalte desselben vorfinde, in welchem Falle das Thier als schon angesteckt zu betrachten ist. Die genaue Durchsicht der Gesunden muß noch einige Tage nach geschehener Trennung wiederholt werden. Die Gesunden dürfen in einem Zeitraume von wenigstens 24 Stunden nicht auf die Wege und Weiden getrieben werden, wo zuvor kranke Schaafe gingen *).

Der Aufenthaltsort der Kranken muß möglichst rein und trocken seyn, hinlänglich mit reiner Streu versehen werden; auch den Ort oft zu reinigen oder bald zu wechseln, befördert die Heilung sehr. Ungemein wird die Heilung bei trockenen Wetter, wenn die Thiere in Horden liegen, oder im Winter auf gefrornen Schnee zu Zeiten gehen können, begünstigt; es werden dadurch nicht allein die zu behandelnden Füße rein

---

*) Wie lange der Ansteckungsstoff in einem Stalle, worin an dieser Klauenkrankheit leidende Schaafe gestanden haben, ohne Luftzug, seine Wirksamkeit behalten kann, vermag ich nicht zu sagen. Die Erfahrung ergab hier, bei nicht sehr häufigem Mist im Stalle, nachdem schon seit 8 Tagen die kranken Schaafe daraus entfernt waren, daß noch die Ansteckung bei gesunden neu angekommenen Merinos darin erfolgte.

erhalten, wobei die Operation des Beschneidens genauer gemacht werden kann, sondern auch der Ansteckungsstoff wird bei solchem Wetter schneller zerstört und die mit einer neuen Haut und Horn überzogenen Füße erhalten früher Festigkeit und Härte, um neuer Ansteckung zu widerstehen.

Unter vielen versuchten Heilmitteln hat sich der blaue Vitriol (cuprum sulphuricum) als ein wahres Specificum gegen die Krankheit erwiesen. Der Ansteckungsstoff wird durch denselben am schnellsten zersetzt und die Schwäche der Hautgefäße gehoben. Die Anwendung desselben kann jedoch nur ein erwünschtes Resultat geben, wenn das nöthige mechanische Verfahren bei vorgerückten Uebel richtig ausgeübt wird und die kranken Füße vor Nässe, Koth bewahrt werden. Im ersten Grade der Krankheit, wo bloß die Häute in der Klauenspalte entzündet sind und daselbst die angegebene Feuchtigkeit ausschwitzt, ohne daß der Eiter in die Hornkapseln eingedrungen ist, bedarf es bloß des Bestreuens der kranken feuchtenden Stelle, mit dem feinen Pulver des blauen Vitriol, nachdem die Haut daselbst mit einem weißen Lappen gelinde gereinigt ist. Sollten die Hornschuhe an der Wand und Sohle über die normale Form herangewachsen seyn, welches bei der Entzündung, dem vermehrten Zu-

fluß der Säfte, schnell geschieht, so schneide man den überstehenden Horn so viel weg, bis der Fuß die gewöhnliche im gesunden Zustande bei gehöriger Bewegung statt habende Form erhalten hat, oder, man schneide die Sohle der Klauen, bis auf die mit Blutgefäßen durchflochtenen Theile weg. Dieses Beschneiden der kranken Füße ist in so fern nothwendig, weil das überstehende Horn durch obwaltende Entzündung schnell erhärtet, zusammentrocknet, wodurch ein steter Druck und Reiz auf die benachbarten weichen Theile unterhalten und die wohlthätige Wirkung des angewandten Heilmittels unwirksam gemacht wird. Nach der Anwendung des Vitriols pflegen die Thiere in den ersten 12 Stunden größere Schmerzen zu äußern, allein diese verlieren sich nach Verlauf jener Zeit wie alle übrigen Krankheitszufälle. Sehr zuträglich ist es den Thieren, nach 24 Stunden auf trockenen Rasen oder weichen, nicht steinigen Boden, täglich Bewegung zu geben. Nach drei bis vier Tagen müssen die Füße nachgesehen, die durch den Vitriol abgelöste Haut weggenommen und wenn die Spalte auch trocken seyn sollte, das Bestreuen mit dem Vitriol wiederholt werden, worauf die Heilung bewirkt ist. Im zweiten Grade der Krankheit, wenn der jauchigte Eiter in die Hornkapseln eingedrungen ist und in Ge-

folge der Entzündung die fleischigen Theile unter der Hornkapsel in Eiterung übergegangen sind, wodurch der Hornschuh theilweise oder in seinem ganzen Umfange von den Fleischwänden und Fleischsohlen getrennt ist, welches am häufigsten an der inwendigen und hinteren Seite der Klauen zuerst geschieht, müssen diese abgelösten Theile des Horns mit einem scharfen Messer weggeschnitten und alle angefressenen Fleischfasern, wie auch jedes Eiternest bis auf die gesunden Fleischtheile genau weggenommen werden. Um auch die kleinsten Reste des Eiters zu zerstören und eine gute Wunde zu erhalten, muß dieselbe bis oben in die Klauenspalte genau mit dem Pulver des Vitriols bestreuet werden. Nach drei bis vier Tagen müssen die Füße nachgesehen und das Bestreuen wiederholt werden. Nach acht bis zehn Tagen pflegt schon ein neuer Hornschuh erzeugt zu seyn, welcher, wie vorher angegeben, vor Nässe und harten Eindrücken beim Gehen zu bewahren ist, und durch etwa nöthiges Beschneiden in normaler Form erhalten worden.

Bei diesem statt gehabten Grade der Krankheit pflegen sich bisweilen nach geschehener Heilung des Hauptübels, oft spät nachher, kleine Abscesse an ein oder der andern Klauenspitze einzufinden, woran die Thiere lahm gehen, ohne daß man gleich den Ort des Uebels entdecken

kann; bei einiger Nachsuchung mit dem Messer, an der Klaue, die mehr warm erscheint, findet sich dieses kleine Eiternest bald; nachdem es hinlänglich geöffnet ist, bestreue man die Wunde mit etwas Vitriol und die Heilung erfolgt.

Wer das sehr unangenehme Geschäft hat, eine Heerde zu behandeln, unter welcher sich schon einige hundert Füße befinden, die zu dem Grade der Krankheit vorgeschritten sind, daß der Eiter Sehnen, Bänder und Knochen angegriffen hat, in die Gelenkhölen gedrungen ist, die Hornschuhe ein bis zwei Zoll über die gewöhnliche Form hervorgewachsen, die Brust von vielem Liegen auf hohen Mist brandig, daselbst Fisteln und große Eitergeschwüre entstanden sind, zumal wenn dies alles im Sommer statt hat, wo die Fliegen durch den heftigen Gestank der eiternden Wunden aus der Gegend angelockt, ihre Eier in Masse in die Wunden legen, dem empfehle folgendes Heilverfahren.

Um auf den Grund der Eiterkanäle zu kommen, ist zuvor nöthig, den überstehenden Hornschuh wegzunehmen, welches aber, da der Horn aller seiner schleimig-öligen Bestandtheile beraubt worden, mehr einem festen Knochen ähnlich ist, vermittelst eines Messers nicht geschehen kann, so bediente ich mich zu diesem Ende einer scharfen Kneifzange mit langen Hebeln, wie die Huf-

schmiede sie im Gebrauch zu haben pflegen, mit welcher ich im Stande war, in kleinen Parthien das Horn wegzunehmen.

Ist dies geschehen, so gebrauche man das Messer, öffne die Eitergänge, reinige die Wunden und behandele sie mit dem genannten Vitriol, worauf allmählig Heilung erfolgen wird. Ist aber ein Klauenbein vom Eiter angegriffen, so ists am besten, um die Absonderung dieser Theile durch eine langwierige Eiterung nicht abzuwarten, daß man dem Bestreben der Natur zu Hülfe komme und den kranken Knochen, vermittelst eines Messers, wegnehme, nur schone man dabei die Hautbedeckung, diese schließt sich dann bald um den entblößten Knochen und bildet eine neue, wenn gleich mangelhafte, Hornbedeckung. Das so geheilte Schaaf ist nachher, vermittelst dieser und der nebenstehenden gesund gebliebenen Klaue, im Stande, den Zweck seiner Bestimmung zu erfüllen, wie einige Exemplare dieser Art dies hier noch bethätigen.

Die leidende Brust muß fleißig mit frischen, kalten Wasser abgewaschen werden. Hören die Schmerzen an den Füßen auf, so bewegen sich die Thiere gern, die Beugesehnen erhalten allmählig ihre Geschmeidigkeit wieder und die verletzte Brust überziehet sich mit einer neuen Haut. Die Fisteln an der Brust sind aber wegen ei-

gener Construction des Brustbeins nicht auszuheilen.

Die etwa vorhandenen Maden müssen fleißig, vermittelst eines Hölzchens, aus den Wunden hinweggenommen werden, um das Andringen der Fliegen aber zu verhindern, ist ein Anstrich der Wundränder, von gleichen Theilen des vegetabilischen und animalisch-brenzlichen Oeles, nützlich.

Als Nachkur der Krankheit, besonders wenn sie vernachlässigt war, möchte ich das Beschneiden der Füße betrachten, damit sie keine fehlerhaften Formen annehmen, hierbei könnte man auch an den Füßen, die bei kürzlich erfolgter Heilung, noch eine schwache Haut und Hornbedeckung haben, das Bestreuen mit dem Vitriol wiederholen, um diese Theile unempfänglicher gegen schädliche Einwirkungen zu machen. Selbst als Präservativmittel beim Entstehen der Krankheit in einer Heerde ist der Vitriol zu empfehlen, so sehr bin ich von dessen Wirksamkeit in dieser Krankheit überzeugt.

Die Manipulation des Beschneidens, um die vielleicht hochtragenden Thiere durch ungeschicktes Handhaben nicht zu verletzen, geschieht am Leichtesten und Besten, wenn man das zu behandelnde Schaaf, auf einem ganz niedrigen Sessel sitzend, durch einen Gehülfen vor sich, auf

den hintern Theil des Rückens legen läßt, den Körper desselben zwischen die Schenkel nimmt und den Kopf unter den linken Oberarm schiebt. In dieser Lage, worin das Schaaf sich bald ruhig zu verhalten pflegt, hat man beide Hände, und zwar den rechten Arm ganz und den linken in so weit frei, daß man bei vorzunehmender Operation den kranken Fuß darin halten und mit der rechten frei operiren kann. Geht man bei dem Greifen und Umlegen der Thiere nur mit einiger Behutsamkeit und den gehörigen Kunstgriffen zu Werke, so hat diese Manipulation auf das tragende Schaaf keine nachtheiligen Folgen weiter, wie sich das im Winter 1817 bei der Lammzeit hier erwies.

Endlich scheinen diese so häufig gehandhabten, von ansteckenden, bösartigen Krankheiten fast zwei Jahre hindurch gequälten Merinos, ganz acclimatisirt, sich einer festen Gesundheit zu erfreuen: sie bethätigen dies nicht allein durch Gedeihen ihres Körpers, sondern auch durch den üppigsten Wollwuchs, welcher im dichten geschlossenen Vließe mit seidenartiger Wolle ihre Haut bedeckt und schon in diesem Jahre eine reichliche Wollschur verspricht.

Franckenfelde, den 31sten März 1818.

Lezius.

Bemerkung zu vorstehendem Aufsatze.

Die vorstehende sehr gründliche Abhandlung über diese neue, den Merino-Heerden sehr große, Gefahr drohende Krankheit war schon für das zweite Stück des zweiten Bandes dieser Annalen geschrieben und bestimmt; es ist aber ohne die Schuld der Redaction geschehen, daß ihr Abdruck bis jetzt verzögert worden. Seitdem hat der Herr Finanzrath Albert „Beobachtungen und Erfahrungen über die neuerlich ausgebrochene Klauenseuche mit Bemerkungen von dem Herrn Medicinalrath Brunn, Zerbst 1818" herausgegeben. In den meisten Stücken stimmen dessen Beobachtungen ganz mit den unsrigen überein; in einigen minder wesentlichen weichen sie ab, was sich aber leicht erklären läßt. So sind auch die Bemerkungen des Herrn M. R. Brunn sehr treffend. Daß die Ansteckung durch eine gewisse Luft-Constitution mehr oder minder befördert werde, so wie durch alles, was die Füße empfindlich und reizbar macht, ist gewiß; daß aber diese Krankheit gleichzeitig mit der gutartigen, mit der Maulräude mehrentheils verbundenen Klauenseuche sich zu verbreiten geneigt sey, stimmt nicht mit den vielen Bemerkungen, die mir über diese Krankheit zugekommen sind. Wie dies ansteckende Uebel sich hier, auch in Möglin — wo

es doch nach erfundener Behandlungsart schnell gehoben wurde — verbreitete, hatten wir keine solche Epidemien. Im folgenden Sommer fand sie sich ein, ohne daß jene Krankheit sich hier gezeigt hätte, obwohl das Gift in der Königlichen Heerde noch nicht völlig vertilgt war. Denn als ein Theil derselben im Sommtr 1817 nach Schlesien ging, um die Stamm-Schäferei in Panthen zu bilden, stellte sich vier Wochen nach ihrer Ankunft daselbst die Krankheit wieder ein und verbreitete sich bei aller luftigen Haltung sehr schnell, ward aber eben so bald, durch dieselbe Behandlung und durch eine strenge Absonderung der Gesunden, der Kranken und der Geheilten, gehoben. In Frankenfelde zeigte sich aber nichts weiter.

Durch das glücklich entdeckte Heilmittel, den gepulverten blauen oder Kupfer-Vitriol, welches zugleich so wohlfeil und allenthalben zu haben ist, wird diese fürchterliche Krankheit, welche in Frankreich, der Schweitz und am Rhein manche Heerden aufgerieben hat und die kostbaren in Frankreich angekauften Königlichen Heerden ganz zu zerstören drohete, fast gefahrlos gemacht werden. Die chirurgische Behandlung und die Schonung der Füße ist zwar dabei nöthig; aber an jener fehlte es den aus Frankreich gekommenen

Heerden, seitdem sie in Bornstädt standen, nicht, auch wurden alle Arten von erweichenden, trocknenden und balsamischen Mitteln angewandt; aber die Krankheit nahm dabei immer mehr überhand. Der Gebrauch einer Auflösung des blauen Vitriols war von französischen Schäfern empfohlen, wie sich beim Abgange der Heerden daselbst das Uebel schon zeigte, auch ward das Mittel unterwegs und Anfangs hier allein gebraucht. Es wirkte palliativ und man erkannte, daß es am Besten gewesen wäre, dabei zu bleiben, kehrte deshalb dazu zurück. Aber es half nicht genug, bis man darauf fiel, das Pulver einzustreuen und nun war die Radical-Heilung im Momente da, wenn neue Ansteckung verhindert werden konnte.

Durch diese Behandlung, die ein jeder fleißiger Schäfer, wenn sie ihm ordentlich gezeigt wird, bald erlernt, ist die Krankheit allenthalben, wo sie angewandt wurde, schnell gehoben. In Schlesien und in der Lausitz war sie in vielen Schäfereien — wohin sie doch nicht von uns, sondern aus Sachsen gekommen war — ausgebrochen und die Thiere rutschten schon fast sämmtlich auf den Knien. Der Administrator der Königl. Stamm-Schäferei zu Panten, Georg Thaer, schickte von ihm unterrichtete Schäfer hin und diese heilten sie schnell.

In den interessanten „Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft, Leipzig 1818." hat Herr Koppe über diese und die Gnubber-Krankheit ebenfalls geredet. Die Bemerkungen über jene sind mit denen in der vorstehenden Abhandlung ziemlich übereinstimmend und aus einer Quelle.

Th.

VII.

Nachricht von dem landwirthschaftlichen Jahre 1818 und dem Ertrag der Ernte im Regierungs-Bezirk Münster *).

Das jetzt eben abgelaufene Ernte-Jahr unterschied sich in landwirthschaftlicher Hinsicht sehr von dem vorhergehenden, wie solches auch schon aus einer nur oberflächlichen Beobachtung seiner

*) Dieser Aufsatz war schon Anfangs Septembers 1818 für das im Oktober auszugebende Stück der Annalen eingesandt. Unerachtet die Verspätung desselben zu bedauern ist, so enthält er doch so merkwürdige Beobachtungen, daß die Leser verlieren würden, wenn er gleich anderen Berichten über den anscheinenden Ausfall der eben vollendeten Ernte zurückgelegt werden müßte. A. d. H.

Resultate hervorgeht. In dem vorigen waren die Winterfrüchte unter dem mittelmäßigen geblieben, dagegen die Sommerfrüchte aller Art, mit einziger Ausnahme des Hafers, ganz vorzüglich gerathen. In diesem Jahre war es gerade umgekehrt: das Wintergetreide lohnte nach Wunsch, besonders im Korne; das Sommergetreide hingegen, mit Ausschluß der Erbsen, blieb sehr im Ertrage zurück. Dies, welches mit Wenigem den Karakter der beiden Jahre bestimmt, ist wohl im Auge zu behalten, wenn man mit Gewinn für die Wissenschaft dem Wechsel der Jahreszeiten und ihren Erscheinungen folgen will. Der auffallende Contrast, der in beiden Jahren liegt, macht beide um so mehr lehrreich, als sie so unmittelbar auf einander folgten, und das letzte Vorsichtsregeln für trockne Sommer in Erinnerung brachte, woran man in den beiden vorhergehenden Jahren keine Gelegenheit zu denken gehabt hatte.

Als Nachtrag und zur Berichtigung meiner vorigjährigen Nachricht (s. diese Annalen 1. Band 411 S. u. f.), die ich zu voreilig schon im Julius schrieb, wo noch über Manches kaum eine gegründete Vermuthung statt finden konnte, habe ich zuvor noch ein Paar Worte zu sagen. Die Ernte fiel so ziemlich den damaligen Ansichten gemäß aus; sie beschämte den Muthlosen, ent-

sprach den bescheidenen Erwartungen des Genügsamen, und zeigte nebenbei, daß allzu große Hoffnungen durchgehends nur zum Theil in Erfüllung gehen. Weitzen und Hafer waren die schlechtesten Früchte in unsern Gegenden. Jener hatte nicht allein viele Brandkörner, sondern es gab auch große Strecken, wo fast alle Aehren taub waren; dabei gab es noch weniger Garben, als man Anfangs glaubte. Auch der Roggen scheffelte schlecht; dagegen waren Gerste, Erbsen und Bohnen ausgezeichnet ergiebig, und im Allgemeinen konnte die Ernte, zumal wenn man die ungewöhnlich gut gerathenen Kartoffeln dazu rechnete, als mittelmäßig gut angesehen werden, wie sich denn auch in der Folge nirgends Mangel an Lebensmitteln zeigte.

Der Monat September, wo das neue landwirthschaftliche Jahr seinen Anfang nahm (denn der Landwirth muß mit der Natur und nicht mit dem Kalendermacher rechnen), war so günstig für den Ackerbau, als man ihn seit zwei Jahren nicht gehabt hatte. Die erste Hälfte war es vorzüglich für die Kleiwirthe, die zweite auch für die Sandwirthe. In jener geschah viel, sehr viel, sowohl was die Ernte der späten Sommerfrüchte, als was die Vorbereitung des Ackers

betraf. Am Ende des Monats fiel so viel Regen, daß das ausgesäete Korn keimen und der Acker recht klar geegget werden konnte, ohne daß deshalb auf dem Klei der Pflug hätte ruhen müssen. Diese günstige Witterung, welche auch noch den ganzen Oktober und November hindurch anhielt, war äußerst erwünscht, und wurde trefflich benutzt. Auf dem Sande war um die Mitte des Oktobers bereits aller Roggen gesäet und größtentheils schon grün. Auf dem Klei ging es nicht völlig so rasch von der Stelle, weil die verquecketen und vergraseten Aecker eine sorgfältigere und langwierigere Bearbeitung erforderten; aber die schöne Zeit kam zu Hülfe, und man hatte keine Ursache, sich zu übereilen. Nach der Bestellung des Winterfeldes blieb noch Zeit genug, auch den übrigen Aeckern noch eine Furche zu geben.

Auf dem Sande fand man beim Laufen der Saat, daß man an Saatgut hätte sparen können. Es blieb fast kein Korn zurück, und bei der anhaltend gedeihlichen Witterung sah man das Grün der Roggenfelder immer lebhafter und schöner hervortreten, so daß man selbst befürchtete, die junge Frucht möchte sich, wie man es nennt, verwachsen und dann im Frühjahr schwinden. Auf dem Klei hingegen bemerkte man durchgängig ein spätes und nicht so allgemeines Keimen

der Körner, so daß der Roggen dünn genug zu Felde stand. Beim Weitzen, wo man hätte dünner säen können, weil das Korn vollkommen gezeitigt und keimfähig war, suchte man diesen Fehler zu vermeiden, und fiel in den entgegengesetzten. Doch konnte dies weniger schaden, und man hatte alle Ursache, sich von dieser Frucht im nächsten Jahre eine ausgezeichnete Ernte zu versprechen, wenn die Witterung ihr nicht späterhin auf eine seltene Weise verderblich wurde.

Um diese Zeit fingen die Schnecken, die im verflossenen Jahre so unnennbaren Schaden angerichtet hatten, hie und da an sich zu zeigen. Auffallend war es, daß sie jetzt hauptsächlich über die Weizenäcker herfielen, die sie im vorigen Jahre verschonten. Aber die fortwährende trockne Witterung setzte ihren Verheerungen enge Schranken. Der Schaden traf größtentheils, wie gewöhnlich, nur diejenigen Ackerstücke, die zu sehr von Busch und Hecken eingeschlossen waren und worauf Sonne und Wind nicht wirken konnten; im Freien fand man sie nicht. Man macht diese Erfahrung alljährlich, findet die vielen hohen Hecken sehr nachtheilig, und doch bleibt alles beim Alten. — Bei dieser Gelegenheit muß ich eines sonderbaren Mittels erwähnen, dessen man sich im vorigen Jahre in Holland mit vielem Nutzen gegen die Schnecken bedient hat. Man

fütterte nämlich diese Thiere auf dem Felde mit klein geschnittenem oder zerhacktem Kohl, bis der Frost sie fortschaffte. So lange sie ein Kohlblättchen finden, sollen sie keine Getreidepflanze berühren. Wo die Schnecken allgemein überhand nehmen, wird dies leichte Mittel wohl schwerlich anwendbar seyn; aber wo sie wie gewöhnlich nur Stellenweise sich aufhalten, ist es leicht und nicht kostbar.

Im Dezember gab es eine günstige wiewohl nur kurze Zeit zum Mergel- und Moderfahren, nachdem sich das Gespann von der Herbstanstrengung etwas erholt hatte. Eine solche Arbeit ist vorzüglich für unsere kleinen Wirthschaften von großem Werthe, wenn sie auch auf großen Oekonomien wohl etwas zu kostbar sein mag. Ohne den eigentlichen Düngervorrath anzugreifen, und ohne sonst etwas dadurch zu versäumen, giebt man dadurch dem Boden eine Düngung, die oft bessere und wohl immer anhaltendere Wirkung thut, als eine Mistdüngung. Man bringt dadurch wieder Substanzen in den Kreislauf der Vegetation, die sonst schon für diese verloren waren. Besonders ist die Modererde aus Gräben und eigends dazu angelegten Erdfängen ein vortreffliches Düngemittel, wonach der Klee sehr üppig wächst und das Getreide aller Art ausgezeichnet scheffelt. Nach unsern Erfahrungen läßt

man am besten den Acker ein Paar Jahre ruhen, so daß die aufgefahrene Erde, wie man es nennt, eindreischt; eine Erfahrung, die allerdings mit einer vernünftigen Theorie übereinstimmt.

Bemerkbar wurde es gegen den Winter mehr, als früher im Sommer, wie sehr sich seit zwei Jahren der Viehstand vermindert hatte, so daß selbst auf dem Lande Mangel an Milch und Butter eintrat; in den Ställen fand man überall neben dem aufgestallten Vieh große leere Räume, die sonst auch besetzt waren. Mangel an Geld und an Lebensmitteln war wohl die Hauptursache hievon, obwohl auch die Faulkrankheit eine nicht unbeträchtliche Menge fortgerafft hatte. Die Fettweiden mußten betrieben werden, und so wurden denn schon im Frühjahre unerhörte Preise geboten, die Manchen verleiteten, zuzuschlagen. Von dem, was der Landmann behalten hatte, wurde noch manche Kuh und manches Rind über die gewöhnliche Zahl zum eignen Bedarf geschlachtet, und wie man sich im Winter recht besah, war der Viehstapel sehr eingeschmolzen. Der nachtheilige Einfluß dieser Verminderung des Viehstandes in einem ganzen Lande, abgesehen von den ungebührlich hohen Preisen, worin es jetzt steht, läßt sich bereits fühlen, und wird sich noch über mehreren Jahren spüren lassen.

Nach den wenigen Frosttagen am Ende des

alten und zu Anfang des neuen Jahrs haben wir später gar keinen eigentlichen Frost mehr gehabt, sondern die Witterung war beständig gelinde, naß und oft stürmisch, mit abwechselnden unbedeutenden Nachtfrösten. Man sah hiebei zwar nicht, daß dies den Winterfrüchten erheblichen Nachtheil brachte, im Gegentheil behielten die Felder ihr lebhaftes Grün, wie man es sonst im Herzen des Winters nicht zu sehen bekommt; indessen halte ich es für gewiß, daß ein recht derber Frost weit ersprießlicher gewesen wäre. Die Vegetation blieb bei der hohen Temperatur beständig in Thätigkeit, und es war vorauszusehen, was auch wirklich erfolgte, daß vorzüglich die flach gepflügten Felder nachher einen Stoß bekommen mußten, und zwar um so eher, wenn der Untergrund von der Beschaffenheit war, daß er kein Wasser sinken ließ. Wenn die Getreidewurzeln so früh bis auf den Pan der Pflugfurche durchdringen, und nun die ganze Krume durchlaufen sind, so fehlt es nachher, wenn das eigentliche Wachsthum beginnen soll, an Raum und Nahrung, und mit dem Stocken der Wurzeln stockt die ganze Pflanze. Ich sehe hierin hauptsächlich den Grund, warum man in den Gegenden, wo man des Untergrundes wegen nur sehr flach pflügen darf, wie es am Rheine häufig der Fall ist, landüblich so sehr spät säet, und

warum daselbst die frühe Saat, wo die Pflanzen vor Winters erstarken und das Feld bedecken, gewöhnlich mißräth. Diese Erfahrung ist allgemein, wie die darauf begründete Regel, und auf einer Reise im verwichenen Herbste habe ich beides, selbst in öden Gebirgsgegenden, gefunden, wo der Winter sehr oft den Landwirth mitten in der Roggensaat überrascht. Der Staudenroggen allein scheint hievon eine Ausnahme zu machen; doch fand ich auch, daß alle schwache Pflanzen im Frühjahr verschwinden, und dadurch neuer Raum und neue Nahrung für die gesunden und kräftigen entsteht, die dann um so freier umher wuchern können. —

Der Mangel an recht durchdringendem Froste war für unsere Kleiwirthe am übelsten. Es ist schon in dem früheren Berichte erwähnt, daß dieser Klei fast nur allein durch Frost zum Zerfallen gebracht werden kann, und daß, wenn dieser ausbleibt, im Frühjahre Zugvieh und Geschirre sich an dem widerspenstigen Boden ruiniren, und dennoch die Aussicht auf eine gute Ernte von Sommerfrüchten sehr dunkel bleibt.

Im Februar hatten wir eine Reihe sehr schöner Tage, wobei es ein sehr großes Glück war, daß die Temperatur abnahm, und es wenigstens des Nachts gelinde fror. Am Tage stand der Thermometer beständig über den Gefrierpunkt;

aber die Nächte machten alles wieder gut, und hielten den unzeitigen Trieb zurück, der alles hätte verderben können. Die Tage waren in der That sehr angenehm, und ein Spatziergang durch die Kornfelder erfüllte das Herz des Landwirthes mit Freude und Hoffnung für das kommende Jahr.

Aber diese Freude währte nicht lange, indem schon vor Ablauf dieses Monats trübe Witterung mit vielem Schnee und Regen eintrat, und den ganzen folgenden Monat hindurch fast ununterbrochen anhielt. Es war jetzt ein Glück, daß die früheren schönen Tage so kalte Nächte gehabt hatten. Diese Nässe schadete unsern Winterfrüchten gar nicht. Nur mit der Bestellung des Sommerfeldes sah es jetzt übel aus, indem es auf den einigermaßen gebundenen Boden nicht möglich war, einen Pflug auf das Land zu bringen. Nimmt man hiezu, daß wegen Mangel an Frost dieser Boden an sich schon sehr schwer zu bearbeiten sein mußte, und nun auf diese Art die Zeit zur Sommerbestellung noch mehr abgekürzt wurde, so läßt sich ermessen, wie sehr man nach gutem Wetter verlangte.

Indessen wie alles sich ändert und alles ein Ende nimmt, so geschah es auch hier; in den letzten Tagen des Märzes klärte sich der Himmel ab, und ein sanfter Wind aus Nordost trocknete

hen Boden schneller ab, als man es für möglich gehalten hatte. Nur in der ersten Hälfte des Aprils fiel wieder eine Regenwoche ein, sonst blieb die Witterung fortwährend gut, und die Sommerbestellung fand weiter von der Seite keine Hindernisse mehr, obwohl sich übrigens bei dem späten Anfange die Arbeit sehr häufte, und manches nur unvollständig beschafft werden konnte. Es ist gewiß, daß diese Uebereilung auch einigen Einfluß auf den Ertrag der Ernte gehabt hat; allein daß dies nicht die einzige, ja nicht einmal die Hauptursache war, beweist theils das vorige Jahr, wo die Sommerbestellung zum Theil eben so mangelhaft und die Ernte ausgezeichnet gut war, theils auch das allgemeine Mißrathen der Sommerfrüchte, auch da, wo an der Bestellung nichts gemangelt hatte.

Mit dem Ende des Monats April kamen auch die treibenden warmen Tage mit einem Male heran; die Veränderung auf dem Felde war in kurzer Zeit sehr groß. Der Roggen fing an zu schießen, und zwar so schön und üppig, daß man seinen etwas dünnen Stand darüber vergaß. Am ersten Mai hatten die erwachsenen Roggenhalme schon mehr als Schuhlänge. Der Weitzen hatte in 20 Jahren kein schöneres Ansehen gehabt; er stand sehr dicht und gleich, sein Laub war dunkelgrün und kräftig, und man befürchtete schon

für die Folge Lagergetreide. Aber diese Freude war von noch kürzerer Dauer als die vorige; denn schon am 3ten Mai schlug das Wetter plötzlich um, und wir hatten nun wieder eine Reihe naßkalter Regentage, die bis über die Hälfte dieses Monats anhielten, und uns doppelt so lang schienen, weil sie so sehr ungelegen kamen. Hier wurde ein großer Theil der guten Aussichten auf die nächste Ernte vernichtet. Am meisten litt in dieser Periode der Weitzen, der schon wenige Tage nachher seine schöne dunkle Farbe verloren hatte, und zusehends von Tag zu Tage mehr abbleichte. — Die Bauernregel, die man in so vielen Almanachen findet („der Mai kalt und naß füllt die Scheuer und das Faß"), muß wohl nicht in eigentlichen Weitzengegenden erfunden seyn, oder die Sache muß sich daselbst ganz anders verhalten. Bei uns leidet der Weitzen in keiner Periode mehr von naßkalter Witterung, als gerade im Maimonat, wo er durchaus zu seinem guten Gedeihen eine trockne helle Luft und Wärme verlangt.

Der Roggen litt ebenfalls, aber doch bei weitem weniger als der Weitzen, und erholte sich nachher schneller und vollständiger. Der in den schönen Tagen des Aprils, größtentheils auf niedrigem Boden, ausgesäete Hafer litt ebenfalls

sehr, wurde gelb und blieb auch nachher lange sehr zurück.

Am 18ten Mai hörte der Regen auf, und alles eilte wieder zu den verlassenen Aeckern. Hätte man doch nur noch mehr geeilt, die Feuchtigkeit des Bodens zu benutzen, ehe die dürren Nord- und Ostwinde selbe weggeführt hätten! — Man wollte den neuerdings verschlemmten Boden so viel möglich wieder auflockern, bearbeitete ihn tagtäglich mit Egge und Pflug, und zögerte mit der Aussaat, weil es für die Gerste noch früh genug war, und man nicht vermuthen konnte, daß nun gar nach dem Ueberfluß an Nässe eine noch schädlichere Dürre eintreten würde. So wurde denn das Sommerkorn, das nicht voreilig eingeschmiert war, in einen gar zu trocknen Boden gebracht, der nicht einmal mehr die zum Keimen nöthige Feuchtigkeit enthielt. Man sah bald den Fehler ein, den man gemacht hatte, allein es war, wie gewöhnlich, zu spät. Was dieses Uebel noch um sehr vieles vergrößerte, war, daß der erste Regen um die Mitte des Junius nur eben hinreichte, die Oberfläche bis zur Tiefe von etwa einem Zolle anzufeuchten, wodurch eine Menge Heberich und anderes Unkraut zum Laufen kam und nun, als der durchdringende lange gewünschte Regen über acht Tage später endlich eintrat, beim Laufen der Saat einen zu großen

Vorsprung gewonnen hatte. Eine andere bei uns allgemeine Folge dieser verkehrten Witterung war das sehr ungleiche Aufgehen der Saat, wodurch die Reife nachher auch so sehr ungleich wurde. Jetzt finden sich in den Stoppeln des Sommergetreides noch die Spuren davon; die häufigen unreif abgemäheten Halme haben wieder getrieben und stehen theils in der Blüthe. Das gewonnene Korn ist auch deshalb von schlechter Beschaffenheit und geringem Gewichte, und gutes Saatkorn wird künftiges Jahr selten und theuer seyn.

Es gab einigen Trost bei diesen Widerwärtigkeiten, daß eben diese Dürre dem Wintergetreide so gut bekam; besonders erholte sich der Weitzen, der hinlängliche Kraft unter dem Fuße hatte, sehr. Diese Frucht schien bei der dürrsten Luft am freudigsten zu vegetiren, als schon längst der Roggen wieder nach einem warmen Regen schmachtete. Man schöpfte deshalb wieder neue freudige Hoffnungen, die noch mehr zunahmen, als den Roggen während seiner Blüthe so schönes Wetter traf, und sein Ansehen frisch genug blieb. Es war wieder der Fall, als im vorigen Jahre, daß manche Anthere nicht ganz aus der Spelze trat, und der Roggen überhaupt wenig stäubte; aber die anhaltende Trockne ließ weder Fäulniß noch Mutterkorn entstehen. — Daß viel

Trespe im Roggen und Weitzen zum Vorschein kam, war bei dem dünnen Stande des erstern und nach dem nassen Frühjahre ganz natürlich. Man beklagt sich hierüber bei uns nicht sonderlich, und ich kenne gute Wirthe, die zur Vorsorge, welches übrigens oft überflüssig ist, das Saatkorn immer mit Trespe vermischen. Sonderbar ist es, daß noch so Mancher an der ehemals so berühmten Metamorphose des Roggens und Weitzens in Trespe glaubt, da die Trespe erst nach dem Winter aufgeht. Man redet sogar von einer Verschiedenheit der Roggen- und Weitzen-Trespe, die ich weder mit bewaffnetem noch unbewaffnetem Auge habe jemals entdecken können. Wir haben viel Unkräuter, die nur entweder unter Sommer- oder unter Wintergetreide wachsen, und mit eben dem Rechte, womit man glaubt, daß, aller Pflanzentheorie zum Trotz, der Roggen sich zu gewissen Zeiten und auf gewissen Stellen in Trespe verwandele, kann man auch glauben, daß Gerste in Hahnenkamm (Rhinanthus Crista Galli) und Hafer in Lolch (Lolium temulentum) übergehe.

Vom Sande her, wo der Roggen die Hauptfrucht und alles andere nur Nebensache ist, lauteten damals die Nachrichten nicht so gut. Ein landwirthschaftlicher Freund schrieb mir, daß der früh gesäete Roggen sehr gut, der späte aber sehr

schlecht sey; hiebei muß man nun mit Hinsicht auf das früher Gesagte wissen, daß in diesen Sandgegenden überall tief gepflügt, oft rigolt und fast jährlich gedüngt wird. Hier kann, darf und muß die junge Roggenpflanze in dem gar zu losen Boden vor Winter festwachsen, und findet im Frühjahr dennoch Spielraum und Nahrung genug für ihre Wurzeln.

Von allen Seiten liefen nun auch Klagen ein über die Verlegenheit, worin man durch den betrüglichen Verkauf des Saamens der Medicago lupulina statt des echten rothen Kleesaamens gerathen war. Vieles war schon längst wieder umgepflügt, und mit Sommerfrucht bestellt; das, was noch da war, gab nicht einmal halbe Nutzung, indem eine an gutem Futter gewohnte Kuh diesen Klee nur ungern fraß, und er kaum mit der Sense zu fassen war. Der zweite Wuchs war gar nichts werth. — Man hat hiedurch gelernt, welch einen großen Werth ein gutes Kleestück hat, und diese Belehrung im Großen ist auch nicht ohne Werth.

Eine erfreuliche Erscheinung in unsern Gegenden ist der von Jahr zu Jahr zunehmende Kartoffelbau. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage: daß in diesem Jahre im Ganzen wohl ein Drittel mehr, als sonst, gewöhnlich war, von dieser unschätzbaren Frucht ge-

gepflanzt wurde. Es ist dabei zu verwundern, daß man dem ungeachtet den doppelten Streichbrettspflug noch so selten antrifft, da er doch wahrlich nicht zu den kostbaren und künstlichen Ackergeräthen zu zählen ist, und sich bei einiger Ausdehnung des Kartoffelbaues schon im ersten Jahre doppelt und dreifach bezahlt macht. Lange kann es jedoch, wie ich fest glaube, bis zur allgemeinen Einführung dieses vortrefflichen Instruments nicht mehr währen, da man es nicht mehr mit spöttischem Lächeln als eine nutzlose Neuerung betrachtet, sondern es sich vielmehr leihweise zur Probe ausbittet.

Als der Roggen ausgeblüht hatte, war fast noch kein Tropfen Wasser gefallen. Auf dem gar zu losen Sande fand es sich nun, daß die trockne Hitze viele Halme ganz ausgedörrt habe; doch war auch hierüber die Klage weit größer, als der Schaden. Man erzählte schon, daß bedeutende Strecken ganz dürre geworden wären, und daß man alles niedermähen müsse, um nicht auch das Stroh zu verlieren. So arg war es nun aber bei weitem nicht, und der frühe Roggen war fortwährend selbst auf dem Sande noch recht gut; nur der späte und der zu stark gedüngte hatte gelitten.

Der Weitzen, welcher um die Mitte dieses

Monats in Aehren trat, versprach eine äußerst ergiebige Ernte, denn er hatte sich fast völlig wieder erholt. Die Kürze des Strohs hielt man für eben kein ungünstiges Zeichen. Es fand sich aber bald, daß überall ungewöhnlich viele Brandähren waren, welche einen großen Rückschlag im Ertrage geben mußten. — Auf eine auffallende Weise bewährte es sich in diesem Jahre, daß das Kälken, Beitzen und Stäuben des Saatweitzens, wenn auch nicht ganz vor dem Brande sichere, doch wenigstens sehr nützlich seyn. Ganz frei vom Brande war kein Weitzenacker, den ich sah; aber der Unterschied zwischen dem, wo solche Mittel angewendet waren, und wo man ohne alle Vorkehrung gesäet hatte, war sehr groß. Beim letztern waren oft bis zu zwei Drittel Brandkörner. Erfahrene Wirthe wollen dem Stäuben oder Sieben in einem Drahtsiebe einen Vorzug vor dem Kälken und Beitzen geben, und in der That enthielt ihr Weitzen im Durchschnitt am wenigsten Brand. Es ist dann aber ein unumgängliches Erforderniß, daß der fertige Saamen sogleich ausgesäet werde, und alle Arbeit und Mühe soll vergebens seyn, wenn man ihn auch nur eine Nacht über liegen läßt. Wenn diesem, wovon ich selbst bisher noch keine Erfahrung habe, wirklich so ist, so verdient es gewiß Aufmerksamkeit, und kann vielleicht über die bis-

her noch so räthselhaften Erscheinungen dieser bösen Krankheit Aufschlüsse geben.

Raps und Rübsaamen, welche nun zeitigten, waren ganz vorzüglich gut gerathen. Sie hatten sich den Winter hindurch, der Nässe ungeachtet, die ihnen überhaupt wenig zu schaden scheint, recht gut erhalten, trafen eine äußerst günstige Blüthezeit und gaben einen Ertrag, wie man ihn nicht besser wünschen konnte. Der Anbau dieser Früchte wird indessen nicht sonderlich stark, und höchstens zum eignen Bedarf betrieben. — Eine schon im vorigen Jahre gemachte Probe, den Raps gleich nach dem Abmähen in Haufen zu setzen, fiel wieder ganz nach Wunsch aus, und wird Nachahmer finden. Das Stroh, das ohnedem nicht viel Werth hat, verliert zwar dadurch und läßt sich nachher nur noch zum Dünger brauchen; dägegen vermeidet man, was sonst unvermeidlich ist, allen Verlust an Körnern, und diese gewinnen selbst an Güte.

Unter allen Früchten litt keine von der trocknen Hitze mehr, als die Bohne. Die Blumen vertrockneten sammt den schon angesetzten kleinen Schoten, wurden schwarz und fielen ab; dabei fanden sich Rost und Honigthau ein, so daß man nichts Klügeres thun konnte, als das Ganze eiligst unterzupflügen. Diese Frucht ist bei uns total mißrathen, und kein kluger Wirth hat sie

bis zur Reife stehen lassen, wenn er es nicht der mitausgesäeten Erbsen wegen thun mußte.

Der Buchweitzen war eben so, wie späte Gerste und Hafer, zweiläufig. Ein Theil der Körner, der in der Tiefe noch etwas Feuchtigkeit antraf, keimte gleich, und war schon Schuh lang erwachsen, als der endlich eingefallene Regen den größeren Rest zum Laufen brachte. Dies that jedoch dieser Frucht, die ohnedem immer ungleich zeitigt, weniger Schaden, als ein Spätfrost in der Nacht vom 9ten zum 10ten Julius, der zwar nicht allgemein war, aber doch manches gute Buchweitzenfeld hart mitnahm. Indessen erholte es sich nachher wieder, und hauptsächlich traten nun die spätere Pflanzen, die unter dem Schutze der größeren mehrentheils verschont geblieben waren, freudig hervor. Aber die vielen Gewitter am Ende dieses Monates, wo er in der Blüthe stand, schienen, wie gewöhnlich, dem Körneransatze hinderlich zu sein. Es gab deshalb Stroh genug, und auch die Bienen hatten eine reichliche Honiglese auf seinen Blumen, aber Körner sind nach Verhältniß wenig gewachsen.

Die grauen Erbsen, welche man bei uns gewöhnlich so früh als möglich aussäet, hatten während dieser Gewitter größtentheils ausgeblüht, und die weißen Erbsen, die man erst zu Anfang

Junius mit der letzten Gerste säet, noch nicht angefangen zu blühen. Man konnte deshalb in diesem Jahre von dem schädlichen Einflusse der Gewitter auf diese Früchte nichts bemerken, wenn anders, wie ich wohl glaube, die Beobachtungen darüber richtig sind. Im vorigen Jahre schadete der Regen, und in diesem die Trockne der Blüthe nicht.

Bis über die Hälfte des Julius, wo endlich die Gewitter eintrafen, war die Hitze stets im Zunehmen geblieben, und erreichte am 25sten die bei uns fast unerhörte Höhe von 26 Graden auf der Reaumürschen Skale im Schatten gemessen, eine Hitze, welche man zuletzt vom Jahre 1750 angemerkt findet. Der Boden war dadurch bis zu einer großen Tiefe ganz ausgetrocknet; alle Pflanzen standen welk und kümmerlich, und erhielten fast allein nur noch durch den nächtlichen Thau ihr Leben. Diese anhaltende Dürre gab den ohnehin schon elend genug stehenden Sommerfrüchten den empfindlichsten Stoß. Selbst der Kartoffeln wegen war man nicht ohne Besorgniß. Wo man im Frühjahre mit frischem ungegohrnen Miste dazu gedüngt, und während der Dürre den Boden durch Anhäufen und Behacken zu viel gerührt hatte, war ein Theil der Pflanzen welk geworden. Die Gewitterregen belebten dieselben wieder, weil aber die Fasern,

woran die jungen Knollen sich bilden, häufig ganz vertrocknet waren, so fingen nun die jungen Kartoffeln an auszutreiben, oder, wie manns nennt, durchzuwachsen, welches nicht allein den Ertrag sehr vermindert, sondern auch dem Geschmacke und der Nahrhaftigkeit dieser Frucht großen Nachtheil bringt. Doch fand sich beim Lichte besehen der Schaden nicht so beträchtlich, als er anfangs verlautete.

Die Ernteperiode, welche schon mit dem 20sten Julius ihren Anfang nahm, war ungemein günstig. Die wenigen Gewitterschauer im Anfange derselben thaten keinen Schaden; sie waren bald verwehet, und nachher blieb mehr als der halbe August anhaltend trocken und heiter. Es ging deshalb mit der Arbeit sehr rasch von der Stelle, und das Wintergetreide kam sämmtlich trocken und unbeschädigt unter Dach. — Es ergab sich nun klar, daß man keine Ursache gehabt hatte, mit diesem Theile der Ernte unzufrieden zu sein. Es gab wenig Garben, aber sie waren schwer und körnerreich und die Körner selbst von ausgezeichneter Güte. Hätte der Weitzen weniger Brandkörner, so könnte man ihn vortrefflich nennen; doch auch so, wie er jetzt war, durfte man nicht zu laut darüber klagen. Nur auf dem Sande körnte der Roggen sehr mittelmäßig, und

das Korn ist an manchen Stellen klein und wie zusammengeschrumpft.

Mit dem Ertrage der Erbsen, wie oben schon erwähnt, konnte man recht sehr zufrieden sein, sowohl was das Kraut, als was die Körner betraf.

Die Stoppelrüben, welche man ohne Verzug in die frisch umgestürzte Stoppel gesäet hatte, kamen gut zum Vorschein. Wo man es aber zu gut machen, und dem Acker zwei Furchen geben wollte, da wurde der eintretenden Dürre wegen nichts daraus. Am besten stehen jetzt die gleich nach den Gewittern untergebrachten. Wenn der Winter nicht zu früh eintritt, werden sie uns in diesem Herbste einen bedeutenden Vortheil gewähren.

Das Sommergetreide, Gerste und Hafer, gab noch weniger Bunde, als man glaubte. Der Ertrag dieser Früchte blieb im Ganzen weit unter dem Mittelmäßigen. Das Stroh war kurz und schwach und die Aehren wurden sehr ungleich reif, wie es auch nicht anders zu erwarten war. Besonders war die späte Saat, die im vorigen Jahre am vorzüglichsten einschlug, fast ganz mißrathen; dennoch Körnen beide Arten noch recht gut, wie es bei kurzem Stroh und nach trocknen Jahren gewöhnlich der Fall ist.

Flachs ist ebenfalls kaum mittelmäßig gera-

then. Es wird indessen wohl noch so viel erwachsen seyn, daß die müßigen Hände im Winter Beschäftigung finden. Sonst ist für unser Land der Flachs ein fast noch wichtigerer Artikel als der Roggen, und Tausende von Familien leben bei uns im Winter fast allein vom Spinnen und Weben.

Der junge Klee, der bei uns mehr unter Sommerkorn als unter Winterkorn gesäet wird, stehet sehr dünne und ungleich, woran ebenfalls der dürre Sommer Schuld ist. Der Saamen ging sehr gut auf, aber bei der geringen Beschattung, welche die selbst kümmernde Frucht geben konnte, verdorrten die jungen Pflänzchen, ehe sie recht festgewurzelt waren. Man sieht deshalb jetzt überall Blößen auf dem Kleefelde und nur stellenweise, wo die Frucht gedrängter stand, einen hinlänglich dichten Stand. Sonderbar ist es, daß ungeachtet früherer Regenschauer, doch noch im September hie und da einzelne Kleepflanzen aufgingen. Bleibt der Herbst anhaltend gelinde, so können sie vor Winters noch hinlänglich erstarken; sonst sind diese Spätlinge sämmtlich verloren.

Die Wiesen und Weiden, besonders die nassen, gaben in diesem Jahre reichlich, und das Heu ist vortrefflich gewonnen. Trockne Wiesen gaben aber desto weniger. Auch auf den Fett-

weiden befindet sich das Vieh wohl und hat trefflich zugenommen.

Von den Gartenfrüchten versprach man sich Anfangs im Sommer nichts sonderliches. Das Ungeziefer in und über der Erde that großen Schaden. Jetzt hat sich vieles erholt, und an Gemüse wird nirgends Mangel seyn.

C. v. Bönninghausen.
Kreis-Kommissar.

Aus einer von dem Herrn Verfasser uns später ertheilten Nachricht fügen wir noch folgendes hinzu:

Die Kartoffeln sind über alles Erwarten vortrefflich gerathen, so daß ihr Ertrag auf einigen Feldern ins Enorme ging. Der Roggen scheffelt auf gebundenen und Mittel-Boden sehr gut und von Frost in der Blüthezeit hat man daselbst nirgends etwas verspürt. Aber vom Sande laufen viele Klagen ein; an manchen Orten hat man auf losem Sande nicht mehr als ⅓ des gewöhnlichen Ertrages geerntet; im Ganzen kann man den Rückschlag bei guten Wirthen aber doch nur auf ⅓ rechnen. Die Dürre hat ihm daselbst geschadet. Mangel ist in dortiger Gegend nicht zu besorgen, obgleich das Sommergetreide schlecht ist.

d. R.

VIII.

Anfragen.

Ueber Kartoffel-Branntweinbrennerei.

Die Kartoffeln haben durch die Erfindung, aus ihnen Branntwein zu brennen, bei dem Landwirth noch eine ganz besondere Wichtigkeit erhalten. Die gewöhnliche Angabe über ihre Ergiebigkeit in dieser Hinsicht ist die, daß drei Scheffel Kartoffeln (ob darunter ebenfalls ungehäufte oder gehäufte zu verstehen sind, wird nie bestimmt gesagt) so viel Branntwein geben, als ein Scheffel Roggen. Es frägt sich, ob man darauf auch bei einem Betriebe im Großen rechnen darf.

Die Kartoffelbrennereien werden wohl fast nirgends so sehr im Großen und in so bedeutenden Anlagen betrieben, als im Oesterreichschen; der Ertrag an Alkohol aber scheint, nach den Angaben, die man davon hat, nicht der beste zu sein und jenen bei weitem nicht zu erreichen,

wenn man nämlich den zum Grunde legt, der bei einem recht tüchtigen Betriebe aus Roggen herauszubringen ist, wie z. B. der der Nordhäuser Neuenhahn zu Folge: 4 Stübchen probehaltigen Branntwein aus dem Nordhäuser Scheffel, oder vom Berliner Scheffel über 16 Quart.

Hin und wieder sind Kartoffelbrennereien wieder eingegangen und das führt auf die Vermuthung, daß sie nicht den erwarteten Ertrag gegeben, was vielleicht mit ein Grund ist, daß z. B. zu Reichenow, wenn gleich hauptsächlich aus einer andern sehr triftigen Ursache, nämlich wegen der Gestbereitung, nicht mehr aus Kartoffeln gebrannt wird. Es wünscht daher Jemand, der eine solche Anlage beabsichtigt, ehe er dazu schreitet, über den zu erwartenden Ertrag aus den darüber im Großen gemachten Erfahrungen Gewißheit zu erhalten und bittet um gefällige Mittheilung derselben in diesen Blättern.

Da probehaltiger Branntwein, der ziemlich genau — wenigstens bis auf ein Paar Prozent — räumlich halb aus Alkohol und halb aus Wasser besteht, den bequemsten Maaßstab zur Bestimmung abgiebt, so stelle ich meine Frage wie folgt: wie viel Berliner Quart probehaltigen Branntwein kann man — unter Voraussetzung eines tüchtigen Betriebes — im Großen als Aus-

heute von einem gehäuften oder ungehäuften Berliner Scheffel Kartoffeln erhalten?

G. M.

Ueber eine neue Art, die Schaafe zu zeichnen.

Je höheren Werth die feinen Schaafe in neuern Zeiten erlangen, je stärker wird die Versuchung zu Veruntreuungen und je mehr muß dem Schäfereibesitzer an einem sichern Mittel liegen, sich dagegen zu verwahren; sei es auch nur, um eines, vielleicht unnöthigen, unbehaglichen Mißtrauens überhoben zu sein.

Der Amtsrath Hubert giebt in seinem Buche: die Wartung der Schaafe, eine Methode an, sie durch eine Art von Tätowiren in den Ohren zu zeichnen. So plausibel dies auf den ersten Anblick scheint, so hat es damit doch weder mir noch andern glücken wollen, von denen ich weiß, daß sie den Versuch gemacht. Die Punkte wurden zu klein, oder drückten sich gar nicht aus; genug, es gab kein deutliches leserliches Zeichen.

Da diese Zeichnungsart, wenn sie bewährt wäre, Alles erfüllte, was man nur wünschen könnte, indem sie zugleich ein Mittel abgäbe, die

Abstammung unter genauer Aufsicht zu halten, weil man auf diese Art die Schaafe mit Nummern versehen könnte, die weder verloren gehn noch vertauscht werden können, so könnte sie für Eigner feiner Schäfereien doppelt wichtig werden. Es fragt sich daher, ob sie irgend Jemandem gelungen ist? denn wäre das, so wäre es ein Beweis, daß der Fehler in der Verfahrungsart gelegen und nicht in der Sache selbst. In dem Falle würde man sich durch die Mittheilung und die Bekanntmachung derselben den Schaafzüchtern gewiß sehr verpflichten, besonders wenn man die Ursachen angeben könnte, durch die das Mißglücken möchte veranlaßt sein. Sollte man vielleicht dadurch erreichen, daß sich die Spitzen der Stacheln besser ausdrückten und deutlichere Punkte zurückließen, wenn sie, statt rund zu sein, dreieckig zugeschliffen wären?

G. M.

IX.

Quartals-Bericht über landwirthschaftliche Ereignisse.

Die nachtheiligen Wirkungen der Fröste in den letzten Nächten des Mais und den ersten des Junius, wie der Roggen schon in Blüthe stand oder derselben doch nahe war, offenbaren sich beim Ausdrusch weit stärker, als man es nach der Ernte glaubte und verbreiten sich westlich auch weiter als über den 30sten Grad der Länge (nicht der Breite, wie in unserm Bericht vom 10ten Juli durch eine unerklärbare Irrung steht) hinaus. Denn ohne Zweifel ist diesen Nachtfrösten das schlechte Lohnen des Roggens hauptsächlich beizumessen; obwohl auch das starke Ausstreuen bei der Ernte — wo nach einer naßkalten, die Reifung aufhaltenden Witterung bei eintretender trockener Luft und heißem Sonnenschein

das Korn plötzlich reifte und eintrocknete — beträgt, indem an manchen Stellen wohl die doppelte Einsaat ausgefallen seyn mag. Ein auf das Verhältniß des Korns zum Stroh sehr aufmerksamer, manche statische Versuche betreibender, Correspondent schreibt uns, daß sich bei ihm in diesem Jahre das Korn zum Stroh wie 20 : 100 verhalte, da es gewöhnlich bei ihm wie 41 : 100 sey, unerachtet kein Unkraut im Stroh vorhanden wäre; er habe auf dem Halme keine auffallende Scharten bemerkt und keinen sich unmittelbar zeigenden Schaden vom Nachtfroste verspürt. Aehnliche, obwohl minder bestimmte Bemerkungen laufen aus dem ganzen nördlichen Europa ein; jedoch giebt es auch Ausnahmen, z. B. in Mögliln, wo der Ausdrusch mäßig ist und ohne das starke Ausstreuen sehr reichlich seyn würde. Bedeutende, bald hoch bald niedrig liegende Fluren, vorzüglich in den Marken, sind ganz zerstört oder geben doch nicht viel über die Einsaat.

Unter diesen Umständen ist es sehr wahrscheinlich, daß im Ganzen kein Ueberfluß an Roggen für den Rest des Erntejahrs bleiben, ja daß in manchen auf eignen Gewinn beschränkten Districten wohl Mangel entstehen und die Preise höher steigen werden.

Daß die Preise des Roggens sich im Ver-

hältniß des Ertrages sehr mäßig, in Schlesien, der Lausitz, Thüringen wirklich niedrig, bisher erhalten haben, rührt hinsichtlich der genannten Gegenden daher, daß das Korn im Gebirge und jenseits desselben — wo sonst in der Regel vieles hingeht — ungewöhnlich gut gerathen ist und man sich daselbst in allen Getreidearten einer außerordentlich reichen Ernte erfreut, mithin den gewöhnlichen Bedarf der Zufuhr in diesem Jahre nicht hat. Auf die nördlicheren Gegenden kann dies wohl einigen, aber nicht bedeutenden Einfluß haben. Hier ist die bisherige reichliche Marktzufuhr wohl der bei günstiger Witterung früh vollendeten Bestellung und den guten Wegen beizumessen, die der Landmann, auf den bedeutenden Einschnitt vertrauend, benutzte und es ist zu vermuthen, daß sie nach Neujahr sich sehr vermindern werden. Stromaufwärts ist keine Zufuhr zu mäßigen Preisen zu erwarten. Denn wenn gleich in den Ostseeischen Häfen, auch in Holland, die Preise nicht hoch stehen, weil noch alte nicht abgesetzte Vorräthe vorhanden sind, so weigern sich doch die Verkäufer, für diese Preise Contracte auf das Frühjahr abzuschließen, weil wenig Ueberfluß von Roggen im Lande ist. Die Märkte der größeren Städte sind jedoch mit aufgeschüttetem altem Korn noch ziemlich versorgt.

Der Ertrag des Weitzens zeigt sich dagegen

fast

fast allenthalben gut, in einigen Gegenden vorzüglich und so, daß man für seinen Absatz besorgt war, wie zu Folge der neuesten brittischen Gesetze zur Regulirung der Korn-Einfuhr, der Verkauf des ausländischen Weitzens im September, nach einer bestimmten Frist, im Lande verboten ward: ein Verbot, welches, wie man voraus sah, gar zu keinem Effekt kam, indem es im November schon wieder aufgehoben ward. Die Preise des Weitzens stehen seinem Ertrage angemessen; es ist aber nicht zu erwarten, daß sie viel höher gehen werden, da der Bedarf in England und anderen Ländern, die ihn von der Ostsee, Elbe und Weser ziehen, nicht sehr groß zu seyn scheint; es möchte denn seyn, daß sehr hohe Preise anderer Getreidearten ihn in die Höhe zögen. Auch ist der Cours nicht günstig für den Verkauf nach England.

Die Sommerung hat, nach der allgemeinen Klage, von der Dürre, einmal durch strengen auszehrenden Ostwind in der ersten Hälfte des Juni beim Schossen, ein anderes Mal Ende Juli und Anfangs August, durch trockne starke Hitze beim Körnen, gelitten. Nach Verschiedenheit der Saatzeit, des Bodens und Klimas ist dieser nachtheilige Einfluß mehr oder minder groß gewesen.

Die Anfangs Juni gesäete kleine Gerste

hatte den herrlichsten Anschein, da sie zu gerechter Zeit Regen genug bekam; aber sie ward zum Theil nothreif, ist sehr ergiebig im Stroh, aber schwach im Korn.

Die früh gesäete große Gerste litt in ihrer Haupt-Vegetations-Periode sehr von der Dürre, blieb schwach im Stroh, körnte aber im Verhältniß zu selbigem gut. Die später gegen Ende Mais gesäete ward zweiläufig, bekam aber zum Schossen und Austreten noch früh genug Regen und scheint im Ganzen diesmal die beste zu seyn.

Der Preis der Gerste stehet gegen den bisherigen des Roggens hoch, sowohl im Lande als in den Seehäfen. Sie ist ungemein viel nach England gegangen; doch war der Londoner Markt nach den letzten Nachrichten so mit fremder Gerste überfahren, daß sie im Preise fiel.

Der Hafer hat zwar auf gleiche Weise gelitten, jedoch vermöge seiner stärkeren Natur den widrigen Einflüssen mehr widerstanden. Er schefselt nach allen Nachrichten sehr gut, wenn gleich der Einschnitt nicht reichlich war. Er ist mehrentheils schwer im Gewicht und danach steht sein Preis unter dem gewöhnlichen Verhältnisse zum Roggen, kaum wie 7 : 12.

Erbsen und Wicken sind sehr verschieden, auf fruchthaltendem Boden gut, auf trocknem schlecht gerathen. Vor allem aber sind die Bohnen all-

gemein mißrathen und häufig von Verständigen untergepflügt worden, da ihre Hauptblüthe bei dem ausdörrenden Winde im Junius ohne anzusetzen abfiel. Dies Mißrathen ist im nördlichen Europa so allgemein, daß man sie nach England, wo sie so viel gebauet und gebraucht werden, über das mittelländische Meer holet. Wer sie spät gesäet hätte, dem würden sie in diesem Jahre vielleicht besser eingeschlagen seyn, welches aber nur eine seltene Ausnahme von der Regel wäre.

Ueber den Buchweitzen lauten die Nachrichten sehr verschieden. Allgemein ist er gut gewachsen, aber der Körneransatz ist nach Verschiedenheit des Wetters, in welchem seine Blüthezeit traf, und die Einwirkung desselben auf den Standort dieser Frucht, sehr verschieden gewesen. Der erst nach der Mitte Juni gesäete ist der beste im Stroh und Körneransatz.

Ueber Heumangel wird, mit Ausnahme weniger sehr fruchtbarer Stromniederungen, allenthalben geklagt. Der erste Wuchs hatte vom Froste, der zweite, wie man sagt, von der Dürre gelitten. Wir sind aber der Meinung, daß auch die Schwäche des zweiten Wuchses mehr auf das Erkranken der Pflanzen von dem späten Froste, der sie in ihrer lebhaftesten Vegetation traf, zu schieben sey. Denn er wollte sich bei der sehr

günstigen Witterung, die nach dem ersten Schnitte eintrat, und für den zweiten viel versprach, gar nicht heben, und die später folgende Dürre hätte ihm auf fruchtbaren Wiesen nicht schaden müssen.

Zu diesem geringen Wiesenertrage kommt nun das Ausfallen des Klees, welches fast allenthalben durch den verbreiteten betrügerischen Saamen bewirkt ist.

Dem sonst besorglichen Futtermangel wird nun da, wo der Kartoffelbau so verbreitet ist, wie in der Mark, durch das vorzügliche Gedeihen derselben abgeholfen. Mittelst derselben ist man immer auf Heumangel bei allen Vieharten gefaßt. Stroh ist genug gewonnen, wenigstens ist es nur eine Ausnahme, wenn man über schwachen Einschnitt bei der Winterung klagt.

Aller Orten erinnert man sich kaum schönere Saat wie in diesem Herbste gesehen zu haben. Ohne gail und vorschiessend zu seyn, hat sie den Boden, wo sie gut bestellt war, wie ein grüner Teppich überzogen und ihn mit kräuselnden Blättern bedeckt. Von der frühen Roggen-Saat hat man auf reichen Aeckern Heu gemacht, oder aber das Rindvieh und sogar die Schweine darauf getrieben, indem der Boden trocken und fest war. Alle rühmen den Vortheil, den die Schaafe davon gehabt haben und die Ersparung an Heu.

(Hier finden wir uns veranlaßt, eine Frage aufzuwerfen, die noch nirgends erörtert ist. Es giebt erfahrne Schäfer, welche die frühe Behütung der Saat, bevor sie recht durchgefroren ist, scheuen und üble Folgen davon gesehen zu haben versichern. Worin diese bestehen sollen, haben wir nicht bestimmt genug ausmitteln können; sie sollen sich zuweilen gleich, zuweilen späterhin äußern und wenn die Thiere auch nicht daran sterben, so setze es sie doch sehr zurück. Daß ein sehr sparsames Saat-Behüten nicht nachtheilig seyn könne, geben sie wohl zu, aber dies helfe den Schaafen nicht, sie hungerten vielmehr dabei, weil sie nun immer nach der Saat lüstern wären und anderes Futter verschmäheten. Wäre die Saat erst durchgefroren, so könne man sie sicher satt darauf fressen lassen und brauche ihnen außer Stroh nichts zu geben. — In wie fern hat dies Grund? — Wir ersuchen diejenigen, die darüber bejahende oder verneinende Erfahrungen gemacht haben, solche uns und ihren Gewerbs-Genossen gelegentlich mitzutheilen. Daß die Schäfer manche Erfahrungen selbst gemacht oder durch Tradition ererbt haben, die sonst nicht bekannt sind, ist gewiß. Aber sie haben auch manche angebliche, die nichts als Vorurtheil sind. Es ist wichtig sie ans Licht zu ziehen und näher zu prüfen und sogar, wenn sie entschieden

unrichtig wären, ist es gut, sie zu kennen; jede Mittheilung darüber verdient Dank.)

Allgemein ist die Klage über Feld-Mäuse. Sie haben leere Stellen in der Saat, noch mehr aber im Klee gemacht. Jedoch scheint sie das wechselnde Frost- und Regen-Wetter der letzten Zeit schon vertilgt zu haben.

Da wir im Nachsommer und Herbst so wenig Regen und früh offenen Frost gehabt haben, so ist man besorgt, daß es dem Boden an tieferer Feuchtigkeit und manchem Brunnen an Wasser fehlen werde. Die Ackerkrume hat sich durch fallende Nebel feucht genug erhalten.

Das Vieh ist gesund und wohlgenährt in den Winter gekommen und da es bis Anfangs Decembers noch ziemliche Nahrung auf den Weiden fand, ist die Besorgniß für Futter-Mangel sehr vermindert.

Vor allem sind die Schaafe in einem sehr kräftigen Stande, mit starkem und regulairen Wollansatz und hochrother Haut. Wenn gleich die Weide in den dürren Perioden des Sommers knapp zu werden schien und die Aenger versengt aussahen, so waren die Thiere doch immer hinlänglich gesättiget und sehr munter. Ihre Sterblichkeit ist sehr geringe gewesen und die frühe Lammung ist ungemein gut von Statten gegangen.

Der Preis der Electa und Prima Wolle ist

in London, wo er sich für diese Gattungen bestimmt, seitdem die letzten Haupt-Transporte hingekommen sind, noch gestiegen und die Nachfrage stark, da der Absatz der daraus verfertigten hochfeinen Fabrikate nach der Levante, beiden Indien und China immer stärker wird. Mit Secunda- und Tertia-Wolle scheint aber der dortige Markt überfahren zu seyn und ihr Preis ist so gefallen, daß sie in Deutschland höher bezahlt wird; zumal seitdem der Absatz der Mitteltücher und anderer Wollwaaren auf den letzten Messen so groß und vortheilhaft gewesen ist. Secunda-Wolle ist neuerlich noch mit 28 Rthlr. (22 Pfund) bezahlt. Auf dem Breslauer Markte hat die zweischürige Sommerwolle zwar schlechte Preise erhalten, sie ist aber auch wohl schlechter Qualität gewesen, indem wohl nur noch wenige höher veredelte Schäfereien zwei Mal scheeren. Gegenwärtig melden sich in Schlesien schon Wollkäufer bei den guten Schäfereien, welche die besten Preise zu geben versprechen.

Die Nachfrage nach hochfeinen Mutterschaafen aus constanten und gesunden Heerden auf künftigen Sommer ist, wo möglich, jetzt noch stärker und dringender, wie im vorigen Jahre. Es sind mehrentheils Contracte über die Märze schon im Sommer abgeschlossen. Andere wollen sich noch auf keinen Preis einlassen und beabsich-

tigen öffentliche Versteigerungen, da sie in selbigen voriges Jahr über alle Erwartungen — wenn gleich noch nicht zu Oesterreichischen und Französischen Preisen — bezahlt wurden.

Die Einwirkung der vergrößerten Schäfereien auf einen höheren und angemessenern Preis der Rindvieh-Producte zeigt sich bei weitem nicht in gerechtem Verhältnisse. Dies rührt wohl von der erstaunlichen Zunahme des Branntweinbrennerei-Betriebes her, dessen Abfall man doch am vortheilhaftesten mit Rindvieh zu benutzen glaubt. Schlesien ist wieder sehr mit Podolischen Ochsen übertrieben worden, die in mäßig fettem Zustande sehr wohlfeil verkauft wurden. Dort klagt man allgemein über zu geringe Preise der thierischen, wie der vegetabilischen Producte, auch des Branntweins, so daß viele Brennereien aus Mangel an Absatz ruhen.

Die Pferdezucht hat sich allenthalben so bedeutend vermehrt und verbessert, daß man wahrscheinlich schon in diesem Jahre bessere junge Pferde zu mäßigen Preisen wird kaufen können.

Da der Herbst der Feldarbeit so günstig war und lange blieb, so findet man den Acker mehr als gewöhnlich zur Sommerung vorbearbeitet. Es ist dies um so besser, da wir uns nach dem irregulairen Gange, den die Witterung ange-

nommen hat, kein sehr günstiges Frühjahr versprechen dürfen.

Möglin, den 3ten Januar 1819.

Thaer.

Fragen,

um deren gefällige Beantwortung wir unsre Herren Correspendenten gegen Ende März bitten.

1) Welches sind seit Weihnachten die Tage gewesen, die sich durch eine bedeutende Abänderung der Witterung, durch höchsten Grad des Frostes, sehr starken Schneefall, warmen Thauwetter u. s. w. besonders auszeichneten? Hat der im Herbst ausgebliebene Regen Wasser-Mangel bewirkt?

2) Wie zeigt sich, wenn der Boden offen ist, anjetzt die Weitzen-, Roggen- und Raps-Saat?

3) Wie hat sich ferner der Ausdrusch des Getreides ergeben?

4) Wie und wann sind die Preise gestiegen oder gefallen? Giebt es in der Gegend jetzt Ab- oder Zufuhr, wohin oder woher?

5) Scheint man mit der gewonnenen Futterung auszureichen oder wird sie sehr knapp?

6) Ist das Vieh gesund durch den Winter gekommen oder zeigt sich bedeutende Sterblichkeit? besonders bei den Schaafen? und wie fällt die Lammung aus?

7) Stehen die Preise der Pferde, des Rindviehs (des alten und jungen, des mageren oder fetten) gegen andre Frühjahre höher oder geringer?

8) Stehen Butter, Fleisch, Talg in besonders hohen oder geringen Preise? Welchen Anschein hat der Wollansatz? Findet sich schon Nachfrage von Wollkäufern ein und sind vielleicht schon Contrakte abgeschlossen?

9) Hat Branntwein Absatz auch auswärts?

10) Geht der Pflug schon und macht sich die Ackerkrume gut?

11) Hat der Winter das Mergeln, Modern und andre Meliorations-Arbeiten begünstigt?

Die Beantwortung braucht nur ohne Wiederholung der Frage nach der vorgesetzten Nummer ganz kurz gestellt zu werden. Fragen, die nicht bestimmt beantwortet werden können, werden übergangen.

Jeder andre beliebige Zusatz, die Mittheilung besonderer gemachten Erfahrungen, wird uns sehr schätzbar seyn; es kann jedoch davon

erst für das folgende Stück Gebrauch gemacht werden, indem nur eben für den schnell zu entwerfenden allgemeinen Quartals-Bericht in diesem Platz gelassen und alles übrige schon abgedruckt ist. Einzelne Erfolge in besonders betriebenen Wirthschaften können für die Folge merkwürdig seyn, aber für diesen Quartals-Bericht, der nur eine allgemeine Uebersicht der zeitigen landwirthschaftlichen Verhältnisse im Ganzen geben soll, selten benutzt werden.

Möglin, den 3ten Januar 1819.

Die Redaction der Annalen.

Nachricht

wegen des Verkaufs aus der Mögliner Stammschäferei.

Um ferneren bei mir eingehenden Nachfragen darüber zuvor zu kommen und sie ausführlicher, als es in einzelnen Briefen geschehen kann, zu beantworten, beehre ich mich denen, die sich deshalb an mich wenden würden, folgende Nachricht zu ertheilen.

Ueber die mit Sicherheit zu entbehrenden Mütter sind bereits im vorigen Sommer Contrakte, das Stück zu 6 Frd'or. abgeschlossen.

Wenn jedoch die Lammzucht so glücklich fortgehet, wie es jetzt den Anschein hat, so werde ich noch 50—60 Stück übrig haben, worüber ich aber nicht eher als im Monat April etwas bestimmen kann. Eine Märze und alte Schaafe habe ich gar nicht zu verkaufen, indem außer der bei vorigjähriger Wollschur scharf herausgesuchten und verkauften Märze noch eine bedeutende Anzahl zu hohem Preise im Herbst verkauft wurde, und dadurch die diesjährige mögliche Ausmärzung anticipirt ward. Was verkauft werden kann, sind junge oder im besten Alter befindliche Thiere und die ganze Mutter-Heerde ist in der Güte so gleich, daß ich bei einem etwanigen ferneren Verkauf unter gewissen Bedingungen auf einen Durchlauf eingehen würde.

Die jungen Böcke in Möglin sind dem Preise nach in zwei Klassen gestellt. In der ersten Klasse kommen solche, welche mit der höchsten aushaltenden Feinheit und Sanftheit der Wolle Dichtheit des Fließes und regulaire Gestaltung des Stapels möglichst verbinden: eine Verbindung, welche durch Kreuzung der feinsten sächsischen Mütter mit ausgewählten Böcken von Malmaison und Morel de Vindé bewirkt worden ist. In die zweite Klasse kommen solche, die a) sich durch Feinheit der Wolle auszeichnen, aber in der Dichtheit und Stapelbildung zwar nicht ta-

delhaft, jedoch auch nicht ausgezeichnet bei diesem ersten Wollwuchse erscheinen; b) die von vorzüglicher Dichtheit, Elasticität und stark sind, aber besonders an den äußeren Theilen minder fein ausgehen. Letztere stammen theils mütterlicher, theils väterlicher Seite von Rambouillet ab und sind da zu empfehlen, wo sich in Stämmen eine Fladderigkeit des Fließes, fehlerhafte Bildung des Stapels, Neigung zum schraubenförmigen Drehen und Zwirnen, wie das in manchen sächsischen der Fall ist, zeigt. Auch werden sie einen festen Grund zur Dichtwolligkeit bei Heerden, die noch in der Veredlung begriffen sind, legen. Sie sind mehrentheils von starker Natur. Einländer können sich in dieser Absicht zwar an die Königlichen Stammschäfereien wenden; ich erhalte aber diese Race mütterlicher Seite, obwohl in geringerer Zahl, für Ausländer. Thiere mit wulstigen Halskragen, starken Ködern und rauhen Gesichtern muß man hier nicht suchen, da ich sie auch mütterlicher Seite ganz ausgemärzt habe.

Die erste Klasse wird zu 10 Frd'or, die zweite Klasse zu 6 Frd'or verkauft. Die Aussetzung in diese Klassen wird nach dem diesjährigen Wollwuchse gemacht; es ist aber nicht selten der Fall, daß Individuen, die im ersten Jahre den andern nachzustehen scheinen, diesen

im folgenden völlig gleichkommen und sie zuweilen wohl übertreffen. Uebrigens sind die von Klasse 2. a. mindestens von derselben Güte, wie die, welche in vorigen Jahren zu dem Preise von 6 Frd'or verkauft wurden.

Tadelhafte Thiere werden in keine dieser beiden Klassen gesetzt, sondern entweder verschnitten oder zu geringeren Preisen an solche, die erst im Anfange der Veredlung begriffen sind, verkauft, wenn sie dazu sich passend zeigen.

Die jungen Thiere sind auf keine Weise durch starkes Futter getrieben und verwöhnt, aber doch stark genug, um im Herbst gebraucht werden zu können. Wenn Spätlinge diese Stärke nicht haben, so werden sie in diesem Jahre nicht verkauft, weshalb auch noch einige 2½jährige zu haben sind.

Die ganze Heerde hat jetzt ohne Ausnahme die Pocken überstanden. Keine Spur von irgend einer ansteckenden oder erblichen Krankheit zeigt sich darin.

Nachdem die jungen Böcke in oben erwähnte Klassen und Abtheilungen gesetzt worden, weiß ich selbst keine Auswahl mehr zu machen und ich gestehe, daß ich blind zugreife, wenn sie mir jemand überträgt. Wer selbst wählen will, dem steht die Wahl von Mitte Aprils an, wo die Aussetzung in Klassen erst bestimmt vor sich ge-

hen wird, in diesen Klassen frei; wer dann zuerst kommt, hat die größere Auswahl und kann sich das gewählte auszeichnen oder die Thiere auch, mit besonderer Bezahlung des Fließes, gleich abführen lassen. Bleiben ausgewählte Thiere stehen, so wird ein Drittel des Kaufpreises sogleich beim Kaufe erlegt.

Möglin, den 2ten Januar 1819.

Thaer.

I.

Literatur.

Man erwarte hier keine vollständige Recensionen, weder der ganzen neuesten Literatur unsers Faches, noch einzelner Bücher. Wir werden nur dasjenige herausheben was uns merkwürdig scheint oder worüber wir unsre Ansichten und Meinungen zu sagen, Beruf fühlen. Ueber manche größere Werke werden wir vielleicht sehr kurz weggehen, bei kleinen Schriften, selbst einzelnen Abhandlungen in Zeitschriften und Sammlungen, uns oft lange aufhalten. Die Bücher sind es eigentlich nicht, was uns angeht, sondern die darin enthaltenen wahren Thatsachen, klaren Ansichten und präcisen Darstellungen; oder etwa auch das Gegentheil davon. Wir sind sehr geneigt, die Methode eines sehr praktischen, scharfdenkenden und viel lesenden Landwirths anzuneh-

men: so wie er etwas Bekanntes, Gemeines und Abgeschmacktes findet, reißt er es heraus, wirfts unter dem Tisch — „gut für die Haushaltung!" Was ihm aber gefällt, läßt er im Bande sitzen und so besteht der größte Theil seiner ziemlich zahlreichen Bibliothek nur aus Pappdeckeln mit wenigen ganzen und halben Blättern. „Nun kann ichs doch ehr finden, wenn ich was kluges suche," meint er.

d. R.

I.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft. In Verbindung herausgegeben von Koppe, Schmalz, Schweitzer und Teichmann. 1r Band. Leipzig 1818.

Diese Sammlung gehört ohne Zweifel zu den interessantesten und praktisch nutzbarsten Produkten der neuesten landwirthschaftlichen Literatur, weswegen wir sie vor allen hervorheben.

Die erste Abhandlung von Hrn. Koppe: Zwei Krankheiten der Schaafe, deren Namen und Heilart man in vielen

Schriften über Schaafzucht vermißt. Diese Krankheiten sind die bösartige Klauenseuche und das Traben oder Gnubbern. Allerdings scheint es höchst auffallend, daß diese beiden wichtigen Krankheiten, die der veredelten Schaafzucht so sehr gefährlich zu werden drohten, noch in keinem thierärztlichen Buche beschrieben und den Thierärzten, die nicht neuerlich zufällig Gelegenheit erhielten, sie zu beobachten, völlig unbekannt sind. In unseren Gegenden haben wir aber erstere Krankheit wirklich noch nie gehabt; sie ist erst seit 1816 mit fremden Merino-Heerden ansteckend zu uns gebracht und scheint nur auf den zarteren Bau dieser Race recht zu haften. Die im vorigen Stücke dieser Annalen abgedruckte ausführliche und gründliche Abhandlung des Hrn. Lezius über diese Krankheit überhebt uns, mehr über die vorliegende zu sagen, welche auf denselben Beobachtungen beruhet.

Die andere Krankheit ist dagegen längst bekannt gewesen, — nur nicht den Thierärzten — ihrer ist von verschiedenen ökonomischen Schriftstellern erwähnt, auch kennen sie alte Schäfer. Andere haben sie mit der Drehkrankheit verwechselt und für eine Abart derselben gehalten. Sie ist keineswegs den Merinos, sondern unsern Landschaafen eigen; so daß Rec. sich überzeugt

hält, daß jede Heerde, worin sie sich findet, nicht reinen Merino-Stammes, sondern daß ihr fremdes Blut zugemischt sey. Er hat jede Gelegenheit aufgesucht, sie zu beobachten und viele schriftliche Mittheilungen darüber gesammelt; danach muß er sie für rein erblich, weder für ansteckend noch örtlich (enzootisch) halten. Er findet jedoch Bedenken, seine Ansicht darüber dem Publiko schon jetzt vorzulegen, sondern wünscht zuvor noch mehrere Bemerkungen darüber zu erhalten und bittet um deren Mittheilung inständigst; um seine Ansicht danach zu berichtigen oder zu bestätigen. Was unser Hr. Verfasser darüber sagt, beruhet auf zu wenigen und zu einseitigen Beobachtungen; jedoch beschreibt er sie charakteristisch genug.

Ueber die Sommer-Stallfutterung der Schaafe: ein sehr interessanter Aufsatz von Hrn. Schmalz. Diese Sommer-Stallfutterung sei zu Wurchwitz wegen der nach dem Tode des verdienstvollen Schubart von Kleefeld sich findenden Schwierigkeiten und zu Gröbzig, weil man die Sache gar zu weit und zu plötzlich auf eine Heerde von 3000 Stück, bei einer nicht darauf gehörig angelegten Wirthschaft, habe ausdehnen wollen, ins Stocken gerathen und würde deshalb vielleicht auf immer für unausführbar [erklärt] worden seyn, wenn

nicht der Herr Graf Ernst von Schönburg auf Roxburg auf besondre Veranlassung sie eingeführt und mit so sehr glücklichem Erfolge durchgesetzt hätte. (Doch hatte sie auch der seel. Conferenz-Minister Graf v. Einsiedel auf einem seiner Güter durchgeführt.) Durch diese Schäferei ist es entschieden und weltkundig geworden, daß Schaafe, die, bis auf eine kurze Zeit nach der Ernte — wo man sie doch die Stoppel benutzen läßt — beständig auf dem Stalle gehalten werden, vorzüglich gesund bleiben können; was man sonst, nicht ohne Grnnd, bei diesem zum Wandern so geneigtem Thiere bezweifelte. Auch werden wiederum die Thiere dadurch so wenig verwöhnt und verweichlicht, daß sie sich nachher, in anderen Schäfereien auf die Weide gebracht und selbst rauher Witterung ausgesetzt, sehr gut halten; wovon Recensent selbst auffallende Beweise hat. Eben so erwiesen ist es, zuerst durch diese Schäferei, daß die Feinheit und Sanftheit der Wolle dabei nicht verliere, sondern anscheinend gewinne, indem in diesen Qualitäten die Roxburger Schäferei wohl keiner einzigen in ganz Europa nachstehet. Mit Recht schreibt Hr. Schmalz dies nun nicht der Haltung auf dem Stalle an sich, sondern der genauen Beachtung und Auswahl der Stammthiere bei der Begattung und Ausmärzung zu, welche

nur in dem Maaße möglich sey, wo der sorgsame Eigenthümer die Heerde immer unter seinen Augen habe und jedes Individuum kennen lerne, was aber bei dem Weidegange wegfalle. Letzteres ist nun nicht nothwendig der Fall, sondern findet auch bei weidenden Heerden statt, die nach der Jahreszeit und Witterung entweder des Morgens länger im Stalle verweilen oder Mittags eingetrieben werden und überhaupt nur nahe Hütungen haben, z. B. bei den königlichen Stamm-Schäfereien zu Frankenfelde und Pansen, wo jedes Individuum gewiß eben so beachtet wird und in allen seinen Qualitäten bekannt ist, um danach dann die Liste zur Begattung, die hier nunmehr ganz aus der Hand geschiehet, anzufertigen. Aber freilich geschiehet das bei weidenden Heerden wohl selten.

Da nun auch mehrere stallfutternde Schäfereien, vornemlich die des Herrn Block zu Schierau bei Hainau dasselbe erweisen, so läßt sich von der Seite gegen die Stallfütterung nichts einwenden.

Der Verfasser kommt nun aber auf die Frage: ob sie ökonomisch sey? Daß sie es unter gewissen Verhältnissen seyn könne und unter solchen einen Rein-Ertrag bewirke, der auf andere Weise gar nicht zu erreichen wäre, ist eben so erwiesen. Den Ertrag der Roxburger Schäferei nimmt er

nur so in Pausch und Bogen und auch nach des Recensenten Ueberzeugung eher zu geringe als zu hoch gegen die Wirklichkeit an. Recens. hätte aber gewünscht, daß er die Verhältnisse der Roxburger Wirthschaft, die ihm, da er vormals in ihrer Nähe wohnte und sie oft sahe, nachmals wahrscheinlich Korrespondenz dahin unterhielt, bekannt seyn konnten, einigermaßen dargestellt hätte, mit den Abänderungen, die dabei von Zeit zu Zeit zweckmäßig gefunden wären. Wahrscheinlich hat er dem Herrn Besitzer oder einem seiner Beamten darin nicht vorgreifen wollen, was nicht mehr wie billig ist. Also nimmt er statt dessen eine Wirthschaft hypothetisch an, die vormals Weide hatte und nun mit Einziehung derselben in eine stallfutternde Fruchtwechsel-Wirthschaft umgelegt wurde und berechnet, um wie viel mehr Schaafe sie halten könne. Was man auch gegen einzelne Sätze einwenden könnte, so wird man das Resultat, so wie er es zuletzt annimmt, doch zugeben müssen. Ich zweifle deshalb auch nicht, daß man in manchen Gegenden — wo das Areal der Güter kleiner ist, die Aecker zerstückelt liegen, die Hutberechtigungen auf der Brache durch Bestellung derselben immer mehr beschränkt werden (so daß doch nun der Zweck des edlen Schubart, dessen Eifer so vieles Wiederstreben fand, nach 40 Jahren wirklich fast erreicht ist)

die wilde Weide abgelegen, oft ungesund ist — bald häufiger zur Stallfutterung mit Fruchtwechsel übergehen werde, zumal wenn man einen Stamm besitzt, dessen Vermehrung sehr lohnend seyn würde, aber unter den jetzigen Wirthschafts-Verhältnissen nicht möglich ist.

Auf den größeren, zusammenhängenden, geschlossenen Gütern in den Marken, Pommern, Preußen und Mecklenburg aber wird die Sommer-Stallfutterung der Schaafe nie Fuß fassen, weil eine Wechsel-Weidewirthschaft allen Verhältnissen mehr zusagt und sicherer ist. Rindvieh-Stallfutterung wird hier mit der Cultur zunehmen, besonders aber um den Schaafen mehr nahrhafte Weide zu geben. Durch das Schaaf wird das Weidegras sehr viel besser benutzt als durch das Rindvieh und jedes aufkeimende Hälmchen entgeht ihm nicht, ist ihm gerade am angenehmsten; die dürresten Stellen sind ihm, besonders bei nasser Witterung, die liebsten und die zuträglichsten. Die Schaafweide fängt bei günstigen Frühjahren oft sehr früh an nnd dauert bis spät in den Herbst, oft bis in den Winter hinein; die grüne Stallfutterung fängt mit dem Junius erst an, und mit der Ernte wird sie gewöhnlich unterbrochen, da es doch zu vortheilhaft ist, die Stoppel zu benutzen. Mehrentheils ist dann damit die grüne Stallfutterung vorbei; die

Winterfutterung muß also, ohne Weide, mit dem September anfangen und bis Ende Mai dauern. Hat man sich auf gute Weide eingerichtet, so dauert sie 4½, höchstens 5 Monat. Die noch nicht durch alte Cultur und Düngung bereicherten Felder sind zum Futterbau unsicher, rother Klee darf nur selten auf ihnen wiederholt werden; weißer Klee, Pimpinelle und Weidegräser wachsen sicher und immer darauf. Also zur Norm wird Schaafstallfutterung hier nie werden. Aber es so einzurichten, daß sie als Nebenhülfe, wenn sie nöthig ist, gegeben werden könne, ist immer höchst vortheilhaft. Wo auch Weide noch so häufig vorhanden und im Ganzen überflüssig ist, da treten doch solche Zeiten ein, wo sie zu knapp wird und hier ist ein bereit gehaltenes Futterfeld mit Klee, Luzerne, Wicken, Spergel von unbeschreiblichem Nutzen für die Schaafe. Dieser Weidemangel in der Mitte des Sommers ist nicht auf sandigen trocknen Boden beschränkt, ich habe ihn noch im Sommer 1818 in recht fetten Gegenden und die Schaafheerden aus Noth im Holze oder auf verdächtigen Schweine- und Gänseweiden angetroffen. Auf diese grüne Nebenfutterung sollte man sich bei jeder edlen Schäferei anschicken; braucht man sie nicht, so macht man um so mehr Heu. Einfältige Schäfer meinen zwar, die Schaafe fräßen nicht im Stalle,

wenn sie an die Weide gewöhnt wären, aber dies ist ein leicht zu wiederlegendes Vorurtheil.

Was die vermehrte Arbeit bei der Stallfutterung anbetrifft, so scheint sie mir etwas zu geringe angeschlagen. Es kommt darauf an, wie dicht das Futter stehe und wie nahe das Futterfeld sey. Immer aber ist es hinsichtlich des dadurch zu erreichenden Zwecks etwas unbedeutendes. Wichtiger ist die strenge und verständige Aufsicht, die bei der grünen Stallfutterung der Schaafe unumgänglich nöthig ist. Es müßte ein mit der Sache sehr bekannter und sich dafür interessirender, vorsichtiger Schaafmeister seyn, dem man sie überlassen dürfte und — wo findet man diesen? Der Instinkt zum Hüten ist den Schäfern so natürlich, wie den Schaafen der zum Weiden, und die Vernunft muß gewaltige Oberhand gewonnen haben, wenn sie jenen unterdrükken sollte. Also muß der Eigenthümer oder sein Stellvertreter selbst genau darauf achten und fast bei jeder Einfutterung gegenwärtig seyn. Und dies geschiehet denn auch in den Stallfutterungen, die ich kenne. Es muß immer beachtet werden, daß bei dem Mähen und Einfahren weder zu viel noch zu wenig geschehe, daß das Futter gehörig abgeladen und verbreitet werde, damit es sich nicht brenne und daß jede Abtheilung der Heerde das gehörige Maaß erhalte. Daß

die Thiere sich unmittelbar krank fressen, aufblähen, hat nicht viele Gefahr; weit weniger als beim Abhüten eines Kleefeldes. Aber sie können plötzlich zu stark genährt und zu einem übertriebenen Fettansatz gebracht werden, der dem Wollwuchse bedeutenden Schaden thut. Herr Oberamtmann Block zu Schierau hat darüber merkwürdige Erfahrungen gemacht, in deren Mittheilung ich ihm nicht vorgreifen will. Deshalb ist auch fast immer jemand seiner Familie im Schaafstalle und daß dieser dem Wohnhause so nahe gelegt werde, wie es mit dem seinigen geschehen ist, halte ich sehr wesentlich. Die gewöhnlich abgelegenen Schaafhöfe passen gar nicht dazu. Daß der Stall zum Ablagern des Futters gehörig eingerichtet sey, versteht sich von selbst. Trocknes Futter bei nasser Witterung hält Hr. Block unumgänglich nöthig.

Der Verfasser giebt sehr richtig diejenigen Verhältnisse an, unter welchen eine Stallfütterung durchaus nicht rathsam seyn würde, die Recensent aber, wie oben geschehen, noch weiter ausdehnen muß. Er erklärt sich dann mit Recht gegen den Vorschlag, den Schaafen blos Dürrfutter zu geben und berührt manche auf Stallfutterungs- und Wechsel-Wirthschaft Bezug habende Gegenstände, was nicht wohl einen Auszug gestattet.

Einige Bemerkungen über den Hafer, seinem landwirthschaftlichen Werth und Anbau: ein sehr scharfsinniger und praktisch bedeutender Aufsatz von Hrn. Dr. Schweitzer zu Mosen bei Weida.

Der Werth, den man auf den Hafer und das Verhältniß, worin man ihn zur Gerste setze, sei nach den Gegenden und besonders nach der Art, wie man ihn behandle, sehr verschieden. In Sachsen, besonders in der Gegend des Verfassers, wo er bei der Dreifelder-Wirthschaft immer in die Winterungs-Stoppel kommt, wird er mehrentheils nach zwei Furchen, eine vor, die andre nach Winter, bestellt. Man bringt ihn auf den Acker, wo man sich, theils zu großer Gebundenheit theils Erschöpfung wegen, von der Gerste nicht viel verspricht, läßt es aber an Fleiß bei der Bestellung nicht fehlen; wobei er sich immer dankbar bezeigt. Nur in den höheren Theilen des Voigtlandes und Neustädter Kreises bestelle man ihn nach einer halb vor, halb nach Winter geschehenen Umreissung der schmalen Beete und hat einen erbärmlichen Ertrag davon. Zuweilen pflüge man auch zwei Mal im Herbst und egge ihn dann frühzeitig ein. Ein seltnerer Fall sey es, im Herbst gar nicht, sondern nur ein Mal im Frühjahr zu pflügen und gleich auf die frische Furche einzueggen. Das

erste Mal sei dies wohl nur aus Mangel an Zeit geschehen, jedoch habe ein achtsamer Wirth den Verfasser versichert, daß er nie wieder zum Hafer Stoppeln werde, wenn er es nicht bis Mitte Octobers thun könne, denn er wachse eben so gut, zumal auf nassen, kalten Feldern, wo man ihn denn früher bestellen könne. (Eine Meinung, die man anderer Orten sehr häufig hört und sich auf verschiedenes gründet.) — In der fruchtbaren Gegend um Weimar baue man fast lauter Gerste, welcher der Boden so sehr zusagt und selten Hafer, obwohl er einen hohen Ertrag gäbe, theils weil man das Land der Gerste nicht entziehen wolle (was fast allenthalben der Fall ist, wo viel und gutes Bier getrunken wird) theils weil man ihn für sehr aussaugend halte. Der Verf. stimmt uns bei, wenn wir die Aussaugung im Verhältniß des innern Gehalts einer Ernte annehmen und die nachtheiligere Wirkung des Hafers rühre wohl nur von der geringeren Bearbeitung her, die man zu diesem gegen die Gerste gebe. (Da wo man nicht selten nach der Sommerung noch Roggen nimmt, ist man fast allgemein der Meinung, daß der Hafer eine viel bessere Vorfrucht für selbigen sey, als die Gerste und man ziehet ihn blos aus dieser Ursach vor, giebt ihn aber wohl gleiche Ackerung.)

Rationelle Landwirthe ließen sich in jedem Fall nur nach Gründen zur Wahl der einen oder der andern Frucht bestimmen. Zuvörderst von der Natur des Bodens, wo der Verf. verschiedene Bodenarten rücksichtlich der Beschaffenheit ihrer Ackerkrume und Untergrundes beschreibt, die entschieden mehr für die Gerste oder mehr für den Hafer passen. Dann vom Dünger-Stande und besonders von den Vorfrüchten, wonach sich besser das eine oder das andere paßt. Ferner von der Bestellungsart nach Verschiedenheit des Bodens und der Vorfrucht. Alles sehr richtig und mit anderen Lehren übereinstimmend. Endlich habe man auf die mehrere Nachfrage und den dadurch erhöhten Preis der einen Frucht vor der andern in seiner Gegend zu achten, um sich dadurch mit bei der Wahl bestimmen zu lassen. Das Stroh des Hafers könne ihm auch einen Vorzug geben. Auf Lande, was zu allem Getreide erschöpft ist, Hafer zu bauen, um ihm noch den Rest zu geben, sey thörigt. Nun führt der Verf. einige eigene Erfahrungen, die er mit dem Hafer gemacht, an. Auf einem Gute Clodra mit thonigem, schweren naßkalten Boden verfuhren die Bauern wie im Voigtlande, weil sie zu mehrerer Bearbeitung nicht Zeit zu haben wähnten und baueten schlechten Hafer. Er aber habe im Frühjahre zum zweiten Male mit sehr

schmalen Furchen dazu gepflügt und immer sehr guten Hafer danach gehabt. Noch besser sey der Versuch ausgefallen, auch diese Furche wieder abzueggen, den Hafer aufzusäen und mit dem Exstirpator unterzubringen, wozu aber die Zeit oft fehle. Meilitz habe einen etwas milderen und mehr kalkhaltigen Boden, so daß der größere Theil der Felder auch Gerste trage. Aber nach Weitzen und nach Roggen in Erbsstoppel habe der Hafer doch Vorzüge. Gewöhnlich bestelle er ihn hier wie in Clodra, doch gerathe er auch, wenn er auf die Herbstfurche gesäet und eingeegget werde. Mosen hat ganz verschiedenartigen Boden, was dem Verf. eine günstige Gelegenheit giebt, Versuche und Vergleichungen anzustellen. Auf einem ziemlich milden Boden, der sich zu Gerstboden qualificirt, säete er im Jahr 1813 nach Ertoffeln und Kohlrüben — zum Versuch wie er danach gerathe — Hafer, und hatte dazu im Herbste und wieder im Frühjahre gepflügt. Er wuchs üppig empor, wurde mannhoch und gab viele Schock. Der Ertrag war 8 Dresdner Scheffel (16 Berliner) vom Magdeburger Morgen, also nicht gering, aber nicht im Verhältniß zum Stroh. Er glaubt, daß er stärker gewesen seyn würde, wenn er nicht zum zweiten Male dazu gepflügt hätte. Auch hätte Gerste, von der

er 6—7 Dresdner Scheffel erwarten konnte, besser rentirt.

In demselben Jahre war auf einem Theile eines thonigten Feldes Roggen nach Erbsen ausgewintert und es wurden Wicken dahin gesäet, die gut lohnten. Im Jahre 1814 wurde das ganze schon vor Winter umgebrochene Feld nach nochmaligem Ackern im Frühjahr mit Hafer bestellt. Dieser war ziemlich gut, aber da, wo Wicken gestanden hatten, doch entschieden besser.

1812 konnte ein Feld worin Klee, in Gerste nach Roggen gesäet, gestanden hatte, zu Roggen nicht gedüngt werden und ward deshalb auf die Herbstfurche mit Hafer besäet. Er gab von nicht ganz 3 Scheffeln Aussaat 35—36 Scheffel wieder. Der Verf. meint aber, daß Roggen doch noch mehr würde eingetragen haben.

Dies zur Probe: denn so erzählt der Verf. noch eine Reihe über den Erfolg des Hafers unter verschiedenen Umständen gemachter Beobachtungen, die zwar mit den allgemeinen Erfahrungs-Resultaten übereinstimmen, aber als Bestätigung derselben immer sehr schätzbar sind. Herr Dr. Schweitzer ist deshalb besonders ein sehr achtungswürdiger Verfasser, weil er bei einer sehr gründlichen wissenschaftlichen Bildung und Tendenz nicht von der Sucht angesteckt ist, nur etwas Neues uno Paradoxes zu sagen, sondern

seine

seine Erfahrungen und Ansichten klar und wahr darstellt. Das Gebiet der landwirthschaftlichen Erfahrung kann sich von ihm bedeutende Erweiterung versprechen.

Der Verfasser erzählt dann einen mit dem Unterpflügen des schon hervorgeschossenen Hafers gemachten kleinen Versuch, der ganz mißglückte. Er will ihn wiederholen, erwartet aber auch im günstigsten Falle keinen großen Vortheil davon. Vom Aufeggen habe er allemal den größten Nutzen dann gesehen, wenn das Land durch einen heftigen Schlagregen fest geschlagen ist und trocknes Wetter darauf folgt, wo dann die jungen Pflanzen wie eingemauert stehen und fast verschmachten. In diesem Falle wandte er es auch bei der Gerste mit dem glücklichsten Erfolge an, so daß er es jetzt auf bindenden Boden für unerläßlich hält. Beim Hafer könne es so tüchtig geschehen als er es nur immer vertragen kann; eine kleine Verletzung schade ihm durchaus nicht; denn üppiger nach dem Eggen wachsend und stärker sich ausbreitend, heile er seine Wunden bald wieder. Das Walzen sey eine Arbeit, die, wenn es Zeit und Umstände erlauben, beim Sommergetreide nie unterlassen werden sollte; denn es werden dadurch nicht nur die etwa vorhandenen Erdklöße vollends zermalmt, die kleinen hervorstehenden Steine, die beim Mähen nachtheilig

sind, eingedrückt, sondern es befördere auch, wenn es nicht zu zeitig, nicht eher als bis die Pflanzen anfangen Uebersprossen zu treiben, geschiehet, das Bestocken derselben und hindere bei trocknem, warmen Wetter ihr allzuschnelles Schossen, indem durch das Niederdrücken mit der Walze ihr Streben nach der Höhe etwas vermindert, das nach der Breite vermehrt wird, auch die mit dem Boden in Verbindung gebrachten Halmknoten häufig zum Hervortreiben junger Wurzeln angeregt würden.

Soll man bei großen Wirthschaften dem Gesinde eine verhältnißmäßige, aber fest bestimmte Menge Brod geben? Ein Aufsatz des Herrn Teichmann, der viele treffende Bemerkungen über den innern Haushalt, besonders über die Haltung des Gesindes, enthält. Die Frage wird bei größeren Wirthschaften, wo die genaueste Aufsicht über den Brodschrank nicht möglich ist, bejahend beantwortet.

Landwirthschaftliche Bemerkungen, gesammelt auf einer Reise aus der Mark durch die Lausitzen nach Sachsen von Herrn Koppe.

Zuerst eine sehr richtige und klare Uebersicht des jetzigen wirthschaftlichen Zustandes desjenigen Theils der Mark, der zwischen der Oder

und Spree liegt. Die Haupttendenz der großen Guts-Wirthschaften gehe jetzt auf gute Ackerweide, da andre Weiden und Mittel, den gehörigen Viehstand zu erhalten, fehlen und auf Kartoffelbau zum Winterfutter. Eine Art von Koppelwirthschaft, aber mit einem Hackfruchtschlage und mehrerer Unterbrechung des Getreidebaues, so daß seltener zwei Halmfrüchte nach einander und nie mehrere genommen werden, verbreitet sich immer mehr über die Gutsfelder. (Es ist, wenn man sie mit einer ausländischen ältern vergleichen will, völlig die Nordbritrische oder Schottische, nur daß in dieser mehr Rüben als Kartoffeln gebauet werden und zwei Halmfrüchte nach einander noch seltener vorkommen. Brache hält man dort alle 10 oder 12 Jahre auch einmal, aber nicht unmittelbar nach dem Aufbruch des Weide-Schlages.) Der rothe Klee wolle hier aber nicht gedeihen, selbst auf gutem Boden, der Raps, Weitzen und Bohnen trage; und das rühre von dem zu geringen Regenfall dieser Gegend her. Beides kann ich nicht zugeben; ich habe hier oft recht guten Klee gesehen auf Boden, der etwa 30 p. Ct. abschwemmbare Theile und übrigens Sand hat und ganz vortrefflichen, so guten wie irgendwo, auf mehr lehmigten Boden, z. B. in Friedersdorf. Meines Erachtens sind wir zu ungenügsam mit dem Klee-Er-

trage geworden, durch die Angaben, daß 40 Centner völlig trockenes Kleeheu vom Morgen in zwei Schnitten etwas ganz gewöhnliches und 60 Centner nichts seltenes seyn. Ich bin, bis ich durch genaue Abwägung völlig ausgetrockneten Kleeheues vom Gegentheil überzeugt werde, entschieden der Meinung, daß bei solchen Angaben ein Irrthum zum Grunde liege. Denn vormals habe ich und meine Freunde Versuche der Art genug anzustellen Gelegenheit gehabt; aber wenn Klee, der so stand, daß jedermann sagte: er ist ungemein schön! — 30 Centner vom Morgen, in der Scheure gebunden und ausgewogen, gegeben hatte, so waren wir sehr zufrieden. Aber wenn man nur im Durchschnitt der Jahre 20 Centner vom Morgen hat, so ist der Kleebau immer sehr lohnend, allenthalben wo es an Wiesen fehlt. Der Werth des Ertrages ist gegen die geringen Kosten immer befriedigend; dem Reichthum des Ackers aber entzieht er nichts, sondern vermehrt ihn unbezweifelt. Daß der Klee einmal ganz mißräth, entweder in der Saat oder auswintert, fällt, so viel ich weiß, allenthalben vor und besonders ist das seit einer Reihe von Jahren, bald mehr in dieser, bald mehr in einer andern Gegend der Fall gewesen. Man muß das allerdings als ein lucrum cessans bedauern, aber es ist kein damnum emergens, wenigstens

kein bedeutendes. Daß man darauf gefaßt seyn müsse, haben alle Apostel des Kleebaues und der Stallfutterung gelehrt. Wenn man das mißrathene Kleefeld nicht als Weide benutzen kann und will, so muß das Surrogat des Klees, eine passende Gemengfutter-Saat, zur Hand seyn. Daß hier der Regenfall geringer sey, als im ganzen flachen Lande des nördlichen Deutschlands, kann ich, nach den vielen Nachrichten, die ich durch Correspondenz und Reisende erhalten, — Regenmessungen haben wir leider! nicht, wenigstens keine genaue — nicht glauben. Wir haben allerdings oft im Mai und bis zur Mitte Juni über ausbleibenden Regen zu klagen; aber anderer Orten ist das nicht minder und Reisende, die zu mir kamen, meinten immer, es müsse hier mehr, wie in ihrer Gegend und auf ihrer Reise, geregnet haben. Nur Winde, die die Oberfläche des Bodens sehr austrocknen, haben wir hier vielleicht mehr wie anderwärts und diese sind seit der allgemeinen Ausrohdnug kleiner Holzungen wohl ärger und nachtheiliger geworden. Diese drohen allerdings dem jungen keimenden Klee große Gefahr, wenn er unter Sommerung gesäet wird. Deshalb ist seine frühe Saat unter Winterung weit sicherer. Mehrere Bepflanzung von Bäumen und Hecken würde unseren Aeckern von großem Nutzen seyn. Endlich aber haben

wir ein Mittel, ohne welches man beinahe in allen Gegenden den Kleebau für höchst mißlich, für gar nicht ausführbar hält, den Gyps, noch sehr wenig und selten gebraucht und wir können ihn doch leichter als an vielen anderen Orten haben. Ich habe mich bei dieser Materie abermals aufgehalten, weil ich es verhindern mögte, daß meine Landsleute sich nicht zu voreilig vom Kleebau abschrecken ließen.

Sehr zweckmäßig sagt der Verf. Reisenden aus andern Gegenden, die an bunte Felder gewohnt sind, daß sie sich von unserer Landkultur keinen zu niedrigen Begriff machen mögen und unsere von den Schaafen abgenagten großen Weideschläge, besonders bei trockner Herbstwitterung, nicht für Sandsteppen halten mögen. Diese so uncultivirt aussehenden Flächen machen die Basis des Ertrages mancher Güter aus und geben in folgenden Jahren, wenn auch nicht sehr große, doch sehr sichere Getreideernten.

Ein ganz anderes Bild stellt schon die Niederlausitz, eines nicht besseren Bodens ohnerachtet, dar. Nahe an den Dörfern haben die Felder durch den sorgsamen Fleiß ihrer kleinen Bebauer ein freundlicheres Ansehen. Der Bau des Spergels, hier Julinka genannt, der aber so schwach ist, daß er nicht gemähet werden kann, sondern gerauft wird, ist hier heimisch.

In der Oberlausitz bekommt der Ackerbau, und so wie man sich mehr dem Gebirge nähert, die Gegend und der Boden eine ganz andere Gestalt. Der Verf. beschreibt diese und die ländlichen Verhältnisse schön und treffend, und beschließt die Beschreibung mit einer ergreifenden Betrachtung über die Vortheile des unzerstückelten Grundbesitzes und ihren Einfluß auf die Cultur und Moralität der Landbewohner.

Bei der günstigen Lage, dem besondern Fleiß der Einwohner leide der Ackerbau hauptsächlich

1) durch die Beetbestellung, so wie man sie hier betreibe;
2) durch die mangelhafte Beackerung, die in jener ihren Grund hat;
3) durch die schlechte Fruchtfolge.

Wenige Landstriche wären zu einem regelmäßigen Fruchtwechsel mehr geeignet und hätten weniger Schwierigkeiten bei seiner Einführung. Gespannarbeiten in Wirthschaften unter 50 Morgen werden mit Kühen betrieben und diese sind dabei in gutem und milchreichem Zustande, indem sie alles Futter erhalten, was die Wirthschaft erzeugt.

Jeder denkende Landwirth in beiden Ländern wird diesen Aufsatz mit besonderem Vergnügen lesen.

Ist es vortheilhafter, unverheira-

thete oder verheirathete Knechte zu halten? von Herrn Schmalz zu Kussen.

In Ostpreußen ist die Einrichtung fast allgemein, daß den Knechten ein Deputat an Korn, Brenn-Material u. s. w., Weide und Futterung für 2 Kühe, Schaafe und Schweine, dann besondre Wohnung und Land zu Kartoffeln und Lein gegeben wird; wobei sie denn in der Regel verheirathet sind und Kinder haben. Der Verf. setzt das für und wider dieser Einrichtung sehr gut und klar auseinander und hält die Vortheile derselben überwiegend; so daß er sie mit zweckmäßigen Abänderungen, hauptsächlich des Kühehaltens, auch anderwärts empfiehlt.

Einige Erfahrungen über die Urbarmachung schlechter Wiesen durch das Verbrennen des Rasens (paring and burning von den Engländern genannt) und durch gewöhnlichen Umbruch. Von Herrn Dr. Schweitzer. Eine vorzüglich schätzbare Mittheilung, um so mehr, da wir über dieses wichtige Verbesserungsmittel im östlichen Deutschlande noch wenige Versuche und Beobachtungen haben. Der Herr Verf. beschreibt ausführlich, wie er die Sache erst auf einem kleinen Wiesenfleck versucht, die verschiedenen Manipulationen, die er angewandt, bevor er die zweckmäßigsten gefunden, und wie er dann, von dem

großen Vortheile überzeugt, damit weiter gegangen sey. Er giebt dann eine sehr genaue Berechnung der Kosten, die bei jeder noch nicht eingeübten Manipulation höher sind, als in der Folge und verbindet dann damit eine Berechnung des Ertrages, den das Land, vorerst als Acker benutzt, gegeben hatte. Hiermit vergleicht er nun einen anderen Versuch, eine solche schlechte Wiese durch Beackerung urbar zu machen und es ergiebt sich ein entschiedener Vortheil zu Gunsten der ersten Methode. Dazu kommen, sagt er am Schlusse, noch zwei wichtige Vortheile: „1) wird dadurch ein widerspenstiges, nasses, schweres Stück Land in überaus kurzer Zeit trocken, locker und zu jeder Art von Kultur geeignet, indeß bei der anderen von ihm gewählten Art der Urbarmachung mehrere Jahre vergehen, ehe dieser Zweck so vollkommen erreicht wird; 2) giebt dasselbe gleich im ersten Jahre ohne Dünger eine bedeutende Strohernte, die zur Erzeugung des später aufzubringenden Mistes keinen unansehnlichen Beitrag liefert. Nie wird man aber auf einem so kalten, nassen, sauren Boden, gleich nach dem Umbruch des Rasens eine so lohnende Strohernte erhalten, und so fällt es hernach der Wirthschaft weit schwerer, den Dünger, der nachmals darauf gefahren werden muß, ohne Nachtheil der übrigen

Felder in hinreichender Menge hervorzubringen, was ich bei meiner letzten Urbarmachung nur zu deutlich selbst erfahren habe."

(Eine bedeutende Operation dieser Art haben wir jetzt auf dem zur Königl. Stammschäferei Domaine Frankenfelde gehörigem Vorwerk Cadelswerder angefangen. Eine große verlumpfte Wiesenstrecke, die aber gehörig abgewässert werden konnte, trägt lauter Binsen und Seggen und das Heu hat höchstens Strohwerth. Sie brauchte nur mit einem Baileischen Pfluge abgeschält und die Streifen durchstochen, dann der Rasen in Kämme gezogen und so bei trocknem Wetter angezündet zu werden, um fortzuschwelen. Es hat eine ungeheure Menge Asche gegeben, die aber sehr viel Eisen enthält und ganz roth ist. Darunter liegt ein, wahrscheinlich von Eisen, schwärzlicher Thon. Unter diesen besonderen Umständen wollen wir im ersten Jahre nicht zu weit damit gehen, sondern es erst versuchen, wie sich, nach gehörigem durchpflügen der Asche, die Ackerkrume macht und welche Fruchtbarkeit sie äussert. Ich werde die Berechnung und den Erfolg mitzutheilen nicht unterlassen.)

Ueber den Kartoffelbau ohne frische Düngung, von Herrn Teichmann. Der Herr Verf. führt zuerst nach eigner Erfahrung

und den Zeugnissen achtbarer Männer den Beweis, daß Kartoffeln ohne frische Düngung, aber auf in alter Dungkraft stehendem Lande sehr gut gerathen können, was ihm wohl niemand streitig machen wird. Vielmehr ist es beim Gartenbau die Regel, sie nicht in frischen Dünger zu setzen und viele, die Kartoffeln zum Verkauf bauen, befolgen diese auch beim Feldbau, weil sie wohlschmeckender und glatter werden. Der Herr Verfasser giebt nun 12 verschiedene Fruchtfolgen an, wo die Kartoffeln einen passenden Platz im ungedüngten Felde erhalten: zwischen der Winterung und Gerste, zwischen Winterung und Erbsen, welche nach Kartoffeln vorzüglich gedeihen und nach Klee, welches, wenn man blos auf Kartoffeln Rücksicht nimmt, nach vielen Erfahrungen der günstigste Platz für sie ist. Er belegt sie mit wirklichen Erfahrungen und beurtheilt sie. Die welche in Roxburg gebräuchlich war, ist es nicht mehr (vergl. Mögl. Ann. Bd. II. S. 330). Keineswegs empfiehlt der Verf. dieses düngerlose Legen der Kartoffeln als Regel, und erklärt es für thörigt, es auf schlechten und erschöpften Boden versuchen zu wollen. Aber folgende Voraussetzungen können Veranlassung dazu geben: 1) als Mittel die Frucht von einem besonderen Wohlgeschmack zu erhalten; 2) um Armen Gelegenheit zur Erzeugung einer nahrhaf-

ten Brodfrucht zu geben (dies würde mich am wenigsten dazu veranlassen, ich gebe ihnen immer lieber gedüngtes Kartoffelland, es sey denn neuer Aufbruch, der natürlichen Reichthum noch hat); 3) als Werk der Noth, wenn unerwartete Ereignisse Futter- und Düngermangel herbeiführen und endlich 4) als Mittel zum Zweck, um sich den Uebergang in eine andre Wirthschaftsart zu erleichtern und überhaupt um mehr Futter und Dünger als bisher zu gewinnen. Er erläutert diese Fälle dann ausführlicher und auf eine sehr interessante Art. Kein Sprichwort ist wahrer wie das: keine Regel ohne Ausnahme, und diese Wahrheit ist hier auch bei der Regel, Kartoffeln im Dünger zu bauen, erwiesen. Beiläufig bemerke ich nur, nach meinen wiederholten Versuchen, daß Kartoffeln in Mergel außerordentlich gerathen und in Quantität und Qualität, in Größe, Festigkeit und Glattheit die im Dünger gebaueten weit übertreffen. Aber freilich war das gemergelte Land in alter Dungkraft. Uebrigens aber habe ich immer geglaubt, daß eine Kartoffelernte ungedüngtes, aber noch hinlänglich kräftiges Land wenigstens eben so stark als eine Roggenernte ausziehe; Herr Schmalz zu Kussen hat mir aber eine Erfahrung mitgetheilt, die das Gegentheil zu beweisen scheint; wovon zu einer andern Zeit.

Erfahrungen und Beobachtungen über den Erfolg der Mergelung auf verschiedenen Bodenarten von Hrn. Koppe. Der Herr Verfasser erzählt zuerst die Bemerkungen, welche er auf dem hohen Flemming, einem lettigen Boden, über den dort gegrabenen Mergelkalk sowohl, — welcher auf der Stelle für das vierspännige Fuder mit 1 Thlr. 6 – 8 Gr. bezahlt und 2 Meilen weit verfahren wird, — als mit einem mehr thonhaltigen Mergel, der auf der Feldmark selbst gefunden wurde, gemacht hat. Der Erfolg war so geringe und schien den gemachten Zusätzen von Moder und Seifensiederasche so allein zuzuschreiben seyn, daß er die Sache bald wieder aufgab. Dann theilt er die Erfahrungen mit, die er zu Möglin über den Erfolg des daselbst aufgebrachten sandhaltigen Mergellehms in den Jahren 1811 – 13. gemacht hat, auch was er späterhin über dessen Wirkung beobachtete. Auch erzählt er einige im Kleinen gemachte comparative Versuche, wo ein Streifen magern Landes blos gemergelt, der 2te gemergelt und gedüngt, der 3te blos gedüngt, der 4te gar nicht befahren, alles gleichartig bearbeitet und mit Roggen besäet wurde, auch ward der Ertrag an Korn und Stroh genau abgesondert und gewogen. Die Richtgkeit dieser Beobachtungen und die daraus gezogenen Resul-

tate kann ich aufs vollkommenste bezeugen. Nur eins ist doch eine Irrung; wo der Verfasser nämlich sagt, daß der braune eisenhaltige Abraum, welcher die Mergellagen gewöhnlich bedeckt, zuletzt mit aufgefahren und besonders den sandigsten Stellen zuträglich gefunden sey. Wenn nur wenig davon, zugleich aber Mergel dazwischen aufgefahren wurde, so ergab sich kein merklicher Unterschied; aber eine Stelle, wo dieser Abraum fast allein hinkam, ist sehr schlecht geblieben. Wo er zur Ausfüllung von Sinken hingebracht ward, da ließ ich guten Mergel darüber fahren und dann starken Stallmist. Korn steht auf diesen Stellen doch nur schlecht, aber Klee und Hülsenfrüchte recht üppig. Diese braune, bindende Masse hält auch wenig Thon und ihre Bindung und Erhärtung scheint fast ganz vom Eisenoxyd abzuhangen. Dies bemerke ich um so mehr, damit niemand durch einen Möglinschen Versuch verleitet werde. Der Aufsatz beschließt mit einem Schreiben eines Reisenden über den jetzigen Mergel-Betrieb in Mecklenburg.

Als Zusatz zu vorstehendem Aufsatze theilt dann Hr. Schmalz seine Erfahrungen und Bemerkungen über Mergelung mit, vornämlich die in Sachsen gemachten, wo man, mit der Sache länger bekannt, ihn nur mit Vorsicht gebraucht. Den einen Versuch, den er zu Kus-

sen in Litthauen mit dem auf einer Wiese unter Torf gefundenen Erdkalk gemacht, der aber eben so fruchtlos wie in allen mir bekannten Fällen, wenn er ungebrannt gebraucht wurde, ausgefallen ist. Er giebt mehrere Versuche an, die er anzustellen beabsichtigt. Animalische Materie sey im Mergel durchaus nicht enthalten. Ich verweise übrigens auf meine Uebersicht des jetzigen Standpunkts der Theorie und Praxis des Mergels in diesem Hefte.

Der Zehnte in land- und staatswirthschaftlicher Ansicht von Hrn. Schweitzer. Er theilt einen allerdings sehr eindringlich geschriebenen Aufsatz — aus den vermischten Schriften von Johann Neeb zu Niederfaulheim bei Mainz entnommen — mit und setzt dann das Nachtheilige und Unzweckmäßige dieser Abgabe hinsichtlich jeder Cultur- und Ackerverbesserung so klar und wahr auseinander, daß wohl jeder Menschenfreund zur Aufhebung dieser den Fleiß belastenden und unterdrückenden Einrichtung die Hände bieten würde, wenn nur der Ersatz für selbige in manchen Fällen nicht so höchst schwierig wäre.

Versuch einer Beantwortung der Frage: wird der Getreidebau leiden, wenn viele Kartoffeln erbauet und diese

auf Branntwein verwendet werden? von Hrn. Schmalz.

Es versteht sich, daß hier nicht von Verminderung des Getreidebaues, dem Raume oder der Aussaat nach, die Rede sey; denn obwohl diese auch eintreten könnte, so wäre doch dabei nichts verloren, indem zu anderweitiger Consumtion so viel mehr Getreide erspart wird, als mehrere Kartoffeln zum Branntwein genommen werden. Nur von Verminderung des intensiven Getreidebaues, dadurch daß der Reichthum des Bodens durch den Kartoffelbau stärker ausgesogen werde, als ihm solcher im Futterrückstande der Branntweinbrennereien wiedergegeben wird, ist die Rede. Nun schließt der Hr. Verf. so: Ein Scheffel Kartoffeln giebt 200 Pfund Spülicht und dieser enthält 16,2 Pfund trockne Substanz (?). 90 Scheffel vom Morgen geben also 1464 Pfund. Diese nach der bekannten Formel mit 2, 3 multiplizirt, geben 3367,2 Pfund Dünger, ungefähr 1⅔ Fuder. Nach der Annahme, daß eine Kartoffelernte so viel Stoff aus dem Boden ziehe, als durch drei Normalfuder Dünger ersetzt werden kann und wenn man den aus dem Kraute erfolgenden Dünger noch zu ⅓ Fuder anschlage; so zehre eine zu Branntwein verbrauchte Kartoffelernte per Morgen 1 Fuder Dünger mehr aus als sie wieder gebe.

Jene

Jene Formel ist zwar sehr zutreffend, um die Masse des Düngers, der aus einer im Verhältniß von 1 : 3 gegebenen Quantität Heu und Stroh hervorgehet, zu berechnen, und bestätigt sich, an die Erfahrung gehalten, immer mehr. Aber auf andere Futterungsmittel läßt sie sich so geradezu wohl nicht anwenden, weder um die Masse des Düngers; noch weniger aber um die Kraft desselben, worauf es hier doch eigentlich ankommt, zu bestimmen. Denn wie wenig die Kraft eines Düngungsmittels mit seinem Gewicht in Verhältniß stehe, ist bekannt. Eine Düngung z. B. von 24 Scheffeln Hornspähnen per Morgen, die etwa 600 Pfund wiegt, ist eine sehr starke Düngung, die in ihrem Effect wenigstens 6 Fudern Mist gleich kommt. Die Excremente der Thiere zeigen sich in dem Verhältnisse im Dünger kräftiger, je nahrhafter ihr Futter ist. Ich bin also der Meinung, daß man nicht geradezu dem Gewichte, sondern der Kraft nach, den Dünger, der aus einer gegebenen Futterungsmasse hervorgehet, dem gleich annehmen könne, welchen man erhalten hätte, wenn man das Vieh in gleicher Stärke mit Heu gefüttert hätte. Wenn man einen Ochsen, wie die Erfahrung bei den Mastungs-Wirthschaften im Oderbruche lehrt, mit 3 Wispel (72 Schfl.) Kartoffeln und 10 Centner Heu eben so fett machen kann, wie mit 50 Cent-

ner bloßem Heu; so glaube ich auch, daß der Mist — wenn so eingestreuet wird, als es die Excremente erfordern — von gleicher Kraft seyn werde, obwohl er dasselbe Gewicht nicht erreichen mögte.

Es kommt also darauf an: wie viel Vieh kann in gleicher Kraft und Zunahme mit dem ausgezogenen Spülicht im Verhältniß roh verfutterter Kartoffeln ernähret werden. Nach dem Gewichte der festen, faserigten Theile, die im Spülicht bleiben, läßt sich das nicht bestimmen. Die mehligten Theile sind größtentheils heraus, durch die Gährung in Zuckerstoff und Alkohol verwandelt und abgetrieben. Erfahrungs-Resultate und comparative, aber im Großen angestellte, Versuche können allein darüber entscheiden. Erstere fehlen uns noch und sind sehr schwierig. Die Erfahrung aber lehrt genugsam, daß der Rückstand um so unkräftiger zur Futterung werde, je mehr man durch zweckmäßigeres Verfahren aus der Maische Alkohol gezogen hat. Daher wollen die Niederländer von der in Holland längst vervollkommneten Branntweinbrennerei nichts wissen, damit ihr Vieh nicht betrogen werde. Einer der größten, ältesten und unbefangensten Kartoffelbauer und Branntweinbrenner, der in seinen Urtheilen gewiß nur auf seine eigne Beobachtung in diesem Stücke fußt, Hr. B. v. R.

auf P. in Schlesien meint, daß nicht ⅓ des Nahrungsstoffs der Kartoffeln im Branntwein bleibe. Daher ist sein Grundsatz mit Branntweinbrennen aufzuhören, wenn dieser schlecht, das Mastvieh aber gut abgehet und dann die Kartoffeln ganz zu verfuttern. Immer sey es rathsam, nur die Hälfte der Kartoffeln zu Branntwein zu verarbeiten, die andere Hälfte aber mit dem aufgestallten Mastvieh zu verfuttern.

Dies ist unstreitig gewiß, daß eine Branntweinbrennerei aus selbst erzeugten Kartoffeln den Dungstand einer Wirthschaft nicht so aufhelfen werde, wie es vormals geschah, als man vielleicht sein sämmtliches Korn verbrannte und noch wohl zukaufte. Jedoch kann es unter manchen Verhältnissen sehr ökonomisch seyn und ohne Nachtheil des Ackers geschehen, wenn man anderweitig einen Ersatz des mehr consumirten als reproducirten Düngers anzuschaffen weiß. — Ich habe meine Meinung über jene jetzt viel verhandelte Frage auch sagen wollen. Eigne anschauliche Erfahrung habe ich aber nicht.

Th.

2.

Annalen der Würtembergschen Landwirthschaft. Herausgegeben von Carl Frh. v. Varnbüler. Erster Band 1—3s Heft. Stuttgard 1818.

Das Würtembergsche war seit jeher, wenigstens zum Theil, seiner großen Landkultur und Fruchtbarkeit wegen, berühmt und ward häufig von denen, welche der rohen und einseitigen Empirie den Vorzug vor der generalisirten und vernunftmäßig geordneten Erfahrung geben, als ein Beweis aufgeführt, daß der Bauer der beste Landwirth sey; so wie „der das Neckarthal durchreisende Cameralist triumphirt, indem er seinen Grundsatz, daß nur die Zerstückelung der Güter ein Land auf der höchsten Cultur-Stuffe heben könne, hier bestätigt zu finden glaubt." Es war daher sehr zu wünschen, daß wir eine landwirthschaftliche Beschreibung dieses Landes von mehr durchdringender Klarheit, als das Wenige war, was wir bisher fragmentarisch darüber gehört hatten, erhalten möchten. Herr v. Varnbüler hatte schon vor mehreren Jahren den Entschluß gefaßt, eine Darstellung der Würtembergschen Landwirthschaft zu bearbeiten, fand aber, daß die Kräfte eines einzelnen Men-

schen dieser Aufgabe nicht gewachsen seyn könnten und es schien ihm daher zweckmäßiger, die Kenntnisse und Einsichten verständiger praktischer Oekonomen der verschiedenen Gegenden dieses Landes in Anspruch zu nehmen und so mit vereinten Kräften das zu bewerkstelligen, was einem Einzelnen nur unvollkommen hätte gelingen können.

Der Inhalt dieser Annalen wird in drei Haupt-Rubriken geordnet werden. Die erste soll alles umfassen, was sich auf die Kenntniß der Würtembergschen Landwirthschaft im besonderen und auf die Verbesserung der Landwirthschaft überhaupt bezieht. Die zweite soll staatswirthschaftliche Ansichten, in so weit sie mit der Landwirthschaft in Verbindung stehen, und die dritte Notizen für den landwirthschaftlichen Verkehr enthalten.

Die vorliegenden Stücke liefern uns aus der ersten Rubrik zwei landwirthschaftliche Monographien vom Neckarthal und vom Glemsgau.

In ersterem sieht man sich vergebens nach einem ungebaueten Fleck um, an den unwegsamsten Schluchten findet man nicht selten die höchste Cultur. Die Haue und der Grabscheit haben mehrentheils den Pflug verdrängt; mit rastlosem Fleiße werden der Natur in allen Winkeln ihre Geschenke abgetrotzt und alle zur Nahrung des

Lebens nothwendige Gewächse prangen hier in ihrer schönsten Pracht. Unwillkührlich drängt sich uns beim Anblick dieser gesegneten Fluren die Ueberzeugung auf, daß hier Wohlstand und Ueberfluß herrschen müsse, und jeder glaubt dasjenige Land glücklich preisen zu dürfen, in welchem die Natur von dem rastlosen Fleiße so kräftig unterstützt wird. Und dennoch ist hier die Noth am größten und oft fehlt dem unermüdeten Landbauer die Nahrung, welche ihn bei seiner harten Arbeit stärken soll.

Wie nachtheilig eine übergroße Bevölkerung, die aus einer unbeschränkten Zerstückelung des Grundeigenthums hervorgehet, auf den Wohlstand wirken kann, so daß ein Staat zu Grunde gehen müßte, wo es überall so wäre; wird gezeigt in dem Beispiele des Dorfs Ober-Eßlingen, welches noch die günstigsten Verhältnisse hat. Hier sind auf einer Fläche von 1400 Morgen 229 Familien, welche dieses Feld als freies und theilbares Eigenthum besitzen und es mit dem Spaten bebauen. Der größte Theil des Ackers liegt in 3 Feldern, aber die Brache wird ganz mit Hülsenfrüchten, Hackfrüchten und Klee bestellt; in die Getreidestoppel werden Rüben und Wickfutter gesäet; alle Hütung fällt weg.

In guten Jahren gewinnen diese Leute ihren Bedarf an Lebensmitteln, aber immer nur

knapp, zumal da sie den Zehnten abgeben müssen und den nothwendigen Geld-Erlös können sie nur aus Weinbau, Baumzucht und Viehstand haben, der aber zu allen Ausgaben so eben hinreicht, daß an einen Nothpfennig gar nicht zu denken ist und der kleinste Unglücksfall solche Familie an den Bettelstab bringt.

Der Verf. berechnet nun die ganzen Wirthschafts-Verhältnisse dieser Gemarkung nach den neueren bestimmteren Grundsätzen und zeigt, daß diese Producenten ihre Produkte nicht nur allein verzehren, sondern daß sie in jedem schlechten Jahre nicht zureichen, sie mithin ohne fremde Hülfe nicht auskommen können, also auswandern müssen, wenn ihre Productionen durch eine zweckmäßigere Cultur nicht noch um ein Bedeutendes vermehrt werden. Letzteres hält er für möglich, denn der Fehler zeige sich augenscheinlich darin, daß zwei Jahre nach einander Getreide, ja sogar Wintergetreide, gebauet werde, welches im zweiten Felde zu schlecht sey; wovon auch die Einsichtsvollesten so überzeugt wären, daß sie nur auf eine Aufhebung des Dreifelder-Zwangs harreten, um eine vernünftigere Cultur ihres Bodens anzufangen und Hackfrüchte sammt Hülsenfrüchten und Klee mit Halmfrüchten abwechseln zu lassen. Auch gehöre hierher die Drill-Cultur, die mit der Hand ausgeführt werden

kann. Dann räth der Verf. zu mehreren Aufbruch der Wiesen, da ein Morgen Acker einen bedeutend höheren Ertrag an Geld und an Futter abwerfe, als ein Morgen Wiesen, und endlich eine Beschränkung des Weinbaues und Benutzung der Weinberge mit Luzerne und Esper.

In einem andern Aufsatze wird der große Vorzug einer Zweifelder-Wirthschaft (Fruchtwechsel-Wirthschaft), wo die Halmfrüchte mit Kartoffeln und Hülsenfrüchten alljährig abwechseln, zur Erhaltung der großen Bevölkerung und eines zunehmenden Viehstandes, weiter auseinander gesetzt. Es wird nur der Wunsch geäußert, daß eine gute Methode, aus Kartoffeln und Hülsenfrüchten Brod zu backen, erfunden werde. — Aber lebt denn der Mensch von Brod allein? In der Mark versteht man recht gut Brod, mit einigen Zusatz von Getreidemehl aus Kartoffeln, zu backen. Aber die Leute essen viel lieber Kartoffeln in anderen Zubereitungen als blos Brod und die Armen halten sich sehr gern an jene, wenn dieses zu theuer ist; sind um das Brod ganz unbesorgt, wenn sie jene vollauf haben.

In den Gauen Würtembergs unterscheidet sich der Ackerbau wesentlich von dem der Thalgegenden. Auch dort herrscht Dreifelder-Wirthschaft, aber mit weniger Bestellung der Brache, die man nur als einen Nothbehelf und als dem

Getreidebau nachtheilig ansiehet, wie sie es denn auch wirklich sey.

Der Boden besteht im Gemsgau aus Lehm und Kalk, deren Verhältniß sehr abwechselt, weswegen man leichteren und schwereren, zähen und steinigen, nassen und trockenen, kalten und hitzigen Boden findet.

Wenn die Brache bestellet, auch nur mit Klee besäet werden soll, so weichen die Verständigern für das Mal von der gewöhnlichen Dreifelder-Ordnung ab. In das Sommerfeld nehmen sie vor Kartoffeln und Runkeln nicht Hafer, sondern Erbsen und Wicken, weil Kartoffeln nach Erbsen eben so vorzüglich gedeihen, wie diese nach jenem; nach den Kartoffeln Gerste mit Klee, wo dieser dann so gut wird, daß der Dinkel, einfährig bestellt, vortrefflich danach geräth.

Ueber das Ganze der Behandlung müssen wir auf die Schrift selbst verweisen, und nur einzelne denkwürdige Bemerkungen ausheben, die man bei so emsigen Ackerbauern erwarten kann.

Im Sommerfelde folgen auf dem schweren Boden Hafer oder Ackerbohnen, auf dem leichten Wicken, auf dem lehmigen und hochliegenden Erbsen, auf dem magern hitzigen Linsen, auf dem fettesten Gerste, ohne auf Wechsel Rücksicht zu nehmen. Jedoch erwacht hin und wieder die Idee der Abwechselung der Halmfrüchte mit Hül-

senfrüchten. Zur Gerste wird in der Regel gestürzt, zum Hafer zuweilen, zu Erbsen selten, zu Wicken nie. Ueberhaupt gedeihen Hülsenfrüchte besser in ungestürztem Acker. Zuerst wird der Hafer gesäet, nach diesem die Wicken, zuletzt die Erbsen, welche überhaupt theils früh, theils spät gesäet werden. Dem Hafer giebt man zuweilen den Pferch, sowohl spät im Herbst, als auch im Frühjahr noch, wenn er schon stark aufgegangen ist. Von einer Schäferei von 300—400 Stück wird er für die Nacht mit 4 Gulden bezahlt.

Die Hälfte des Sommerfeldes nehmen Wicken ein, den größten Theil des übrigen Hafer. Der größte Theil dieser Früchte wird verfuttert, und unmittelbaren Geldgewinn giebt das Sommerfeld fast gar nicht.

Hin und wieder wird also folgender Fruchtwechsel befolgt:

1) Brache,
2) Dinkel,
3) Wicken oder Erbsen, worunter Klee,
4) Kartoffeln und Klee,
5) Dinkel,
6) Hafer.

Der Verfasser giebt in Gemäßheit einer auf beinahe zweifachen Umlauf begründeten Erfah-

rung, überall, wo Raps zu gerathen pflegt, folgendem Wechsel den Vorzug:

1) Brache,
2) Raps,
3) Wintergerste oder Dinkel,
4) Klee,
5) Dinkel,
6) Erbsen oder Wicken,
7) Kartoffeln,
8) Dinkel,
9) Hafer.

Wir würden nur Nr. 6 und 7 umwandeln, nämlich erst Kartoffeln, dann Erbsen nehmen, weil jene, gehörig bestellt, nach Getreide sehr gut wachsen, Wintergetreide aber nach diesen besser geräth, auch Erbsen noch vortheilhafter auf Kartoffeln folgen als umgekehrt.

In der Fortsetzung dieser Abhandlung im dritten Stück: von der Viehzucht, Futter- und Dünger-Erzeugung. Die Stallfutterung ist seit 70 Jahren in diesem Gau eingeführt und seitdem das sonst beinahe ganz mit Hafer bestellte Sommerfeld nun fast allein zum Viehfutter bestimmt worden, weil dieses im Brachfelde zu leicht mißrieth. Von allen anerkannt ist es hier, daß es vortheilhafter sey, das gewonnene Futter auf eine kleine Anzahl Vieh zu verwenden, als einen großen Viehstand kümmerlich zu ernähren. Weder

die Benutzung des Viehes, noch der Düngergewinn lasse sich nach der Kopfzahl des Viehes, sondern nur nach dem Futtergewinn berechnen. Wo Wiesen, wie hier, gedüngt werden müßten, brächten sie keinen Vortheil. (Es kommt doch darauf an, wie stark: so vielen Dünger als sie durch ihr Heu produciren, bekommen sie doch wohl selten?) Von der Einrichtung der Stallfutterung und ihren Verlauf durch den Sommer. Dann von der Winterfutterung.

Der Verf. setzt nun, als Beispiel der wirthschaftlichen Verfassung in diesem Districte, die Verhältnisse eines Dorfes, Hemmingen, auseinander. Es hat 865 Seelen, welche eine Ackerfläche von 2545 Morgen, 238 Morgen Wiesen und 43 Morgen Hanf- und Krautländerei bewirthschaften. Nach der angelegten Berechnung kommen von diesen Ländereien

1) für die Futterung des sämmtlichen Viehstandes	1076 M.
2) für die Brache	736 =
3) für Aussaat und Hausbrauch	510 =
4) für Verkauf	504 =

Letztere kommen also für die Nichtproducenten des Staats. Vermehrten sich jene 865 Seelen nur zweifach, was nach der Bevölkerung anderer Gegenden ein denkbarer Fall sey und was bei der immer größeren Vertheilung der Güter,

deren Beförderung man unbegreiflicher Weise für wohlthätig halte, am Ende herbeigeführt werden müsse, so liege am Tage, daß nichts mehr an die Nichtproducenten abgegeben werden könne.

Eine in die Augen fallende Eigenthümlichkeit dieser Wirthschaft sey der ungewöhnlich starke Wickenbau im Sommerfelde, den der Verf. aber keinesweges für vortheilhaft hält, und zeigt, wie sich alle Verhältnisse durch stärkeren Kleebau richtiger stellen würden, der in dem Falle, daß man die Brache für unentbehrlich hielte, noch im zweiten Jahre durch einen Schnitt zu benutzen und dann zur Winterung zu bearbeiten wäre.

Auf den größeren Pachthöfen, deren es viele in diesem Gaue giebt, ist der Zwang bei der Eintheilung in drei Feldern zu bleiben, durchaus nur moralisch, indem der Glaube an die Nothwendigkeit dieser Eintheilung so tief eingewurzelt ist, daß diese Pächter die Möglichkeit einer andern gar nicht begreifen. Sie ahnen es kaum, daß ihre Wirthschaft besser seyn könnte und dennoch sieht es, nach des Verfassers Beschreibung, selbst auf den fruchtbarsten dieser Höfe und in den besten Jahrgängen ganz erbärmlich aus; wie viel mehr auf den schlechteren, wo der Rein-Ertrag unter Null ist, wenn man den, welchen die Wiesen geben, abzieht.

Hier sieht man also die Schattenseite der

Würtembergschen Land-Cultur, die mit derjenigen sehr contrastirt, die Herr George Forstner in seinen Ideen über die Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit einer Landwirthschafts-Schule — im Würtembergschen Archiv und auch besonders abgedruckt — aufstellt; indem er daraus zu erweisen glaubt, daß der Landbauer hier keines Unterrichts weiter bedürfe.

Im 2ten Stücke dieser Annalen werden zwei Aufsätze von eben gedachtem Verfasser in Beziehung auf die Stallfutterung der Schafe beleuchtet. Die Meinung, welche wir bei der flüchtigen Lesung jener Aufsätze faßten — daß der Verf. zwar ein in Ideen sehr fruchtbarer Kopf sey, dem es aber an aller Ueberlegung bei Entwickelung derselben fehle — finden wir hier bestätigt und erwiesen.

Ueber den Wollhandel im Würtembergschen, durch alle drei Stücke fortgehend. Man hält zur Aufhelfung desselben gegen den Druck der Käufer die Einrichtung eines allgemeinen Wollmarkts für das zweckmäßigste Mittel und ist nur über den paßlichsten Ort verschiedener Meinung. Wenn wir unsere unmaaßgebliche Meinung sagen sollen, so glauben wir, daß mit einem Wollmarkte oder Messe, im eigentlichen Sinne des Worts, der nämlich nur eine kurze Zeit dauert, nicht viel geholfen seyn würde. Wenn

auf einem solchen Markte die Concurrenz der Käufer nicht sehr groß ist, wie sie das hier vorerst wohl nicht seyn würde, so haben diese, selbst ohne bestimmte Verabredung nur durch stillschweigendes Uebereinkommen, es in ihrer Gewalt, den Preis herabzudrücken, mehr als bei dem Hausverkauf. Bei den zu Markte kommenden Verkäufern spricht sich der Wunsch, bald zu verkaufen, zu lebhaft aus; einer und der andere schlägt wohlfeil los, und ist das einmal geschehen, so ist der Marktpreis gemacht, kein Käufer will theurer bezahlen, weil er doch merkt, daß er Waare bekommen wird. Der Bedarf der Waare ist für den Moment bei den Käufern immer geringer, als der Bedarf des Geldes bei den Verkäufern. Auch findet auf solchen Märkten eine gehörige Untersuchung der Verhältnisse, in welchem sich die verschiedenen Qualitäten der Wolle in den Säcken befinden, durchaus nicht statt. Der Käufer wird das möglichst mindeste des Verhältnisses der edleren gegen die schlechteren Sorten annehmen und danach sein Gebot einrichten. Wer im Sacke kauft, will sicher gehen. Dieser Markthandel paßte sich nur für Zeiten und Länder, wo alle Wolle sich fast gleich war. Weit zweckmäßiger ist eine Magazinirungs-Anstalt, die, gehörig eingerichtet, von einem des Wollhandels recht kundigen, umsichtigen und

rechtlichen Mann geleitet wird und womit, für diejenigen die es verlangen, eine Sortirungs-Anstalt verbunden ist. Hierbei kann es nicht fehlen, daß die Wolle nach ihrer Qualität in richtigem Verhältnisse zu dem Preise ausgebracht werde, den sie im Wollhandel gilt; freilich mit Abzug einer billigen Provision für die Groß-Handels-Häuser, aber nicht des übertriebenen Profits, der bisher von manchen Wollhändlern auf Kosten der Producenten gemacht worden ist. Der Producent braucht hier mit dem Verkauf nicht zu eilen; er ist für die Sicherheit unbekümmert, und wenn er früher Geld braucht, kann es bei einer gehörigen Organisation des Magazin-Geschäfts nicht fehlen, daß er es auf einen beträchtlichen Theil des Werthes seiner deponirten Wolle gegen den üblichen Discont erhält. Wollhändler und Fabrikanten, welche wissen, welche Gattungen sie hier antreffen, werden sich zu einer ihnen bequemen Zeit immer einfinden. Die Direction der Anstalt, welche vollkommene Kenntniß der Waare und der merkantilischen Conjuncturen für diesen Zweig besitzen und sich durch Correspondenz immer darin erhalten muß, schließt bei Abwesenheit des Eigenthümers nach der ihr gegebenen, mehr oder minder ausgedehnten, Vollmacht den Handel ab und ein Banquier übernimmt das Geldgeschäft.

Die

Die Beleuchtung einiger anderen eigentlich mehr in das Gebiet der Legislatur und Finanzlehre gehörenden, obwohl die Landwirthschaft betreffenden, Abhandlungen würde hier am unrechten Orte seyn.

Th.

3.

Freimüthige Betrachtungen über Steuerwesen und Steuer-Rectification, Staatsschulden und deren Tilgung, Credit-Anstalten und andre Gegenstände der Staatshaushaltung den Volks-Vertretern der deutschen Stämme, bei ihren Versammlungen auf den Landtagen vorgelegt — von einem fränkschen Landwirth. 1819.

Diese Schrift gehört zwar eigentlich nicht in unser Fach, aber ihr Verfasser ist unser Gewerbsgenosse, ein sehr solider, practischer Landwirth, welcher durch die Landwirthschaft sich zum tieferen Denken erhoben hat; sonst nichts weiter ist und seyn will, als Pächter, aber wegen seines Scharfsinns und Freimüthigkeit in seinem

Vaterlande in großer Achtung steht. Auch ist sie wohl nur in Rücksicht auf das Interesse der Landwirthschaft und des Grundeigenthums geschrieben, und hat nahen Bezug auf selbige. Sie enthält übrigens auf 5 Bogen mehr eigenthümliche Gedanken, wie manche bedeutende Werke über Staatswirthschaft — nicht daß jeder neu sey, aber man sieht, er ist nicht nachgeschrieben.

Das physiocratische System. Der Verfasser kennt es, wie die Meisten, nur hinsichtlich seiner Folgerungen auf das Steuerwesen und da ist es denn befremdend, wie seine Erfinder und Anhänger den Landbau über Alles setzen und ihn doch durch die Einführung ihrer einzigen Territorial-Abgabe in den meisten unserer bestehenden Staaten zu Grunde richten würden, indem sie den ganzen Grundbesitz nöthigten, sich banquerot zu erklären. Aber die Physiocraten hatten nur ihr Ideal vor Augen, von einem, durchaus nach ihren Grundsätzen eingerichteten und dabei abgerundeten, großen Staate. Die praktischen Physiocraten, z. B. Türgot, wollten sich diesem Ideale zwar allmählig nähern, sie waren aber weit entfernt, es gleich in der Wirklichkeit darstellen oder gar von hintenzu mit der Einführung der einzigen Steuer auf den reinen Boden-Ertrag anfangen zu wollen. Sollte letzteres gehen, so müßten die Staatsbedürfnisse

entweder so geringe seyn, daß die Grundsteuer unbedeutend wäre, oder das Land müßte gegen die Einfuhr aller fremden Produkte, die im Lande gewonnen werden können, verschlossen seyn, welches letztere dann wieder ganz gegen die Idee der Physiocraten wäre. Sonst würden die belasteten einländischen Producenten, wie sich das in England gezeigt hat, mit den ausländischen, des Transports ungeachtet, nicht Preis halten können.

Der Verf. ist nun durchaus gegen die Einführung einer neuen Grundsteuer und jede Rectification der althergebrachten. Jene sey ein Erbzins, der dem Grundeigenthum auferlegt werde und der unmittelbar den Werth desselben um den Capitalbetrag des Zinses vermindre. Der gegenwärtige Einhaber verliere also das ganze Capital und müsse den Vorschuß für alle künftige leisten; wodurch er, wo nicht ruinirt, doch sehr gelähmt werde. Das Grundeigenthum werde dadurch allen Credit verlieren. Eine alte fixirte Grundsteuer sei aber für den jetzigen Einhaber gar keine Belastung; er habe das Gut einmal mit einem so viel geringerem Werth angetreten, er zahle sie als Erbzins, sie gehöre dem Staat eben so, wie andre Domanial-Gefälle. Eine Rectification derselben — wovon so viel geredet werde — sei also gar nicht nöthig, vielmehr eine offenbare Ungerechtigkeit.

Nur müsse sie fixirt werden, nach dem was sie betragen, bevor man sie zum Maaßstabe neuer Lasten gebraucht und diese nach dem oft unangemessenen Verhältniß der alten aufgelegt habe.

Er will also gar keine neue Grundsteuer, auch aus der Ursache, weil kein Taxator in dieser Welt zu finden sey, der den wahren objectiven oder relativen Werth der verschiedenen Grundstücke nur für die gegenwärtige Zeit, viel weniger für die Zukunft angeben könnte. Eine mathematische Genauigkeit ist hier freilich nach der Natur des Objects unmöglich, ich gebe auch zu, daß subjectivisch manche Irrungen unvermeidlich sind und daß diese sehr bedeutend werden könnten, wenn unser ganzes gegenwärtiges Staatsbedürfniß durch Grundsteuer erhoben werden sollte. Aber ich bin doch überzeugt, daß ein Theil durch Grundsteuer aufgebracht und dieser auf eine solche Weise repartirt werden könne, daß auf keinen eine bedeutende Ueberlastung fiele und daß — wenn wir dadurch von allen indirecten Steuern und den mit ihnen verbundenen Lasten, Hindernissen, Störungen unsers und anderer Gewerbe, Chikanen, Verdruß, Verderbniß der Moralität und Religiosität u. s. w. erlöset würden — der Werth und der

Rein-Ertrag der Grundstücke dadurch nicht fallen, sondern bedeutend steigen würde.

Dagegen will er eine allgemeine Vermögens- oder Einkommen-Steuer, wie sie vormals im Würzburgschen eingeführt gewesen, von aller fahrenden und liegenden Habe. Und diese will er durch Fassionen auf Bürger-Eid am Schlusse jedes Jahrs ausmitteln. Ja! wenn man sich auf die Ehrlichkeit verlassen könnte, wäre das ohne allen Zweifel das Beste; aber — — Ich bezweifele nun zwar nicht, daß so viel Rechtlichkeit, Religiosität und Ehrliebe in einer Nation erhalten werden könne, als dazu gehört, wenn sie einmal vorhanden sind, und der Glaube da ist, daß Alle oder doch der größte Theil rechtlich dabei handeln; und wo schon auf den Verdacht einer Unrechtlichkeit eine gewisse Verachtung und allgemeines Mißtrauen, auf dem Erweis die Strafe des ausgemachten Schurken fiele. Hier — ich verzweifle nach meiner Lebens-Erfahrung und nach der Kenntniß, die ich vom Gemüth der Menschen erlangt zu haben glaube, nicht daran — kann der categorische Imperativ — handle so, wie du wünschest, daß Alle handeln mögen — in der Wirklichkeit eintreten. Aber wo nun der entgegengesetzte Glaube einmal Wurzel gefaßt hat, da heißt es, auch bei dem sonst ehrlichen Manne: handle so, wie du glaubst,

daß Alle in diesem Stücke handeln. Und dieser Glaube ist allenthalben, wo ein strenges und mißtrauisches Accise-System eingeführt worden, tief eingewurzelt, deshalb auch alle Schaam verloschen. Ich erinnere mich noch aus meiner ersten Jugend, daß auf einen ertappten Defraudanten, bei einer freilich sehr mäßigen und liberalen Accise, eine solche Schande fiel, daß sein Gewerbe niederlag und niemand von ihm kaufte und daß ein würdiger, liebevoller Geistlicher über den Text, gebt dem Kaiser was des Kaisers u. s. w. außer der Ordnung der Evangelien mit allgemeinem Beifall der Stadtgemeinde predigte. Dort wäre damals noch eine Einkommen-Steuer nach Fassionen möglich gewesen. Die einzige Controlle, die der Verfasser dabei angiebt, findet bei der Erbschaft und bei der Auswanderung statt, wo das Vermögen manifestirt werde, und wo dann strenge nachgezahlt werden müsse. Ja er scheint S. 42 sogar geneigt, die Steuer nur bei Erbschaften und Auswanderungen erheben zu lassen; ein Vorschlag der von mehreren geschehen ist, aber meines Erachtens als Haupteinnahme des Staats unüberwindliche Schwierigkeiten hat.

Das Capital-Vermögen zu den Staatsbedürfnissen directe anzuziehen, ist allerdings ein wichtiges und schweres Problem. Meines Erachtens

kann es aber bei einer regulairen Einkommen-Steuer nur nach seiner Anlage in die Gewerbe geschehen, denn nur dadurch giebt es ein Einkommen, auch können die Zinsen des angeliehenen Capitals nachhaltig nur durch den Gewerbs-Profit bezahlt werden. Wollte man Capital-Verleihern die Steuer auflegen, so müßten sie doch die Borger bezahlen, oder wenn man dies durch gesetzlichen Zinsfuß verhindern wollte oder könnte, so gingen sie ins Ausland. Bei einer einmaligen Vermögens-Steuer, deren Nothwendigkeit, zur Rettung des Staats und alles Vermögens selbst, jedermann einsah, war es etwas anderes. Eine Gewerbs-Steuer, im Verhältniß des zum Betriebe angelegten Capitals, trifft eigentlich das Capital. Der Umfang der Gewerbe an einem Orte und in einer Provinz ließe sich wohl ungefähr ausmitteln, und die Repartition der Summe unter sich wäre den Gewerbsgenossen unter Leitung eines Commissairs zu überlassen. Mathematische Genauigkeit ist hier eben so wenig als bei der Grundsteuer möglich. Die landwirthschaftliche Gewerbs-Steuer, die ich von der eigentlichen Grundsteuer sondern mögte, ließe sich am zweckmäßigsten nach dem Viehstande, jedoch mit Berücksichtigung der Ortsverhältnisse, ausmitteln. Neben-Gewerbe freilich wie andere Gewerbe.

Dann will der Verf. eine, obgleich geringe, Personal-Steuer. Gegen diese oder die sogenannte Kopfsteuer haben viele eine große Abneigung, so daß man sie kaum nennen darf. Ich halte sie dagegen für die zweckmäßigste unter allen. Man führt die große Schwierigkeit der Erhebung und dann die Härte für die gemeine arbeitende Klasse dagegen an. Aber erstere findet höchstens bei ihrer ersten Einführung — wie fast bei jeder neuen Steuer — statt. Sobald jeder weiß, daß er zu einer bestimmten Zeit etwas bezahlen muß, legt er es zurück, so gut als wenn er etwas kaufen und dabei die Consumptions-Steuer bezahlen muß. Kommen einmal Zufälligkeiten, wo er es nicht kann, so wird ihm immer der, welcher seine Arbeit braucht, den Vorschuß auf einen Monat geben und es ihm am Lohne abziehen. Die Härte ist bloß scheinbar, denn in Arbeitsverdienst besteht das Haupteinkommen jeder Nation und so muß auch der Staat seine Bedürfnisse auf jeden Fall von diesem und von der arbeitenden Klasse nehmen. Bei den Consumptions-Abgaben bringen die hochbesteuerten Luxus- oder noch nicht zum allgemeinen Bedürfniß gewordenen Artikel ein Unbedeutendes; Mehl, Fleisch, Salz, Getränk und die für die arbeitende Klasse fast eben so unentbehrlich gewordenen Tabak, Zucker, Syrup, Kaffee,

Reiß das Meiste. Kann die arbeitende Klasse dies alles nach Abkaufung der Consumptions-Steuer durch Personal-Steuer so viel wohlfeiler haben, so wird sie diese sehr gut bezahlen können, denn sie kostet ihr bei weitem weniger wie jene. Was die Nation durch die Ersparung des ungeheuren Heeres von Accise-Officianten an baarem Gelde gewinne, läßt sich schon nicht berechnen, denn was seine Besoldung beträgt, ist — wie jeder aufmerksame Beobachter weiß — das Wenigste, was es ihr kostet. Was sie bei dieser Einrichtung aber durch Verlust an Zeit, durch Störung in dringenden Geschäften mittelst der Formalitäten und Chicanen verliert, beträgt leicht eben so viel. Einige meinen nur, der Vorschuß, den bei der Consumptions-Steuer, obwohl mit starken Zinsen, andere machen, werde der ärmeren Klasse schwer fallen. Aber der Arbeiter wird den Vorschuß nicht machen, sondern der, welcher den Arbeiter braucht. Unmittelbar nach der Einführung einer Kopfsteuer werde der Tagelohn wenigstens um 4 Pfennig steigen, was jährlich bei 300 Arbeitstagen 4 Rthlr. 4 Gr. beträgt; in der Folge würde sichs wohl wieder ausgleichen. Wer auf eigne Rechnung arbeitet, läßt es sich vom Abnehmer bezahlen.

Ueberhaupt habe ich die Ansicht, daß alle Steuern, sie mögen erhoben werden wie sie wol-

len, sich am Ende von selbst auf das Einkommen oder wenigstens auf dessen Genuß (denn wer sein Einkommen in den Kasten legt, könnte sich freilich mancher entziehen) im gerechten Verhältnisse repartiren. Deshalb glaube ich, daß diejenige nur den Vorzug habe, welche die möglichst wenigste Defraudation zuläßt, deren Erhebung am wenigsten kostet, die den freien Betrieb der Gewerbe nicht stört, keine verdrießliche Zeitverschwendung — die angreifender ist wie alle Arbeit — und keine Chikanen und Hudeleien veranlaßt; und bin überzeugt, daß jeder rechtliche und verständige Mann sie gern annehmen wird, wenn er sich auch dadurch etwas prägravirt glaubte.

Unser Verf. zeigt nun, wie durch seine vorgeschlagenen Steuern die Staatsbedürfnisse des Königreichs Baiern samt Abtragung der Schulden gedeckt werden könnten, unter Voraussetzung einer gehörigen Sparsamkeit bei der Finanz-Verwaltung, bestmöglicher Benutzung der Domainen und Beibehaltung der alten fixirten Grundsteuer. Wenn ihm vielleicht manche eine Parteilichkeit für den Grundbesitz beimessen mögten, so muß ich bemerken, daß diese wenigstens nicht egoistisch sey. Denn meines Wissens ist er nicht Grundbesitzer, sondern Domainen-Pächter, aber ein Mann von bedeutendem Vermögen, welches er

durch Wirthschaft, hauptsächlich durch Viehmastung, bei einer liberalen Lebensart erworben hat.

Den Gemeinden will er es zugestehen, daß sie ihre Gemeinde-Bedürfnisse durch eine Consumptions-Steuer, in den Städten, besonders auf Fleisch, Mehl, Brod, Bier, Wein, Branntwein und Holz bestreiten. Aber hiermit verdirbt er dem Landmann und der Freiheit seines Gewerbes Alles wieder. Denn es hat keinen Zweifel, daß in den meisten Fällen Er und nicht der Städter die Thor-Accise bezahlen müsse und daß Er dadurch den ärgsten Hudeleien bei den Marktfuhren ausgesetzt werde.

Hinsichtlich des hypothekarischen Creditwesens will er etwas ähnliches, wie unsere Pfandbrief-Institute sind, eingeführt wissen, denen er völlige Gerechtigkeit widerfahren läßt; so wie sich denn auch die ganze Schrift dadurch von allen andern, aus diesen Gegenden kommenden, neuern politischen Schriften dadurch auszeichnet, daß sie mit gebührender Achtung von Preußen spricht.

Th.

4.

Ueber Wirthschafts-Einrichtungen nach den Grundsätzen des schottischen Ackerbaues, mit Berücksichtigung der landwirthschaftlichen Verhältnisse in England und über Verschönerung ländlicher Besitzungen. Mit vierzig Kupfertafeln. Von J. L. Laudon. Aus dem Englischen übersetzt von A. F. Biernacki und mit Erläuterungen, Anmerkungen und einer Vorrede versehen von A. Thaer. Berlin bei Reimer 1819. gr. Folio und 4 Platten auf großen Royalbogen.

Ich weiß über dieses Prachtwerk, desgleichen in unserm Fache in Deutschland noch nicht erschienen ist, nichts anderes zu sagen, als was ich in der Vorrede darüber gesagt habe, deshalb rücke ich sie wörtlich hier ein.

„Daß die Bekanntschaft mit der neueren vervollkommneten Brittischen Landwirthschaft unserer deutschen große Vortheile gewährt hat und ferner gewähren wird, ist jetzt — trotz den aus Unwissenheit und Trägheit hervorgehenden, sich hinter deutschem Nationalstolz lächerlich versteckenden, Anfeindungen — von allen wahrhaft

praktischen und denkenden Landwirthen anerkannt. Deshalb habe ich von allen Seiten und Gegenden her dringende Aufforderungen erhalten, die Fortschritte jener Landwirthschaft seit der thörigten Absperrung dieser Insel vom Continent, dem Publikum mitzutheilen, auch Uebersetzungen und Auszüge aus den neuesten, seitdem herausgekommenen Schriften zu veranlassen. Aber wenn eine Kunst erst einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt hat, so sind ihre Fortschritte gewöhnlich so schwach, daß man, besonders aus der Ferne angesehen, einen völligen Stillstand wahrzunehmen glaubt. Ich habe wenig oder gar keine merkwürdige, sich bewährende und für uns anwendbare, Verbesserungen in der Kunst der Landwirthschaft gefunden, die ich nicht in der Anleitung zur Kenntniß der Englischen Landwirthschaft oder nochmals in meinen Annalen beschrieben oder angedeutet hätte. Von dem gegenwärtigen Zustande der Landwirthschaft daselbst findet man die treueste und lebendigste Schilderung in den Briefen eines Reisenden, die in den Möglinschen Annalen stehen und fortgesetzt werden. Der Streit über die Vortheile oder Nachtheile der Einführung der Merinos oder ihre Kreuzung mit verschiedenen inländischen Racen — die jetzt gegen selbige entschieden zu seyn scheint — über das Liegenlassen des Ackers zu Klee und Gräsern

auf ein, zwei oder mehrere Jahre, — über den Vorzug der breitwürfig- oder in Reihen gesäeten Rüben, hat den größten Theil der Brittischen landwirthschaftlichen Zeitschriften angefüllt, und diese Fragen waren bei uns beantwortet, ohne einmal aufgeworfen zu seyn. Mannigfaltige, neue, oder neu seyn sollende, mehr oder minder complicirte Ackerwerkzeuge und landwirthschaftliche Maschinen waren erfunden, patentirt und als bewundert von vielen ökonomischen Gesellschaften in allen Tagesblättern angepriesen. Hierüber bin ich von vielen, welche diese Blätter lesen, am meisten befragt worden, weil sie ihnen, die Superiorität der Engländer in der Technik anerkennend, viel zutrauten. Außer der Heuwalze aber, die in feuchten Gegenden, wo das Heu viel bearbeitet werden muß, Empfehlung verdient, scheint mir keins der neueren Landbauwerkzeuge der Einführung werth. Mit der, selbst in England belächelten, von unsern Zeitungsschreibern hoch bewunderten Mähemaschine, bewirkt man mit zwei Arbeitern und mit Zugabe eines Pferdes so viel, wie jene verrichten, wenn man ihnen eine Sense in die Hand giebt; auch ist sie nur bei recht steif und gerade stehendem Weitzen, besonders gedrilltem, anwendbar. Jene Ankündigungen und Beifallsbezeigungen über neuerfundene technische Kunstwerke gelten in Eng-

land nicht mehr, als bei uns die Recensionen der Schriftsteller und die Danksagungsschreiben an Charlatans, welche gegen die Gebühr in unsere Zeitungen eingerückt werden. Jedoch ist es in England eine edle Maxime der Reichen und Vornehmen, ein solches Kunstwerk, was in ihr Fach schlägt, zu kaufen, falls die Erfindung nur genialisch oder gefällig ist; wenn sie gleich wissen, daß sie solches nicht brauchen können. Bücher, die nur prachtvoll gedruckt und mit vielen Kupfern versehen, deshalb recht theuer sind, finden starken Absatz; denn viele kaufen sie, nicht um sie zu benutzen, sondern in ihrer Bibliothek aufzustellen: es ist fashionable sie zu besitzen. — Vorausgesetzt, daß sie original-englisch sind, denn auswärtige Werke von vollendeter Schönheit, wie die Humboldschen, Hoffmannseggschen, finden dort wenig Absatz. — Etwas mehr von diesem Sinne wäre uns wohl zu wünschen, denn bald wird man nur für die Toilette erfinden und für die Lesezirkel schreiben müssen."

„Zu den Werken, welche in Britannien vielen Beifall und Absatz gefunden haben, gehört das vorliegende; obgleich dem Verfasser Schottischer Eigendünkel und Prahlerei von den Engländern vorgeworfen wird. Neue Erfindungen und Methoden sind nicht darin, aber viele Ideen, die bei der An- und Auslegung von Landgütern

auf zweckmäßige, fruchtbare und schöne Einrichtungen führen können. Deshalb kann ich es allen Gutsherren nicht blos zum einmaligen Durchlesen, sondern zur häufigen Ansicht der Kupfertafeln empfehlen, weil ich glaube, daß diese manche Idee bei ihnen erwecken, und früher gefaßte ausbilden werde, die nach ihrer Oertlichkeit vortheilhaft und erfreulich auszuführen sind. Auch wird man darin eine annehmliche Bestätigung mancher schon bekannter Erfahrungen finden. Ich habe deshalb auf Verlangen des Verlegers nur einige kurze erläuternde Anmerkungen hinzugefügt, größtentheils um Mißverständnissen, die aus Unkenntniß Brittischer Verhältnisse entstehen könnten, vorzubeugen. Die Berechnungen und die Reductionen des Geldes und Maaßes auf Preußisches, habe ich nicht nachgesehen."

Der, im Verhältniß der Kupfertafeln, mäßige Preis, den der Verleger durch einen glücklichen Ankauf der Originalplatten anzusetzen im Stande war, wird dieses Werk von selbst empfehlen.

Diese deutsche Ausgabe giebt auch in Ansehung der Schönheit des Drucks und Papiers der englischen nichts nach. Die Kupfertafeln nehmen sich schwarz weit besser aus, als die illuminirten. Diese sind sehr hart, waren es aber ebenfalls im Original-Exemplar. Nur auf einigen

gen Tafeln, welche die Karten mit den Eintheilungen der Feldmarken darstellen, hat die Illumination den Vorzug. Der Preis ist sehr billig gesetzt nnd jeder Liebhaber solcher Werke wird ihn gern bezahlen; um so mehr, da ein hinreichender Absatz zu ähnlichen Unternehmungen führen könnte. Er ist für ein Exemplar mit schwarzen Kupfern 13 Rthlr. 8 Gr., für ein colorirtes 18 Rthlr.

Th.

5.

Christian Reichards Land- und Garten-Schatz in fünf Theilen. Neue Ausgabe oder sechste Auflage. 1r Theil Pflanzenkultur im Allgemeinen. 2r Theil Küchengartenbau. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. H. L. W. Völker, Professor der Oekonomie, Technologie und Cameralwissenschaft, mit verschiedenen Kupfertafeln. Erfurt 1819.

Ein treffliches und sehr gelungenes Unternehmen, die alten gediegenen Reichardschen Er-

fahrungen durch die neueren bestätigt und berichtigt, dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft angemessen, darzustellen! Durch diese Umprägung des vom Roste der Zeit angegriffenen und Manchem unkenntlich gewordenen Schatzes in eine neue, gangbare Münze, ist ein bedeutendes Erfahrungs-Capital aufs neue in Umlauf gesetzt. Ich behalte mir vor über dieses Werk nach dem bald zu erwartenden Erscheinen der übrigen Theile ausführlicher zu sprechen; jetzt, da ich es erst am Schlusse dieses Artikels erhalte, wollte ich nur im Allgemeinen aufmerksam darauf machen.

Th.

II.

Ueber den jetzigen Standpunkt der Theorie und Praxis des Mergelns besonders im nordöstlichen Deutschland.

Unter allen Acker-Meliorationen ist jetzt im nordöstlichen Deutschlande keine mehr an der Tagesordnung als das Mergeln. Wenn gleich sein unmittelbarer Nutzen jetzt endlich allgemein anerkannt ist, so sind doch noch Viele, die der alten Redensart vom Ausmergeln und des allgemeinen Sprichworts — es mache reiche Väter und arme Kinder — eingedenk, Bedenklichkeiten dagegen haben und ich bin vielfach ersucht worden, meine Meinung hierüber besonders zu erklären. Ich habe mich zwar über die Sache an mehreren Stellen in den Annalen der

Landwirthschaft und im 2ten Bande der Grundsätze der rationellen Landwirthschaft, deutlich ausgesprochen; da aber seit den verflossenen 10 Jahren besonders viele Bemerkungen darüber gemacht worden und zur Sprache gekommen sind, so will ich jener Aufforderung bei einer so wichtigen Sache gern Genüge zu leisten suchen.

Der Gebrauch des Mergels ist uralt; wir finden seiner in den römischen Schriftstellern oft erwähnt. In Deutschland ist er in den südlichen und westlichen Gegenden, wo stärkere Bevölkerung höhere Ackercultur veranlaßte, allgemein bekannt und hat sich ununterbrochen erhalten, aber doch nur als Nebenhülfe, nicht als ein Hauptmittel zur Vermehrung der Fruchtbarkeit des Bodens. In den nordöstlichen Provinzen ist er wohl von einigen ausgezeichneten Landwirthen angewandt worden, aber nie allgemein verbreitet gewesen, außer in Pommern, wo er vor beinahe 100 Jahren schon ziemlich häufig gebraucht wurde. Daß er nur örtlich beschränkt blieb, rührte wohl daher, daß man keine chemische Kenntniß von seiner Natur hatte und daß er sich in seiner äußeren Gestalt so mannigfaltig unterscheidet. Man erkannte und beschrieb nur diese äußere Form und Farbe und die Beschreibung traf selten zu auf die Substanz, die man in anderen Gegenden fand. Es mußte, wie die Traditionen

über Mergelung an vielen einzelnen Orten bezeugen, ein Zufall erst lehren, daß das Aufbringen einer aus der Tiefe heraufgeholten Substanz die Fruchtbarkeit auffallend befördere. Nun freuete man sich des neuentdeckten Schatzes und diejenigen, die vom Mergel etwas gehört hatten, schlossen aus dem Effecte, daß es Mergel, wenn gleich von besonderer Art, seyn müsse. Wo niemand etwas von Mergel wußte, da nannte man ihn Lehm, Erde und das Aufbringen Lehmen, Erden. So hieß es in Holstein noch vor 20 Jahren, nachdem schon vor 50 Jahren die fleißigen Bauern der Preetzer Probstei die wohlthätige Wirkung entdeckt und in ihrem Bezirk allgemein eingeführt hatten. Man beachtete aber dies Verfahren bis 1795 wenig, nur von dieser Zeit an ward erst die Aufmerksamkeit der umliegenden Gutsherren erregt, wie sie die ungemein reichen Ernten dieser fleißigen Bauern wahrnahmen; bei denen sich jedoch späterhin die nachtheiligen Folgen des übertriebenen Mergelns bei verminderter, oder nur nicht in Verhältniß vermehrter, Düngung zeigten. Wie ich im Jahre 1799 eine Reise durch Holstein machte, ward allenthalben von diesem Lehmen als von etwas ganz Neuem gesprochen; wenn ich aber sagte, daß es wohl Mergel seyn müsse, so versicherte man mich, daß es das gar nicht sey, sondern

bloßer Lehm, der sich aber doch vom Ziegellehm unterschiede. An Ort und Stelle überzeugte ich mich jedoch bald, daß ich richtig gerathen hatte; auch wußte man dort schon, daß dieser Lehm mit Sauren brause, was anderer Lehm nicht thue, und was der Schullehrer Hr. Rixen zu Knoop ihnen gezeigt habe. Da ich vernahm, daß dieser verdienstvolle Mann viele Nachforschungen darüber auf Wanderungen durch Holstein angestellt habe, so setzte ich mich mit ihm in Verbindung und veranlaßte ihn, seine Beobachtungen in den Annalen der Landwirthschaft mitzutheilen und eine Sammlung von holsteinschen, in ihrem Ansehen sehr verschiedenen, Mergelarten zu machen und für einen billigen Preis zu überlassen. Ich erfuhr nun, daß die Sache doch auch schon auf mehreren größern Gütern im östlichen Holstein und Schleswig mit dem auffallendsten Erfolge im Gange sey.

Wie ich von Holstein nach Mecklenburg überging, fand ich nur wenige, die etwas davon vernommen hatten und diese glaubten, ein solcher Lehm sey bei ihnen nicht zu finden. Allein er fand sich nach einigen Spatenstichen sehr bald, allenthalben wo ich hinkam und die Sache in Anregung brachte. Jedoch meinten die meisten, denen ich von den in Holstein verspürten Wirkungen erzählte, er würde ihrem Moder weit nach-

stehen und so lange man von diesem noch zu fahren habe, könne es nicht rathsam seyn, sich mit Mergeln zu beschäftigen.

Erst im Jahre 1807 fingen mehrere Mecklenburger Gutsherrn, durch die Aufsätze in meinen Annalen sowohl, als durch das, was sie aus Holstein vernahmen, an, ernstlich aufmerksam zu werden und viele wandten sich wegen des näheren an mich und übersandten Mergelproben nach Möglin zur Untersuchung. Ich vermochte gedachten Herren Rixen, eine Reise nach Mecklenburg zu machen, um dort den besten und dem Boden angemessensten Mergel auf mehreren Gütern aufzusuchen und das zweckmäßigste Verfahren zu lehren. Er unternahm die Reisen, die er auch zum Theil in den Annalen beschrieben hat und erwarb sich dort das Prädicat eines Mergel-Apostels. Seit 1810 ist dort die Sache erst in den Gang gekommen, nachher aber mit unerhörtem Eifer angegriffen worden und wird nun für das non plus ultra der landwirthschaftlichen Verbesserungen gehalten.

Alles, was manche jetzt in Mecklenburg vom Mergel sagen und zum Theil als neu Entdecktes ansehen, sind im Gebiete der Landwirthschafts-Wissenschaft längst bekannte Sachen. Allein wenn nicht vor 50 Jahren ein Probsteier Bauer die gute Wirkung von einer zufällig ausgegrabenen

Erde auf seinem Acker bemerkt hätte, so wäre vielleicht in Holstein und Mecklenburg noch keine Karre voll Mergel gefahren; und vielleicht wenig ohne den thätigen Eifer des braven Nixen, womit er ohne eignes Interesse diese glückliche Erfindung der Probsteier allenthalben zu verbreiten suchte.

In der ganzen Mark Brandenburg, wo doch schon lange wissenschaftlicher Sinn herrschte, glaubte man keinen Mergel zu haben, weil schon Friedrich der Große Mergelgräber allenthalben zur Aufsuchung desselben umher geschickt hatte, aber alle Berichte dahin lauteten, daß es, außer dem in einigen Gründen sich findenden Muschelkalk, keinen gäbe. Bei meiner ersten Besichtigung fand ich guten Lehmmergel auf Möglin dies war ein Bewegungsgrund mit, es zu kaufen; denn daß er hier allenthalben liege, konnte ich nicht glauben. Im Jahre 1805 fing ich an, etwas auf düngerlosem Außenlande mergeln zu lassen, die Arbeit ward aber bald durch Bau-Fuhren und dann durch den lähmenden unglücklichen Zeitraum von 1806 bis 1809 unterbrochen. Im Jahre 1810 ward ein ganz erschöpfter, vom Bauerlande genommener Außenschlag zum Theil gemergelt, zum Theil gemodert. Im Jahre 1812 ward ein zweiter gemergelt. Im Jahre 1812 konnte nur ein Theil eines Hauptschlages gemer-

gelt werden. In den Jahren 1813—1815 war der Menschenmangel zu groß für diese Arbeit. Im Winter auf 1817 ward wieder ein Theil eines Hauptschlages zu Hackfrüchten gemergelt; im Winter auf 1818 fast ein ganzer Schlag zu Kartoffeln und jetzt im Winter auf 1819 wird der Schlag völlig gemergelt, der im Jahre 1812 angefangen war.

Der auf den Aussenschlägen gefundene und gebrauchte Mergel enthielt nicht mehr als höchstens 18 p. Ct. Kalk, zum Theil nur 12 p. Ct. und vielen Sand. Dennoch ist seine Wirkung auf diesem ganz erschöpften, magern Bauerlande in den ersten Ernten befriedigend gewesen, indem ich statt des vormaligen 2ten Korns beinahe das 6te erbauet; nachdem das Land nun aber drei Jahr zur Weide gelegen und mit mäßiger Düngung zu Roggen aufgebrochen ist, hat der im Jahre 1810 gemergelte Schlag im Jahre 1818 eine, alle Erwartung übersteigende, Roggenernte gegeben. Auf diese Aussenschläge sind nicht mehr als 120 einspännige Karren von circa 10 Cubikfuß per Morgen gefahren worden. Auf den Hauptschlägen, wo besserer Mergel, bis zu 28 p. Ct. Kalk gefunden und stärker zu 180 Karren per Morgen aufgefahren ward, übertrafen die Hackfrüchte, dann die Gerste und zum Theil der Klee, diejenigen, wozu kräftig gedüngt war.

Doch muß ich hierbei erinnern, daß dieses Land in starkem Dünger stand und solchen erst vor zwei Jahren erhalten hatte. Mergel und Dünger habe ich nur einmal auf einem kleinen Theile eines ganz erschöpften Aussenschlages verbunden angewandt und hier war die Wirkung auf drei Ernten, hinsichtlich des vorigen Zustandes dieses Ackers, bewundernswürdig. Die Gerste gab das 11te Korn, wo man seit langer Zeit keinen Hafer mehr auszusäen gewagt hatte. Verschiedene unter seiner Aufsicht hier gemachte Versuche beschreibt Hr. Koppe in den Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft.

Ungeachtet ich die Aufmerksamkeit auf diese Beispiele herbeizuziehen suchte, so bewirkten sie vorerst doch keine Nachahmung bei größeren Landwirthen meiner Nachbarschaft, wenn ich ihnen gleich zeigte, daß sie bessere und bequemere Mergel-Lager — die sich zwischen der Elbe und Oder, so viel ich weiß, fast allenthalben finden — hätten, als ich. Nur wenige Bauerdörfer, nicht in meiner unmittelbaren Nachbarschaft, sahen es und ahmten nach. Seit einem Jahre aber wird es auch bei uns mit Eifer angegriffen, besonders da man den Wiederhall aus Mecklenburg vernommen hatte. Einer meiner Nachbarn beabsichtigt in diesem Jahre 800 Morgen

zu mergeln und zwar ziemlich stark und viele andre in gleichem Verhältnisse.

Ich bin mehrmals in dem Falle gewesen, nachdem meine Stimme oder ihr Wiederhall durchgedrungen war, gegen Uebertreibungen warnen zu müssen. Und dies scheint auch hier der Fall zu seyn. Denn es hat wohl keinen Zweifel, daß übertriebenes Mergeln, ohne andre damit verbundene Maaßregeln, auf die Folge nachtheilig werde. Dies beweiset die allgemein verbreitete Redensart vom Ausmergeln, das allenthalben, wo man Mergel kennt, bekannte Wort: es mache reiche Väter und arme Kinder — und dies läßt sich aus der Geschichts-Tradition mancher Gegenden und einzelner Ortschaften documentiren. Wir haben diese leider! nicht detaillirt, hinsichtlich der Nebenumstände; aber daß das Factum richtig sey:

„man habe in vormaligen Zeiten aus den noch sichtbaren Gruben gemergelt, große Ernten gewonnen, und sei reich und übermüthig geworden, auf einmal aber sei es vorbei gewesen, der Acker so unfruchtbar geworden, daß man das Brodkorn habe kaufen müssen u. s. w."

Dies läßt sich nach der einstimmigen Versicherung der Einwohner, solches von ihren Vätern oft gehört zu haben, nicht bezweifeln. Und diese

Tradition findet man zwischen der Elbe und dem Rhein an hundert Orten. Deshalb fällt hin und wieder in Bauer-Gemeinden eine Schande auf den, der sich des noch wohl bekannten Mergels bedient. Vor längerer Zeit ist mir versichert worden, daß man in Kloster- und Kirchenbüchern der Gegend zwischen Aller und Leine manche Nachrichten darüber finde, deren versprochene Mittheilung ich nach meiner Entfernung aus dieser Gegend nicht erhalten habe.

Bei dem Allen hat aber das Mergeln in diesen Gegenden keineswegs aufgehört, besonders bei großen Landwirthen. Aber man betreibt es schwach und wer im Jahre 20 Morgen mergelt, wird für einen starken Mergelfahrer gehalten; würde sich in dem Verdacht eines Ausmergelers setzen, wenn er nicht nachwiese, daß er es um so stärker mit Dünger nachhole. Häufig braucht man den Mergel nicht allein, sondern macht mit Schlammerde, Torf, Rasen und Mist Kompost daraus, bringt diesen auch zuweilen mehr auf Wiesen, Luzern- und Esper-Felder, als auf Ackerland. Auch braucht man ihn in geringerer Quantität; 12 Fuder, freilich kalkreicheren Mergel, hält man für eine starke Mergelung auf einen Morgen und wiederholt es lieber nach 12 Jahren. An einigen Orten will man die Erfahrung gemacht haben, daß eine Mergelung späte-

stens nach 20 Jahren wiederholt werden müsse, wenn sie einmal vorgenommen worden, jedoch nur unter der Bedingung, daß die erste nicht sehr stark gewesen sey; sonst schade die zweite mehr als sie helfe; man müsse also, um einen längeren Nutzen vom Mergel zu haben, sparsamer damit umgehen.

Ich selbst habe keine Erfahrung davon gehabt, daß Mergel in der Folge nachtheilig gewirkt habe. Auch besorge ich es weder bei mir, noch bei denen, deren Verfahren ich genauer kenne. Sie haben Wechsel-Wirthschaften, wo der Acker zum Theil dreisch liegt und wo man bei dem durch den Mergel bewirkten stärkeren Strohgewinn im Verhältniß mehr Futter erzeugt, wodurch das Stroh erst zu wirksamen Dünger wird. Bei den älteren Erfahrungen vom Ausmergeln lagen wohl lauter Dreifelder-Wirthschaften mit beständigem Kornbau — den man bei der Mürbheit und Reinheit des Ackers nach dem Mergel vielleicht sogar im Brachfelde betrieb — zum Grunde.

Wenn ich aber höre, daß man im Vertrauen auf dem Mergel und weil man nun einen größeren Schlag befahren könne, von der siebenschlägigen Koppelwirthschaft zur sechsschlägigen übergehe, oder bei der siebenschlägigen gar vier Kornernten nehme, Weide und Viehstand ver-

mindere, weil man des Stalldüngers weniger bedürfe; dann werde ich wieder für den guten Ruf des Mergels und seiner Lobredner besorgt und verwahre mich bei der Nachkommenschaft bestens dagegen, daß ich jemals gesagt hätte, der Mergel könne die Stelle des eigentlichen Düngers ersetzen und diesen entbehrlich machen. Vielmehr bin ich überzeugt, daß man in dem Verhältnisse stärker düngen müsse, in welchem man durch den Mergel dem Acker stärkere Ernten abzwingt, wenn in der Folge die Fruchtbarkeit nicht darunter leiden soll. Richtet man es so ein, daß dies mit fettem, nicht etwa bloßen Strohdünger geschehen könne, so ist der Vortheil des Mergelns immer sehr groß.

Was die Theorie über die Wirkung des Mergels anbetrifft, so muß ich, nach längerer Prüfung fremder und von mir selbst geäußerten Meinung und ihrer Vergleichung mit den gemachten Beobachtungen, doch bei dem Resultate stehen bleiben, daß er durch erregte neue Wechselwirkung den im Boden befindlichen, erst später oder zum Theil gar nicht auflöslichen vegetabilischen Nahrungsstoff schneller auflösbar, thätig und zum Uebergang in die Pflanzen bereit mache, keinesweges aber den Boden mit neuem Nahrungsstoff bereichere. Es würde mich hier am unrechten Orte in manche noch dunkle Regio-

nen des Gebiets der Ackerbau-Theorie zu tief hineinführen, wenn ich die Gründe, warum ich bei dieser Ansicht, mancher scheinbarlich widersprechenden Thatsachen ungeachtet, beharren muß, angeben wollte und ich verspare dies bis zu einer anderen Gelegenheit. Ueber diejenige Verbesserung oder Verschlechterung der Consistenz des Bodens, welche der Mergel durch seinen Thon- oder Sandgehalt bewirkt, je nachdem er der natürlichen Beschaffenheit angemessen ist oder nicht, habe ich mich genugsam erklärt und es würde hier zu weit abführen, da ich über die Verhältnisse der Bodenmischungen abermals reden müßte. Diese Wirkung tritt auch nur in dem Falle ein, daß er in bedeutender Menge aufgebracht wird.

Wir haben über die Mergelung, so wie sie im Holsteinschen betrieben wird, eine Schrift unter folgendem Titel erhalten:

Auf Theorie und Erfahrung gegründete Anweisung zum Mergeln. Eine von der Schleswig-Holsteinschen patriotischen Gesellschaft gekrönte Preisschrift von L. H. Tobießen. Altona 1817.

Diese Schrift hat das Verdienst, daß sie die Sache sehr vollständig und gut im Vortrage geordnet darstellt und ist daher allen, welche Mergelung im nordöstlichen Deutschlande aus

den daselbst befindlichen Mergellagen betreiben wollen, sehr zu empfehlen. Ich setze diese Beschränkung hinzu, denn von der Gewinnung des reichhaltigen Mergels aus großen Tiefen, die ganz bergmännisch betrieben wird, scheint der Verfasser nichts zu wissen, weshalb er es thörigt findet, ihn mit Winden herauszufördern, was jedoch bei jenen tiefen Mergellagen oft sehr vortheilhaft geschiehet. Uebrigens würde der Verfasser bei Verständigen sehr gewonnen haben, wenn er die Quellen, wo er geschöpft hat, aufrichtiger angegeben und sie nicht versteckt hätte. In dem angehängten Verzeichniß der Schriften führt er aus meinen Annalen des Ackerbaues einen unbedeutenden Aufsatz an, aber nicht die ungleich wichtigeren des verdienstvollen Rixen, die er doch kennen müßte, wenn er jene Annalen kannte und die wohl alles practisch Wesentliche enthalten, was er in seiner Schrift sagt. Daß Rixen die Sache nicht Mergeln, sonoern nach dem damaligen Sprachgebrauch in Holstein Lehmen nannte, konnte ihn doch nicht wohl geblendet haben, da jener erste Erforscher der Sache es dort zuerst und klar darthat, daß nur der kalkhaltige Lehm brauchbar sey. Die unstatthafte Anmaßung, als ob er der erste sey, der gründlich über den Mergel geschrieben habe, zeigt sich an mehreren Orten, wo er Einhofs und Cromes Schriften,

so

so wie der Grundsätze der rationellen Landwirthschaft, aus denen er das Chemische und Theoretische doch gänzlich entnommen, nur oberflächlich und grundlos tadelnd erwähnt. Aus den Grundsätzen der rationellen Landwirthschaft führt er z. B. S. 81. einen Satz mit vielen ? und ! durchspickt an, als Beweis bisheriger schwankender Angaben über die Verhältnisse der Bestandtheile des Mergels zu den Bestandtheilen des Bodens; der doch in Bezug auf das, was in der Lehre von den Erdarten über diese Bestandtheile gesagt war, vollkommne Bestimmtheit und Klarheit hat, und in Verbindung damit alles enthält, worauf der Verfasser seine Rechnungs-Exempel gründet, die füglich hätten wegbleiben können, indem jeder, der Veranlassung hat eine solche Berechnung zu machen, die Formel von selbst finden wird.

Hat der Verfasser jemals eine ordentliche, genaue Zerlegung des Mergels selbst vorgenommen, so muß sie ihm erstaunlich viel Mühe und Reagentien gekostet haben. Denn er nahm zu jedem Versuche 25 Loth, da andere sich mit 200, höchstens 300 Gran begnügten. Einen ungeheuren Gehalt von Humus nimmt der Verfasser in seinen Bodenarten an: im Sandboden 20 p. Ct.!! Bei diesem Ueberfluß von Humus fiele um so mehr alle Besorglichkeit, daß sein Verhältniß in

der Ackerkrume durch Aufbringung des Mergels quantitativisch und sehr vermindert werden mögte, weg; indem hier eine Verminderung wohlthätig seyn würde. Ueberhaupt aber läßt sich auf diese Weise der Nachtheil, der durch Mergelung bewirkt werden kann, wohl nicht erklären. Wird der Humus durch Vermehrung der Ackerkrume mittelst des Mergels relativé vermindert, so wird er es doch nicht absolutè.

Dieser Erinnerungen ungeachtet, die ich nothwendig bei der Erwähnung dieses Buchs machen mußte, empfehle ich solches doch wiederholt allen denen, die das Mergeln betreiben wollen, als das unterrichtendste, was sie über die Manipulation lesen können; jedoch bemerke ich noch, daß die Vorausberechnungen über die Größe der Mergelgrube, die Masse des Abraums u. s. w. nur in den Fällen zutreffend seyn können, wo der Mergel in hinlänglich mächtigen, ununterbrochenen und fast horizontalen Lagen sich findet, was bei uns leider! selten ist. Er liegt bei uns mehrentheils nur Nester- und Adernweise, die sich bald heben, bald senken und denen man oft mit vieler Beschwerde nachgehen, also den Gruben ganz irregulaire Formen geben muß. Abraum lasse ich jetzt durchaus nicht mehr abfahren, sondern zur Ausfüllung der Grube gebrauchen. Wenn Streifen, wo der Mergel ausgeht, stehen bleiben

müssen, so lasse ich doch alles rajolen, oben mit Mergel und dem beim Froste zur Bedeckung gebrauchten Mist durchsetzen. Solche Stellen scheinen, nachdem sie einmal mit Hackfrüchten benutzt worden, sich ganz vorzüglich zur Luzerne zu eignen.

Sehr viel Interessantes über Mergel enthalten die neuen Annalen der Mecklenburgschen Landwirthschafts-Gesellschaft, herausgegeben vom Herrn Professor Karsten zu Rostock, besonders deren 4ter und 5ter Jahrgang.

Es ist darin die Frage verhandelt, ob schon vor dieser Periode in Mecklenburg gemergelt worden. Ein Fall aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts auf dem Bernstorffschen Gute Grävismühlen ist entschieden. Allein allen Umständen nach scheint dieser Fall doch nur ein einzelner und eine Ausnahme bei einem sehr einsichtsvollen und thätigen Gutsbesitzer gewesen zu seyn. Im Jahre 1718 erließ die herzogliche Kammer eine Anweisung an alle Domainen-Pächter, wie sie das Mergeln betreiben sollten. Aber gerade aus dieser Anweisung muß ich schließen, daß man das Mergeln practisch und die Art der Mergellagen in Mecklenburg nicht gekannt habe. Denn sie paßt gar nicht auf diese, sondern auf die Herausförderung des Mergels in Berggegenden und ist entweder von Einem, der das Mergeln

in diesen Orten gesehen hatte, abgefaßt oder, wie es mir schien, aus einer anderen älteren ökonomischen Schrift hergenommen. Wäre die Sache jemals in Mecklenburg landüblich gewesen, so müßten mehrere Erinnerungen davon vorhanden seyn, wie das in Pommern der Fall ist, wo man entschieden schon vor hundert Jahren sehr viel gemergelt hat, aber durch die üblen Folgen des Mißbrauchs davon zurückgekommen war. Man zeigt auf manchen Fluren noch die Aecker, wo die Vorfahren gemergelt hatten und die sich noch immer dadurch auszeichnen sollen, daß sie gute Erbsen, aber schlechteres Getreide, besonders Roggen tragen.

Zwei einsichtsvolle Landwirthe, die Herren Uffhausen und Vollbrügge, haben sich zuerst am ausführlichsten über das Mergeln in diesen Mecklenburgschen Annalen vernehmen lassen. Jener ist ein sehr entschiedener Vertheidiger des Mergelns, dieser ein beschränkender und warnender, der jedoch seinen vorsichtigen Gebrauch und Nutzen nicht verkennt.

Dann aber tritt im 4ten Jahrgange der Herr Doctor Gerke auf Frauenmarck auf, mit einer Abhandlung: „Der Mergel. Ein Versuch zur Erweiterung der Naturkunde und landwirthschaftlichen Erfahrungslehre." Es thut mir leid, daß ich es

bei aller Achtung, die ich für den Hrn. Verf., hinsichtlich seiner Energie, seiner Talente und seiner Genialität, hege, sagen muß: er hat sich hier in ein Fach gewagt, wovon er auch nicht die ersten Begriffe aufgefaßt hat. Wo er ein chemisches Wort anbringt, da siehet man, daß er es mißverstand. Der Mergel soll aus den Absatz der Schaalthiere durch Fluthungen entstanden seyn und Humus aus dem Fleische dieser Thiere, Aetzstoff (Kalk) von ihren Ausschwitzungen und Gluten oder Kleber (als welchen er sich den Thon denkt) sollen seine Bestandtheile seyn. Hierauf gründet er denn seine Theorie von der düngenden Kraft des Mergels. Gott weiß, woher er diese verworrenen Begriffe genommen oder wie er sie sich gebildet hat. Man sieht wohl daß er chemische Schriften gelesen und zwar rein experimentalische, nicht poetisch-natur-philosophische; denn aus diesen wäre es eher erklärbar. Aber so geht es, wenn man eine Wissenschaft fragmentarisch studiert, ohne an den Elementen fest zu seyn. — Es thut mir wahrlich leid, daß ich dies sagen muß. Aber die Möglinsche Schule hat anerkannt durch die Verbreitung und Anwendung klarer und bestimmter physischer und chemischer Begriffe auf den Landbau sehr viel beigetragen, um einen sicheren Grund zu legen, worauf dereinst ein haltbares Gebäude

der Ackerbautheorie für die Praxis construirt werden kann. Sie kann es nicht zugeben, daß die Sprachen wieder verwirrt und ein Babylonischer Thurmbau daraus werde. —

Der Mergel besteht aus einer Verbindung von thon- und kohlensaurer Kalkerde; es kann ihm mancherlei zugemengt seyn, Sand, Bitter-Erde, Gyps, oxydirtes Eisen; seltener Erdharz und sehr selten Humus oder organische Materie. Beide letztere zeigen sich durch den Geruch, ersteres wenn man ihn nur reibt, letzterer wenn man ihn brennet, an. Bei den meisten Mergelarten läßt sich keine Spur von Humus entdecken; es sind viele Hundert Arten in Möglin mit größter Genauigkeit zerlegt. Die Muschel-Ablagerungen, welche man in Sincken, in Wiesen, mehrentheils unter mooriger Erde findet (wo man oft in der oberen Lage noch erkennbare Conchilien, darunter einen blätterigen, ganz unten einen festen halb crystallisirten Kalk bemerkt) sind eigentlich kein Mergel, sondern kohlensaurer, zuweilen etwas phosphorsaurer Kalk, der nur mit sehr wenigen Thon oder anderen Theilen verunreinigt ist. Der eigentliche Mergel enthält zwar wohl mehrere oder wenigere versteinerte Schaalthiere oder ihre Abdrücke. Aber große Massen enthalten oft auch keine Spur davon. Seine Lagen können keine unmittelbare Ablagerungen von

Schaalthieren seyn; sie scheinen schon in erdiger Gestalt durch Fluthen herbeigeführt und abgesetzt zu seyn. Die Hypothese, daß aller Kalk auf unserer Erdkugel organischen Ursprungs sey, hat man aufgegeben, da es Kalkfelsen weit über die Höhe hinaus, wo man Versteinerungen oder Abdrücke von Wasserthieren findet, giebt.

Uebrigens ist dieser Aufsatz in praktischer Hinsicht ganz lesenswerth. Die Uebertreibungen wird man der Genialität, womit er geschrieben ist, zu gut halten und für ihre Rechnung den gehörigen Abzug machen. Merkwürdig ist die Stärke, in welcher der Herr Verfasser den Mergel aufbringt und aufzubringen empfiehlt, nämlich 4 Karren von 10 Kubikfuß auf die sechszehnfüßige Quadratruthe. Ja er hat den Versuch mit einer Fußhohen Aufbringung gemacht und vorzügliches Getreide auf der Stelle gehabt. Es widerspricht anderen Erfahrungen, indessen verdient der Versuch von mehreren wiederholt zu werden, da es sich dann auch entscheiden wird, in wie fern es ökonomisch seyn könne, so sehr stark zu mergeln. Die Tendenz des Ganzen in praktischer Hinsicht ist, wie man denn auch von dem Hrn. Verfasser nicht anders erwarten konnte, sehr gut und geht keinesweges dahin, im Vertrauen auf Nahrungsstoff-haltenden Mergel zu erschöpfenden Ernten und Vernachlässigung der

Dünger-Erzeugung zu führen, vielmehr dringt der Hr. Verf. darauf, die Mergelung zur Einführung eines starken Futterbaues in einem zweckmäßigen Fruchtwechsel zu benutzen, unter welcher Bedingung sie denn freilich nicht nachtheilig werden kann. Nur seine Theorie könnte verleiten.

Im 5ten Jahrgange findet sich nun auch eine eben so bescheidene als gründliche Widerlegung des Hrn. Doctor Gerke, in einem sehr gediegenen Aufsatze des Herrn Forst-Inspectors Becker über die Verbesserung und Verschlechterung des Ackers durch Mergel; den ich erst, nachdem das Vorstehende geschrieben war, gelesen habe. Ich ersahe auch zuerst daraus, daß dieser würdige Mann schon im Jahre 1790 eine Abhandlung vom Mergel und dessen Benutzung beim Ackerbau in der Monatsschrift von und für Mecklenburg hatte einrücken lassen; die damals vielleicht wenig Sensation erregte. Er zeigt sehr gründliche chemisch-physikalische Kenntnisse und klare Ansichten, wodurch er Herrn Gerkes Hypothese ausführlicher, als ich es nöthig fand, widerlegt. Ich kann mich nicht enthalten, hier einige Stellen auszuziehen, die so wahr und treffend, als schön gesagt sind.

„Wenn der Humus im Boden gänzlich fehlt,

er mag eine Mischung von Erdarten haben, welche er wolle, so ist er für den Getreidebau unfruchtbar: hat der Boden wenig Humus, so ist er mager, hat er vielen Humus, so ist er fruchtbar. Humus aber besteht aus zerlegten Theilen von Gewächsen und Thieren. Der Landmann hat daher Ursach, mit dem Humus oder den Nahrungstheilen, die in seinem Boden sind, recht ökonomisch umzugehen. Wenn er nun aber eine so große Menge eines Auflösungsmittels mit seinem Acker vermengt, daß aller Humus, den die Natur, nach der weisen Einrichtung des Schöpfers, nach und nach zerlegt und wieder ersetzt, mit einem Mal aufgelöst wird, welche Folgen werden daraus entstehen? — ein übermäßiges Wachsen des Getreides, so lange Uebermaaß des aufgelöseten Nahrungmittels zufließt — und alsdann — Mißwachs und Unfruchtbarkeit! Bestraft sich hier nicht die Verschwendung der Kräfte des Bodens, wie jede andre Verschwendung? zuerst Ueberfluß, dann Mangel! Auch kommen gewiß nicht alle aufgelöseten Theile des Humus den Gewächsen, die wir bauen wollen, zu gut; viele gehen unstreitig verloren, werden völlig destruirt oder weggespült, und unter den Spielraum der Wurzeln getrieben. Es würde also nicht haushälterisch seyn, wenn man seinen Boden erschöpfen wollte; und dazu kann man

unstreitig gelangen, wenn man das Mergeln übertreibt oder schnell nach einander denselben Platz bemergelt."

„Je mehr Humus der Boden enthält, desto mehr Kalktheile werden zu seiner völligen Auflösung erfordert. Warum wollte man aber mehrere Dungtheile auflösen, als die zu erzielenden Pflanzen bedürfen? Hat Lagerkorn Vorzüge vor anderen? Bis jetzt hat man guten Erfolg davon verspürt, wenn man auf jede Quadratruthe eine Karrenladung gefahren hat. Würde man mehr dabei gewinnen, wenn man die Kosten vierfach erhöhete, vier Karren auf eine Quadratruthe ausladete, und dann einige Male Lagerkorn bauete? Ich zweifle sehr daran, auch wenn der Boden nicht dadurch entkräftet würde." — —

„Das regelmäßige Düngen des Bodens mit thierischen und Pflanzentheilen darf beim Mergeln nie unterbleiben. Es stehet noch sehr zur Frage, ob man vermögend ist, die durch den Mergel dem Boden geraubten Kräfte, durch mäßiges Düngen wieder zu ersetzen. Wenn man darauf hinblickt, wie viele Jahre der Boden auf seinen Humus Gehalt gesammelt hat, so wird dieser Zweifel sehr gerecht. — Der Acker, wenn er nicht ganz schlecht ist, verliert durch Mergeln auf eine doppelte Weise; er büßt einen Theil

seiner Kräfte ein und erhält eine Zumischung von unfruchtbarer Erde durch den Mergel."

„Wenn Pächter das Düngen des Ackers unterlassen und, wie jemand äußerte, den Dung aus der Erde holen und sich mit dem Mist nicht länger herumschleppen wollen (oder Tabacksplantagen nach Amersfordscher Art damit anlegen) so verdienen sie, wenn sie keiner Belehrung fähig sind, unter Aufsicht der Landwirthschafts-Polizei gestellt zu werden."

Ein anderer Aufsatz in diesem Jahrgange der Annalen: noch etwas über den Grund der Wirkung des Mergels enthält theoretische Ansichten und Aufgaben, die nicht unbegründet sind, deren Auflösung uns hier aber zu weit in das Chemische hineinführen würde. Er schließt folgendergestalt:

„Daß der Mergel auszehre, darin sind Alle einstimmig, so wie, daß daher der gemergelte Boden mit vegetabilischen und animalischen Stoffen stärker genährt werden müsse; nur ist nicht ausgemacht, ob er directe, oder mittelbar, oder beides zugleich den Fruchtbarkeits-Stoff angreife. Directe würde er zehren, wenn er den Humus verminderte oder ihm die Qualität benähme, durch die er nährt; mittelbar, indem er das erhöhete Leben der Pflanzen zur stärkeren Consumption des Humus brächte." — Er wirkt

ohne Zweifel dadurch, daß er den Stoff so bereitet, wie er von den Pflanzen am besten aufgenommen werden kann, wie er ihnen gleichsam am besten schmeckt, wodurch freilich ihr Appetit auch gereizt wird. Er befördert seine Gahrheit.

Endlich krönt die Verhandlungen über den Mergel ein Aufsatz, überschrieben:

„Zur hoffentlich endlichen Beruhigung für diejenigen, welche sich von dem Nutzen des Mergels noch nicht überzeugen können. Veranlaßt durch die im 4ten Jahrgang S. 279 dieser Annalen befindlichen Aufforderung des Herrn Oekonomie-Raths Vollbrügge, nebst einigen Bemerkungen über die vom Hrn. Dr. Gerke S. 629. dieses Jahrgangs mitgetheilten Lehren über eben diesen Gegenstand"

unterzeichnet: „Ein holsteinscher Landwirth." Da er vormals in Mecklenburg gelebt und gewirthschaftet habe, sagt er, so freue er sich besonders, aus diesen Annalen die Fortschritte der dortigen denkenden Landwirthe zu vernehmen. Hinsichtlich des Mergels scheine es zwar, daß man sich in Mecklenburg über den großen Nutzen desselben noch nicht ganz einig sey und daß sich dort noch viele Gegner dieses herrlichen Verbesserungsmittels fänden. Wenn man indessen die Sache genauer betrachte, so mögen diese auch wohl nicht Unrecht haben, denn wahrscheinlich

kennen die Gegner des Mergels nur den Mißbrauch, der mit dem herrlichen Material getrieben wird und aus den nachtheiligen Folgen, die daraus entstehen müßten, würden sie verleitet, mit dem Begriff das Mergeln zugleich die Idee das Ausmergeln zu verbinden, so wie dies auch allerdings bei unrichtiger Behandlung an mehreren Orten der Fall gewesen ist. (Erfahrung, welche wohl die Holsteiner, aber noch nicht die Mecklenburger, haben konnten.)

Als Landwirth in Holstein, wo es jetzt wohl nur wenige Strecken gebe, die noch nicht gemergelt seyn mögten, glaube er darüber den Mecklenburgern nähere Auskunft geben zu können. Er erzählt nun, wie das Mergeln in der Preezer Probstei angefangen, wie die dortigen Bauern, auch durch den vortheilhaften Strohverkauf gereizt, den Kornbau (worin sie früher sehr mäßig waren) übertrieben; wie ihr vormals bereichertes Land das mehrere Jahre ausgehalten, wie sie dann aber zum zweiten Mergeln hätten schreiten müssen, einige es schon zum dritten Mal gethan und es nun statt zu helfen, nur geschadet hätte, indem sie jetzt weniger Korn als vor dem Mergeln gebauet. Eben so sey es auf vielen Gütern gegangen, wo man gehofft, daß die durch den Mergel erzeugte Fruchtbarkeit ewig fortdauern würde und daher auf den Dünger

wenig Rücksicht genommen habe. Was man auf den Acker schleppte und Dünger nannte, war nur vermodertes Stroh, dessen man nach dem Mergel genug gewann. Da man keine Abnahme der Fruchtbarkeit spürte, so nahm man mehrere Saaten, schränkte also die Weide, mithin den Viehstapel ein. Dieser Fehler sey fast allgemein die Folge des Mergelns gewesen, den man jetzt — leider! zu spät — einsehe, indem durch unrichtige Wirthschaft auf sehr vielen Gütern die Fruchtbarkeit merklich vermindert worden. Hierdurch klug gemacht, könnten die Mecklenburger (nicht weniger die Märker) Landwirthe sich die Regel abziehen: daß man auf bemergeltem Lande durchaus nicht mehrere Saaten als vorher nehmen und das mehrere Stroh (durch Zusatz von kräftigern Nahrungsmitteln) gehörig in Dünger verwandeln und dem Lande wiedergeben müsse. Um letzteres zu bewirken, schlägt er zwei Wege vor. Den ersten: Man streue dem Vieh das mehrere Stroh im Winter nicht stärker, als nöthig ist, unter und spare es zur Sommerstallfutterung auf, mit der man dann immer weiter gehen könne, indem ohne Stallfutterung mit allem Vieh die Landwirthschaft nie den höchsten Grad der Kultur erreichen, oder, was einerlei sey, nie den höchsten Geldertrag geben würde. (Aus Holstein ein ungehörtes Wort!) Der zweite Weg ist

folgender: Es sey mehr schädlich als nützlich, die frisch bemergelte Brache zugleich zu bedüngen. Das Wintergetreide lagre sich zu leicht, man baue ungeheure Menge Stroh, aber schlechte, eingeschrupfte Körner. Deshalb soll man nur einen Theil der Brache zugleich bedüngen und bemergeln und auf diesen, wo nicht Rapsaat, doch ein Menge-Futter für das Vieh, das man im Sommer auf dem Stall futtern will, bauen. Den übrigen sonst anf die Brache kommenden Mist bringe man auf den frischen Weideschlag oder unter die letzte Saat, der er auf den Theil des Schlages, welcher zu Anfang keinen Dünger, sondern nur Mergel erhalten, in der Folge immer gegeben werden müsse. So würde man jährlich zwei Schläge verbessern und dem Vieh eine um so kräftigere Weide verschaffen. Dieser bedüngte Weideschlag komme dann nach dem Aufbruch in voller Kraft zum Kornbau, könne nun auch gemergelt werden und mit Dünger, dessen man nun, nicht blos durch das vermehrte Stroh, sondern auch vergrößerten Viehstand, genug haben werde, dann wieder niedergelegt. (Dies ist ganz das herrliche System des Camillo Tarello, welches man in einem Theile der Lombardei und in Nordbrittannien, also in sehr verschiedenen Klimaten, gleich glücklich befolgt.) Daß das Bedüngen der Weideschläge von sehr bedeu-

tendem Nutzen sey, wisse er aus eigner Erfahrung; auch werde in dem ganzen Holsteinschen Marsch nur das Weidenland gedüngt, das Saatland nie, bei welcher Methode man ungleich lohnigeres Getreide baue, weil dem Boden dadurch die wahre düngende Kraft mitgetheilt werde, andere Theile aber, die dem Getreide mehr schaden als nützen, verflögen. Deshalb halte er es auch besser, den Dünger auf der Brache recht lange austrocknen zu lassen, als ihn frisch unterzupflügen; obgleich letzteres mehr Stroh gebe. Ohne die Brache zu bemergeln, würde das Düngen der Weideschläge nie im Gang kommen können.

Die in Holstein gemachten Versuche in der zweiten Brachzeit wieder zu mergeln, seyn schlecht ausgefallen. Zwar glaubt er nicht, daß die Verbindung des Mergels gleichzeitig mit dem Dünger auf magerern aber reinerern Boden, wie der Holsteinsche, seiner bisherigen Bestellungsart wegen, war, so nachtheilig seyn werde, wie er dort oft gewesen; aber Trennung hält er doch allgemein für besser. — Das Resultat ist: der zweckmäßige Gebrauch des Mergels sei das leichteste und sicherste Mittel, ein Gut zum höchsten Grade der Kultur zu bringen; eine verkehrte Anwendung, es zu erschöpfen.

In der Nachschrift erklärt er sich gegen verschiedene Sätze des Hrn. Gerke, dessen Aufsatz

ihm

ihm erst später zu Händen gekommen sey: vornämlich gegen das starke Auffahren des Mergels. Wenn man auf mageren Sandboden recht thonigen Mergel oder auf strengen Lehmboden Sandmergel zu bringen habe (was aber selten der Fall seyn wird) so möge es zuträglich seyn. Aber in gewöhnlichen Fällen habe man eine Karre auf die sechszehnfüßige Quadratruthe als das angemessenste befunden und so daß er ½ Zoll hoch zu liegen komme. Man habe es versucht, ob es besser sey, statt einer Karre 1¼ auf die Quadratruthe zu fahren, aber auch selbst in den letzten Saaten keinen Unterschied gefunden. Warum sich also größere Kosten machen?

Das Mergelfahren im Winter habe man in Holstein auch angefangen, aber bald unterlassen, weil die Kosten wohl dreimal so hoch als im Sommer zu stehen kämen. (Das weiß ich mir nun nicht zu erklären; bei mancher Witterung oder Lage der Mergelgrube hat es seine Schwierigkeiten, aber oft geht es im Winter sehr gut.)

Dann gegen das Verfahren, den Abraum, der eine sehr unfruchtbare der Vegetation schädliche Erde sey, streuen zu lassen. Wenn der Mergel wie gewöhnlich in einem Hügel liege, so müsse man ihn in die Grube zurückwerfen und man werde mit leichter Mühe eine planirte Fläche erhalten (was Hr. Gerke eine corrupte Idee

nennt). Nehme man ihn auf ebnen Lande, so werde freilich eine Grube bleiben, die man in der Folge vielleicht zur Viehtränke nutzen könne.

Ueber die Theorie jenes Verfassers äußert er sich nicht. Dieser Aufsatz enthält ohne Zweifel das Trefflichste, was sich über den Gebrauch des Mergels sagen läßt. Er scheint recht aus innerem Wohlwollen für unsre Gewerbsgenossen entsprungen zu seyn, um sie zu dem rechten Gebrauch dieses großen Verbesserungsmittels aufzumuntern und gegen den Mißbrauch desselben zu verwahren.

A. Thaer.

III.

Der Landbau
in einer sehr unfruchtbaren Gegend.

Auf der östlichen Seite des Harzgebirges, wo solches allmählich absinkend sich endlich unvermerkt in das flache Land verliert, von Kasselfelde bis Rammelburg und Pansfelde, in einem Striche, der ungefähr 8 Stunden lang und 4 breit ist, da wird für eine an sich so schlechte Gegend dennoch nicht wenig Landbau getrieben. Dieser Theil des Gebirges ist ungefähr 500 bis 900 Fuß höher, als die südliche an ihm sich hinziehende Ebene, und beinahe 600 bis 1000 Fuß höher als die nördliche Ebene. Zu einer Zeit, wo in nahrhaftern Gegenden die Klöster reich und die Mönche müßig und wohllebend geworden, und an diesem Harze noch tiefe Waldwildnisse waren, da hatten sich entsagende strengere Klosterbrüder in diese Einöden zurückgezogen, eine

Menge kleinerer Zusammenwohnungen gestiftet, wovon Spuren und Sagen zurückgeblieben, und hatten mit eigner schwerer, das Fleisch kreuzigender, Arbeit in den Wäldern Ausrodungen und Urbarmachungen vorgenommen. Zwischen gelegene Nonnenklöster dienten, das düster mühselige Leben mit einigen lichten Strahlen zu erheitern. So ist schon seit ziemlich früher Zeit hier ein beträchtlicher Anbau entstanden.

Die Wärme ist hier im Durchschnitt 2 bis 3 Grade nach Reaumur geringer, als unter dem Gebirge. Die Ernte ist 2 bis 3 Wochen später. Sogenanntes Winterobst, welches in der Ebene dieser Breitengrade, Michaelis zeitig wird, reift hier nicht. Zwetschen werden in gewöhnlichen Jahren nur sauer, nicht süß. Im Junius und September sind Nachtfröste nicht selten. Eine schärfere Luft wehet den an, der aus der Ebene heraufsteigt. Die Sonne sticht zwar nur noch schärfer, aber die Schattentage und besonders die Nächte sind schaurig, und kalte Nebel lagern in den Thälern. Das Klima mag dem in dem südlichen Schweden ziemlich gleichen.

Doch, was fein empfindende Personen bemerken, hat die Luft Erheiterndes und Belebendes. Die Eßlust ist schärfer, die Ruheliebe geringer. Der Verfasser hat Einige gekannt, welche einer peinlichen Hypochondrie bald sicher zu entgehen

glaubten, wenn sie sich auf diesen Harz begaben. Daß fast alle Quellen Eisen enthalten, welches mittelst Schwefelsäure, und auch mittelst Salzsäure, aufgelöset ist, mag auch auf das Befinden bestimmt einwirken. Einige sehr stark mit Eisen gesättigte Wasser thun, zum kräftigenden Zusammenziehen und Stärken als Bäder gebraucht, große und sehr erprobte Wirkung. Dieses weiset sich von Jahr zu Jahr mehr aus, besonders zu Alexis, wo seit nicht langer Zeit ein eingerichtetes Bad angelegt ist, welches sich gegen das Schwächesiechthum, dem die Städter, die Gelehrten und die Vornehmen so ausgesetzt sind, in der That ganz außerordentlich heilsam bewährt hat.

Die Ebenen im Norden und Süden dieses Gebirges gehören wohl zu den fruchtbarsten und angebautesten Deutschlands. Die südliche, zu Thüringen gerechnet, unter dem Namen der goldnen Aue bekannt, hat milden schwärzlich-röthlichen Lehmboden, in welchem fast nie eine Ernte versagt. Wie Perlen an einer Schnur drängt darin an einem kleinen Flusse, den Helme, ein fröhlich schimmernder Ort den andern. Von einer Menge Punkten dieses Gebirges ist nach dieser südlichen Seite hin ein zauberisch malerischer Anblick, über eine ganz besonders schön zusammengesetzte weite Gegend. Ganz ausgezeichnet

ist dieser Hinblick zu Eichenforst, unweit Stolberg, wo Reisende neben einer niedlichen kleinen Anlage des Grafen Stolberg ein Unterkommen finden. Eine Reihe Hügel und Berge erscheint hinter der anderen in immer abgeblaßterer Ferne. Ganz hinten dämmert wie ein Wölkchen der Thüringer Wald, und in diesem wie eine Spitze jenseit Gotha der Inselberg, 13 Meilen fern, der an Höhe mit dem Brocken streitet. Vorn tritt wie ein kolossaler rauher Wilder unter gesitteten glatten Menschen, der steile, seltsam gestaltete, waldbewachsene Kiffhauserberg hervor, mit seinen zwei alten Burgen, von deren einer, auf der höchsten Spitze belegenen, die Ruinen sehr weitläuftig sind, und lange ein Lieblingsaufenthalt der herumziehenden Kaiser waren. Nicht immer ohne Scheelsucht sieht der öfter getäuschte, aber nie ermüdete Bebauer des Holzbergbodens, in diesen geschmückten Garten herab, wo ein häufenderer Ertrag den etwas langsamer geregten Fleiß des beleibteren, gemächlicher schreitenden Thalbewohners lohnt.

Ein Theil der nach Norden von diesem Harze aus sichtbaren Ebene, welche sich in kaum absehbarer Weite erstreckt, wird die Börde genannt, zieht sich bis nach dem von hier erblickten Magdeburg und ist berühmt wegen ihrer Fruchtbarkeit Sie hat einen mürben, etwas leichten schwärzli-

chen Boden, in welchem der Gerstenbau überwiegend ist. In Jahren wo der Regen nicht mangelt wogen in ihr die reichsten goldnen Weitzensaaten, und helfen sichtbar das Vermögen aufhäufen in den stattlichen Dörfern, deren freie Wohner sich fast eben so sichtbar, von Tage zu Tage, achtungswürdig besittigen, und durch in die Augen fallenden krönenden Erfolg die früh begonnene volkachtende Weisheit ihrer Regierung preisen.

Wie zwischen zwei großen, überall mit schwellenden Kissen umpolsterten Mastochsen des bekannten Herrn Nordmann, ein abgehungertes überall knochenspitzes struppiges Rind liegt, so ist gelegen zwischen jenen zwei fetten Ebenen, dieser arme magere Unterharz. Ich steige an auf denselben aus einer jener beiden schönen Ebenen, aus der im Norden auf dem bestgehaltensten Wege; auf dem schlechtesten, immer über die ärgsten Schlaglöcher hin, aus der im Süden. Ein ziemlich strenger Luftzug durchfährt mich schon, ich muß mich zuknöpfen. Scharfe kleine Steinchen stechen unter den Fuß. Oben geht es hügelan und hügelab, und sehr viele Felder hängen an den Seiten. Wald und Feld wechseln überall lustig, und es entsteht eine Menge kleiner niedlicher Ansichten. Im Walde hatte auch hier das alte starke Holz sehr abgenommen, und

die Hölzer scheinen sich nach und nach in Gebüsche verwandeln zu wollen. Die Erdart ist überwiegend Thonschiefer, unter dem Grauwacke liegt, die, den Schiefer, in die Höhe steigend, in vielen Kanten und Spitzen durchbricht. Der Auerberg und der Ramberg sind die höchsten Punkte dieser Platte, treten mit Granit hervor, sind auf jeder kleinen Höhe sichtbar, und schließen immer wieder erscheinend, auf mannigfache Art den Gesichtskreis. Es finden sich weite Lager Eisenstein. Es giebt Erze die Silber und Blei, Spiesglas, Arsenik, Braunstein und wer weiß was Alles enthalten, und Schwefel mitführen. Eine Menge Eingrabungen, und nie wieder überrasete Halden zeugen von einem vormals mehr als jetzt blühend gewesenen Bergbaue; welcher sehr von Holzmangel bedrohet wird. In allen Boden sind mannigfaltige, im ebnen Lande nicht vorkommende, meist metallische Minerale enthalten, welche im Ganzen den Boden unfruchtbarer machen, oft dicht neben einander liegenden Stücken die verschiedenste Tragbarkeit mittheilen, und den Landbau sehr verwickeln. Schwefelsaures Eisen durchmischt fast allen Boden. Im Ganzen, und wo er ziemlich eben, ist derselbe thonig und schwer. An Abhängen wo der Boden weggeflossen, ist er kleinschiefrig und scharf. Er hat viele Quellen so im Winter flie-

ßen, und im Sommer versiegen, und da wo sie sind den Winterbau fast unfehlbar vernichten. —

Im Ganzen ist der Charakter des Bodens, sowohl durch seine innere Natur, als auch durch die Kälte der Luft, eine recht sehr große Trägheit. Zugleich scheinen in seiner Mischung Stoffe zu seyn, so der Gerste, den Erbsen und dem Sommerrüsaamen widerstreiten, welche an den vielmeisten Orten, der Acker mag noch so wohl durch Hofdünger gestärkt, oder durch den Pflug beartet seyn, durchaus nicht wachsen wollen; welche aber, wenn der Acker eine gewisse Hülfe, gleich einer Arznei, erhält, von der hernach zu reden, für denselben durch eine totale Umänderung grade die Lieblingsfrüchte werden.

Boden der zehen und mehrere Jahre unbestellt, oder, wie man hier sagt, leede, gelegen, und eine drei Finger breit starke Narbe von hungrigem nadelspitzen Grase, kurzer Haide, und besonders von weißgrauen Flechten, die wie Schimmel aussehen, bekommen hatte, der wurde umgerissen, als Brache behandelt, und bestellt. Er trug nur ganz schwachen Roggen und schlechten Hafer. Wurde er vom Hofe noch so stark gedüngt, so starben dennoch Gerste, Erbsen und Sommerrübsaamen auf ihm, kaum aufgegangen, bald gänzlich ab, und brachten es zu nicht einer

Blüthe. Eigentliche Gifte für diese Früchte scheinen in dem Boden zu seyn.

Das hatte die Folge daß noch vor 30 Jahren der beschränkte dürftige Ackerbau, im Durchschnitte so betrieben wurde. Um Winterrübsaamen und nach dem Roggen bestellen zu können, wurden auf einen hiesigen als Brache behandelten Acker, der um seinen fünften Theil größer ist, als der Magdeburgische Morgen 10 bis 14 zweispännige Fuhren Dünger aufgefahren, welcher aber so wenig Stroh enthielt, und so verwittert war, daß er 25 bis 30 Fuhren Dünger, wie sie im strohreichen Lande gewöhnlich aufgefahren werden, an Kraft gleich war. Der Winterroggen winterte sonst oft aus, darum wurde mehr Sommerroggen bestellt. Nach diesen Früchten wurden nur auf denen wenigen Aeckern, auf denen Gerste und Erbsen wuchsen, welches jedoch um das Städtchen Harzgerode und um die Burg Neuhaus, wo der Boden milder thonlehmig ist, immer wohl anging, diese eingesäet. Endlich wurden nach einigen Ernten Hafer genommen, zuerst Weißhafer, nachher Schwarzhafer. Wo Gerste und Erbsen nicht gewagt werden durften, welches sehr überwiegend der Fall war, da wurden nach jenen beiden ersten edleren Früchten drei Ernten Hafer genommen, von welchen

die beiden ersten recht gut wurden. Die letzte war immer Schwarzhafer.

Ohne die Wiesen, welche am Raume reichlich, an Güte im Ganzen bruchig und sauer, oder hoch und trocken, und größerentheils ziemlich schlecht sind, und ohne die Waldweiden, und das durch diese erhaltene Vieh, würde fast gar kein Ackerbau haben Statt finden können. Selbstallein könnte er sich nicht erhalten.

Zwei Drittel der Länderei lagen als Leede, das heißt sie wurden nie gedüngt, zuweilen umgerissen, und nur mit Schwarzhafer bestellt, der wie der sogenannte Flughafer aussieht, lange Flatterspitzen, sehr wenig Mehl hat, und noch ein Viertel leichter ist, als gewöhnlicher Hafer. Nachher blieb die Leede wieder liegen, und da der Hafer so stark auszehrt, berasete sie sich in mehrern Jahren nicht wieder, sondern blieb nackter, widrig aussehender Boden. Die Durchschnitternte von einem solchen Acker waren 25 Garben.

Solcher Boden, wenn er gepflügt wurde, hatte nicht den angenehmen erfrischenden Erdgeruch, sondern einen strengen empfindlich zusammenziehenden stechenden Geruch, wie schwefelsaures Eisen.

Ein den Ackerbau schwer niederdrückender, und darum immer fluchwürdiger Zehent scheint

hier nicht eingeführt gewesen zu seyn, entweder weil er nicht der Mühe werth war, oder weil der dürftige Ackerbau ihn nicht ertrug. Aber ziemlich starke Frohnden, und mancherlei lastende Abgaben an Bodenherren waren auch in dieser halben Wüste aufgezwungen, und mußten den Zustand hier, wo die Kultur auf größeren Fleiß, und theurere künstliche Hülfsmittel bedingt ist, noch mehr verübeln als anderswo.

Unter solchen Umständen war denn freilich der Ackerbau, nur fast Nebensache der Ernährung. Die Anspänner lebten hauptsächlich vom Fuhrwesen; die Handthierenden von ihrer Viehzucht, vom Holzhauen, und hier und da von Manufakturarbeit und Hausirengehen. So schnitten in einem Dorfe von 1000 Menschen, Dankerode, fast alle Männer Reife zu Fässern, und die Weiber strickten Strümpfe auf den Verkauf, oder thun es noch. Ein Weib aus dem Orte geht nie, selbst auf unebenstem Wege, ohne zu stricken, und um 2 oder 3 Uhr pflegt sie sich schon im Bette aufzurichten, und sitzend im Dunkeln zu stricken, wodurch das theure Licht erspart wird. Auch gingen oder gehen diese nieverdrossenen Leute in die Ernte, im ebnen Lande, und helfen Früchte schneiden. Da strengen sie sich äußerst an, geben wenig aus, leben mehrentheils von Käse und Brod, und die Person

bringt 10, manchmal 15 Thaler zurück, welche das ganze Jahr wohl thun. Wenn die Ernte in der Ebene ziemlich vorbei ist, geht sie in diesen Bergen an. Dann verdienen sie hier noch einmal.

Dieser Zustand der Armseligkeit und des Entbehrens hat sich seit einiger Zeit für diese Gegend, durch Verbesserungen im Landbaue, welche für diese Gegenden Entdeckungen waren, und in der That merkwürdig sind, außerordentlich vortheilhaft geändert. Die frohe Geschichte dieser Umstaltung verdient beachtet zu werden. Sie ging nicht von Herren, sondern von dem arbeitenden Volke aus und dessen erweiterten Einsichten, welchem vorher der allerregste Fleiß, wie der in einem Bienenstocke, und die entbehrungsvollste Lebensart wenig zu Gute kamen. Was ihm zu Gute kam, war sein leichter froher Sinn eines Bergvolkes; diese herrliche entschädigende Gabe der auch hier wohlthätigen Mutter Natur.

Seit etwa 35 bis 40 Jahren entdeckte man, daß Asche, einerlei, ob frische oder in der Potaschensiederei ausgelaugte; oder ob ausgelaugte und mit einem Sechstel Kalk vermengte vom Seifensieder, eine wunderähnliche Verbesserung im hiesigen Acker hervorbringe, und zwar eine noch größere Verbesserung in den verachteten sogenannten Leedeäckern, welche, wie schon gesagt, mit Schimmel überzogen scheinen, an fast den

meisten Orten damals zwei Drittel der Fläche einnahmen, zuweilen umgerissen, mit 2½ Scheffel Schwarzhafer besäet wurden, dann der Acker 20 bis höchstens 30 Garben brachten, und wenn er nicht ganz schlecht war, 7 Scheffel Hafer wiedergaben.

Ein solcher Acker wurde nun mit 4 vierspännigen Fuhren Asche befahren. Ein Fuder kann nicht über 16 Centnern angenommen werden, da er das Gebirge heraufgefahren werden mußte, von der Südseite auf den ungebessertsten Wegen, und da die Asche gewöhnlich noch etwas feucht war, wovon die Gewichtzunahme nicht gerechnet werden darf.

Dieser eine Acker trug nun nach der Asche, hinter einander und lediglich durch dieselbe: 1) Wenigstens 9 Berliner Scheffel Sommerrübsaamen, 2) 18 Scheffel Gerste, 3) 10 Scheffel Erbsen, 4) 14 Scheffel Gerste, 5) ziemlich guten Klee, 6) ziemlich schlechten Klee, 7) 15 Scheffel Gerste, 8) 18 Scheffel Hafer, 9) 10 Scheffel Schwarzhafer; zusammen im Durchschnitt 94 Scheffel Getreide, ohne den Klee. Es sind Beispiele, daß auf einem Acker 18 Scheffel Sommerrübsaamen geerntet worden sind. Einen Acker mit Asche zu düngen, kam 30 bis 35 Thaler. Der Fuhrlohn machte die größte Auslage. Wenn es wohl ging, und Verkaufpreise nicht schlecht

waren, so wurde im ersten Jahre durch den Sommerrübsaamen der Aufwand ganz oder ziemlich ersetzt. Der Preis der folgenden Früchte, nach Abzug der Einsaat und der Arbeit, war dann Vortheil. Oder da man den Werth des Futters und Strohes dem Werthe der Arbeit gleich rechnete, so war jene ganze Ernte, nach der des Sommerrübsaamens, wenn die Einsaat abgezogen wurde, baarer Vortheil. Man rechnete den gesammten Vortheil, einen Acker Leede mit Asche zu düngen, auf wenigstens 50 bis 75 Thaler, wovon eine Kleinigkeit an gerechneter Landpacht abzuziehen war; denn solche Leede lag fast gänzlich ungenutzt.

Der Sommerrübsaamen auf einem solchen Aschenstücke hatte fingerstarke Stengel, trieb oft Aeste wie ein Bäumchen und machte oben ein Dach dicht, auf dem ein Ball getrullt werden konnte. Sommersaamen, daneben in hungrige Leede zur Probe gesäet, starb gewöhnlich vor der Blüthe ab und wurde etwa so viele Zolle hoch, als Fuße derjenige, in dessen Wurzelnähe ein Paar Stäubchen Asche waren. Die Sache kann als genau wahr in dieser Gegend noch jedes Jahr nachgewiesen werden. Die Vorzüglichkeit des hier früh so aufgefundnen Fruchtwechsels trug gewiß sehr bei, den Vortheil zu erhöhen.

Indem einige zuerst von dieser Entdeckung

Gebrauch machten, und ihre Aecker mit einem zuvor hier nie gesehenen, und selbst anderswo seltenen, Segen prangten, und zwar dicht neben ganz wüste liegender oder spärliche dünne Schwarzhaferhälmchen tragender Leede, so erregte solches ein gaffendes Erstaunen, welches zunahm, als die überreichen Ernten, mehrere Jahre hintereinander, gar nicht abrissen. Eine solche Ernte war bedeutend mehr werth, als damals der Preis eines ganzen Ackers. Genug solcher Leede ist damals der Acker für 5 Thaler verkauft worden; noch ziemlich später für 15 Thaler. Er wurde wohl für 4 Groschen verpachtet; hernach längere Zeit für 8 Groschen. Und jetzt?

Der Bauer entschließt sich allerdings ungern zu Veränderungen, wenn ihm von Stubengelehrten, von Kameralisten in Büchern, oder von Obrigkeitswegen vorgesagt, oder schlimm genug, vorgeschrieben wird, was er in seinen Nahrungsgeschäften thun solle; und er hat im Ganzen Recht. Aber man zeige dem Bauersmanne eine Probe, die gelinge, und sie wird den Augenblick seine besonderste Aufmerksamkeit erregen, und ihm bald zur unverdrossensten Nacheiferung antreiben; da nämlich, wo er freier, freies Eigenthum habender, Mann ist. Denn da, wo ganze oder theilige Leibeigenschaft, sonst Bedrückungen, starke

Frohn-

Frohnden und bezeigte Geringschätzung ihn herunterzumenschen, da ist es freilich anders.

Was geschah hier? Alle Welt vom Gebirge durchlief plötzlich das Land und kaufte bis in eine Entfernung von 4 Meilen vor jeder Seifensiederei und Potaschensiederei die ungeachtete, zum Theile weggeschüttete Asche auf, und fegte sie bis auf das letzte Stäubchen sorgsam zusammen. Anfangs war ein vierspänniges Fuder für 8 Groschen zu haben. Nachher stieg es nicht selten auf 4 Thaler. Man rechne seinen endlichen Preis, wenn ein solches oft 4 Meilen her, das Gebirge herauf, auf Marterwegen. gefahren werden mußte. Und doch geschieht das in Menge. Die einzeln gefundne Asche wird nicht selten auf denselben Höherücken, aus Nordhausen, aus Sondershausen, aus Artern, aus Frankenhausen, aus Quedlinburg und sogar aus Aschersleben und aus Halberstadt zusammen gefahren; aus Orten die zum Theil bis 9 Meilen von einander entfernt sind.

Alle Bauern und sogenannten Kleinleute haben mit äußerster Anstrengung ihre sämmtlichen Ländereien, auf diese Art, wie man sagt in guten Bruch gebracht. Nur große Wirthschaften haben noch Leede, und zum Theile ziemlich viele, liegen. Die Verpachteten darunter mit aus dem Grunde, weil bei Ueberlassungen auf nicht gehö-

rig lange Zeit, der kurz gesicherte Pächter, so große Mühe und Kosten, nicht für einen undankbaren, oder grade darum hergelockten, und ihn nur so eher verdrängenden Nachfolger anwenden wollte. Für ziemlich viele tausende Aecker ist die Asche wirklich zu finden gewesen.

Nachdem seit der Aschendüngung besagte Ernten nach einander aus dem Boden gezogen wurden, thut etwa 8 Jahre darauf die Asche auf demselben nur eine geringe Wirkung, und sie wird vermieden. Aber nun ist der Acker vorzüglich geeignet Hofdünger anzunehmen, welcher sich nach der Asche noch viel nützlicher macht, vielmehr als auf Acker welcher vorher nicht geascht war. Der Acker hat durch die Asche nun Futter und Stroh hervorgebracht und düngt sich ganz oder beinahe ganz wieder selbst. Hat der Acker aber einmal Asche erhalten, so trägt er forthin, auch nach Hofdünger, eine lange Reihe von Jahren, recht wohl, Gerste, Erbsen, Sommerrübsaamen und Klee, welche, wie weichere südländische Früchte, vordem nur selten unter besonders begünstigenden Umständen geriethen, und auf den meisten Aeckern gar nicht zu wagen waren.

Schreiber kann ein Feld nachweisen, von welchem ein mitten sich hindurch ziehender Streifen, etwa vor 40 Jahren, da diese Düngung im

ersten Entstehen war, ausgelaugte Asche aus einer Potaschensiederei erhalten hat, und nachher keine Asche wieder. Dieser Streifen zeichnet sich noch jetzt jährlich, nach jeder folgenden Düngung, durch besseren Wachsthum aus, und trägt immer einmal, oder anderthalbmal, die Einsaat mehr, als der dicht anliegende und gleichso behandelte Boden.

Nach Hofdünger, auf Acker der vorher einmal Asche erhalten hatte, welcher wie gesagt immer höchststark aufgefahren wird, ist die gewöhnliche Folge der Bestellung so: Winterrübsaamen, Roggen, Gerste, Erbsen, Gerste, Weißhafer, Schwarzhafer. Wird Klee eingeschoben, der als theilige Düngung angesehen wird, so verlängert sich die Bestellung noch um einige Jahre. Der thonige kalte träge Boden ist Ursache, daß die Düngung sich nur sehr nach und nach in die Früchte verwende, und sehr lange Gabe davon im Acker rückbleibe. Schwachaufgefahrner Dünger würde in einzelnen Jahren kaum zu verspüren sein, und nur etwa Hafer wachsen machen.

Bei der entstandenen großen Nachfrage um diesen Harz wurde endlich die Asche sehr rar, und war für Viele, besonders für größere Wirthschaften, in gehöriger Menge gar nicht mehr zu haben. Die ganze ländliche Gegend war durch

sie wohlbehalten geworden. In den Dörfern hatten sich, bei hier vornemlicher Fruchtbarkeit der Weiber, und besonders immer der ärmsten, die Einwohner binnen nicht langer Zeit stark vermehrt. Der Tagelohn war bedeutend gestiegen. Man lebte nahrhafter. Man lebte sicherer. Viele waren wohlhabend, Einzelne in dieser so schlecht gewesenen Gegend reich geworden. Der muntere, und an sich wackere Menschenschlag, unter belohnterer thätiger Arbeit ermuthigt, trat noch vortheilhafter hervor. Die Höfe welche vordem in Konkursen, um einen Spottpreis häufig in andere Hände kamen, blieben nun in den Familien und bauten sich neu. — Auch bei der Ersparung im Feueranmachen, wegen der so sehr steigenden Holzpreise, auch aus diesem Grunde mit, war die Asche weniger zu haben. Man fühlte sich in einiger Verlegenheit. Es wäre Schade gewesen wenn der Zustand nicht noch hätte vorschreiten, oder gar etwas zurück gehen sollen.

Da kam ein kluger Preußischer Soldat, aus Dankerode gebürtig, aus den Niederlanden zurück, wo er im Felde gestanden, um unter dem Herzoge von Braunschweig den Prinzen von Oranien wieder einsetzen zu helfen, und wo er mit ätzender oder reiner Kalkerde düngen gesehen hatte. Er versuchte das hier und es hatte tüch-

tige Wirkung. Seitdem führte sich nun auch die Düngung mit Kalkerde ein.

Die Düngung mit Kalkerde ist nach der hiesigen Erfahrung mehr nützlich auf Aeckern, welche schon länger in Kultur waren, als auf noch so lange gelegenen Leedeäckern, welche von ihr zwar auch, Vieles fehlt, nicht so sehr gehoben werden, als von der Asche, auch von der ausgelaugten, also kaliberaubten Asche, welche, was merkwürdig und sehr genau wahr ist, dieselbe Wirkung auch in alten beraseten Leeden hervorbringt, als die noch kalivolle frische Asche. Als Zugabe zum Hofdünger 40 Berliner Scheffel reine Kalkerde, auf den frisch gedüngten oder auf halb ausgetragenen Acker gebracht, that er große Wirkung, und brachte er Früchte hervor, welche von Kennern aus den benachbarten so fruchtbaren Ebenen bewundert wurden.

Genaue, wohl zu merkende, Thatsache ist, daß, ob mit Asche oder mit Kalk gedüngt werde, der Acker nachher gewöhnlichen Hofdünger dankbarer annehme, und daß dann Gerste, Erbsen, Sommerrübsaamen und Klee besser darauf wachsen, als auf dem, der nie Asche oder Kalk bekommen hat, auf dem sie, in der Mehrheit, gar nicht wachsen wollen. Es ist, als ob feindliche Stoffe durch diese Düngarten zerstört, oder durch Vereinigung umgeändert und heilsam gemacht

würden. Vor 25 Jahren verkaufte einmal Jemand aus Magdeburg, ich habe seinen Namen vergessen, ein Düngergeheimniß, das er mit den aufgeblasensten Worten ankündigte. Ich erinnere mich, daß es Einige kauften und versuchten. Es war: kristallisirtes schwefelsaures Eisen, in Mistjauche aufgelöset; damit wurde reine Kalkerde gelöschet, und mit dem erhaltenen Pulver wurde der Erdboden, ich weiß nicht mehr in welchem Verhältnisse, aber dünn genug überstreuet. Das hatte allerdings, und keine ganz geringe Wirkung, wie ich mich bestimmt erinnere, von Versuchern nicht auf diesem Harze versichern gehört zu haben. Sollte auf gleiche Art der hier im Boden so stark befindliche Eisenvitriol, mit dem Kalk oder Kali umändernde Verbindung eingehend es mit seyn, was auf einmal umgekehrt nun wohlthätig wirkt?

Von diesen Düngerarten hat ganz besonders der kleine Mann Gebrauch gemacht. Seit 25 Jahren hat derselbe seine Kühe zum Ziehen abzurichten sich angewöhnt. Die waren bis vor Kurzem, und sind mehrentheils jetzt noch, eine ganz kleine, unansehnliche, nicht stark gebaute Art. Mit ihnen versieht er jetzt seinen Ackerbau von 5 bis zu 20 Aeckern. Langsam beiherschreitend, viel A und O ermunternd rufend, holt er mit ihnen Asche und Kalk gern 3 Meilen weit

her. Die Kühe gehen mehrentheils mit der Heerde. Zur vorfallenden Arbeit werden sie zu Hause behalten. Den Tag vor der Arbeit und an den Tagen der Arbeit bekommen sie zum Heue oder Grünfutter ein Paar Hände gekochten Hafers, oder einen Kleientrank. Sie pflügen halb so viel, als ein Paar Pferde, und machen die Arbeit genau vollkommen. Man fährt mit zwei Kühen, welche Kumpte tragen, bedeutend mehr als halb so viel, wie mit 2 Pferden. Es ist bewundernswürdig, was diese kleinen Thiere den Berg hinan fortbringen können. Nur geht es langsam. Wo es Noth thut, schiebt der Führer mit.

Das ist wohl Thatsache, daß derselbe Nahrungsgehalt im Futter, im Rindviehe ziemlich mehrere Zugkräfte hervorbringe, als in Pferden. Ziehen das Wiederkäuen und die vielen Magen vielleicht aus den tüchtiger durcharbeiteten Stoffen das dem Körper und den Kräften sich Aneignende stärker heraus? Und erschöpft auch das munterere Pferd durch viele unnöthige spielende Bewegung nicht wenig verloren gehende Kräfte?

Diejenigen Bauern, welche hier mit Kühen gewirthschaftet haben, sind in sehr merklich bessere Wohlhabenheit im Ganzen gekommen, als die, welche immer noch mit Pferden verfuhren. Jene verkaufen den Hafer, den diese zukaufen

müssen. Der Abfall an Milch der Kühe bei der Arbeit, wenn sie Futterzulage bekommen, soll nicht sehr bedeutend seyn. Aus Ueberanstrengung und aus Erhitzung ist wohl noch nie eine krank geworden.

Besonders unter den Kleinleuten hat sich der Kartoffelbau hier sehr erweitert. Man düngt zu ihnen mit der Achse. Man säet hinterher mehrentheils Gerste, dann Erbsen, dann wieder Gerste, dann etwa Klee und was der Acker weiter tragen will.

Esparzette und Luzerne wachsen hier nicht; der Klee auch nicht ganz wohl. Aber man bauet den mit aus dem Grunde, weil schon sein auf dem Acker stehen den Acker für einige Ernten fruchtbar macht, und einer Dritteldüngung gleich ist. Kleinere, von Andern mehr übersehene, Vortheile sorgsam mitzunehmen, ist man gezwungen, hier gewohnt geworden.

Weil der Winterroggen unter dem oft 4 Monate in einem fort liegenden Schnee häufig erstickte, so säete man fast mehr Sommerroggen, der indeß uneinträglicher ist. Jetzt haben einzelne Wirthe sich von Zeit zu Zeit Kleinigkeiten Roggen aus Norwegen und aus Archangel zu verschaffen gesucht, und davon höchst sorgfältig angezogen. Von der so erwachsenen Art wird jetzt allgemein ausgesäet. Seit 10 Jahren, daß sol-

ches geschieht, ist auch nicht ein Untergang durch Auswinterung mehr gewesen, und der Winterroggen hat den vorherigen Sommerroggen fast verdrängt. Er wird von hier in der Ebene als Saatkorn jetzt sehr gesucht, und wächst allda auffallend besser.

Die Wiesenkultur ist noch die schlechtere. Jetzt bemerkt man, daß ausgestreute Kalkerde, keine schwefelsaure oder Gyps, den Wiesen recht nützlich werde, das hier so starke Moos wegbeize und Klee erzeuge, wo keiner gewesen, und das auf eine Reihe von Jahren. Besonnen beobachtend, wie auch der Bauersmann hier ist, wird er bald stärkeren Gebrauch davon machen.

Im Ganzen genommen ist ein Landwirth aus dem tiefern Lande, welcher in diese Berge kommt, Anfangs wie verwirrt. Mehrere Wirthschaften sind darum nicht verbessert worden, oder gar verschlechtert, weil sie an Landökonomen kamen. Man ist hier gezwungen, hier sehr viel mehr besondere Umstände zu beobachten; schon weil die Ackerstücke oft nah an einander gelegen, oft so ganz verschiedene Art haben, auch weil der Sommer kürzer, die günstige Stunde hastig zu ergreifen, die Witterung ungleicher ist, und wenn die Arbeit gerade geht, die Kräfte auf das Aeußerste anzustrengen sind. Ein Oekonom, hier erzogen, kommt im Lande leicht fort, und es

kommt ihm vor, als ob man da wirthschaftend nur im Schlafrocke und in Pantoffeln schlendere.

Wie schon gesagt, es waren die größeren Wirthschaften gegen die kleineren, in Verbesserungen jeder Art, sehr zurück geblieben. Jetzt kommen mehrere von ihnen auf einmal stark nach. Ein ausgezeichneter Wirth am Fuße des Harzes, der zugleich eine entfernte starke Fläche oben auf den Bergen zu bewirthschaften hat, Hr. Rokstroh, legt jetzt mitten in diesem Lande eine bedeutende Potaschensiederei an, um die ausgelaugte Asche als Düngung zu gebrauchen. Ein andrer Wirth, welcher eine größere, eine kalte und wohl die magerste Wirthschaft, welche es weit und breit giebt, wo sonst fast nichts als Schwarzhafer gebauet wurde, jetzt auf längere Zeit gepachtet hat, welchem noch bis 600 Aecker ganz ungenutzte Leede liegen, die aus den gewöhnlichen Wirthschaftsmitteln gar nicht zu bearten ist, der hat jetzt, da sich Kalkstein fand, der nur sehr schwer zu brennen und ein harter, uranfänglicher, hellblauer, schöner Marmor ist, einen Kalkofen angelegt, welcher ihm jährlich 30,000 Berliner Scheffel Kalk zum Düngen verschafft. Der Scheffel kommt ihm 5 Groschen. Auch hat er Anstalt getroffen, zum Theil aus recht entfernten Orten, so viel Asche anzufahren, daß jährlich 50 Aecker damit gedüngt werden

können. Das muß freilich die außerordentlich schlechte Wirthschaft, und zwar auf nachhaltige Dauer, ganz verwandeln und sie selbst, wie er hofft, recht gut machen.

Wie sehr sich diese Gegend verändert habe, mag mit aus folgenden Thatsachen entnommen werden: die einzelnen Aecker, so nicht zu geschlossenen Höfen gehören, sind in mehr als fünffach höheren Preis gekommen. Vordem fast umsonst zu haben, werden sie mit 100 Thalern und darüber bezahlt. Als vordem Groschen, geben sie jetzt fast so viele Thaler Pacht. Kommt Ländereien zum Verkaufe, so bieten sich die kleinen Kuhbauern in die Höhe. Menschen, in kleinen Strohhütten wohnend, von denen man das nicht wähnte, haben mehrere 100 Thaler liegen, welche sie vorzüglich mit Düngem schlechter Leede, die jetzt nur nicht mehr zu haben ist, mit Asche verdienten. Sie sagen: was soll man mit dem Gelde machen, man kann sonst nur drum kommen, und wenden es zum unerhört theuer geglaubten Kaufe an.

Mit diesem Wohlstande, der sauer erarbeitet war, und darum sehr viel mehr werth ist, hat auch die freie Arbeitsamkeit, die Einsicht, ein edles Selbstgefühl und überhaupt die Sittlichkeit dieser Leute gar sehr zugenommen. Ein Hauptvergnügen in vielen Dörfern ist Musik. Die

Bauern machen sich die Kirchenmusik selbst. Nicht selten ziehen die Mäher, die Sensen auf dem Rücken, noch in der Dämmerung auf das Feld und blasen, durch das Dorf gehend, einen munteren frommen Morgengesang. Die Hörenden fallen singend ein. Mancher Fremde hat das höchst rührend gefunden. Der Trunk hat fast ganz aufgehört herrschendes Laster zu seyn, haftet nur noch an sehr Wenigen und würde fast gar nicht mehr vorkommen, wenn das Bier nicht übertheuer und dazu schlecht wäre.

Ich bitte mir eine Abschweifung zu erlauben. Das Bier, dieser etwas aber nicht zu sehr reizende, dazu wirklich nährende und stärkende Trank, kommt dem mühselig arbeitenden Landmanne eigentlich zu, und ist für ihn unschätzbar. Der Landmann kann bei schwerer Arbeit sehr bald die Zunahme seiner Kräfte fühlen, wenn er ein gutes Glas Bier dazu trinkt, und fühlt ihre Abnahme, und sich unlustig und ermattet, wenn dasselbe ihm entzogen wird. Den für ihre Familie nichtswürdigen unnahrhaften, aus der Fremde theuer erkauften Kaffee darf sich die Bauerfrau selbst machen. Den ausdorrenden Branntwein, dieses zerrüttende Gift für das Volk, zu bereiten, entsteht Fabrik über Fabrik, wodurch er auf den allerwohlfeilsten Preis kommt, welcher zum Gebrauche stark mitreizt. Das Bier,

dieses nach dem Brodte und zugleich mit dem nothwendigste, dem Landmanne so gedeihliche Lebensmittel sollte, was sie vielfältig gern thun würde, der Bäurin, in ihrem größten Kessel, sich, je zweiwöchentlich, zu brauen, eben so wohl frei stehen, als täglich ihre Mehlsuppe zu kochen. Aber seine Bereitung ist fast überall noch Monopol. Man muß es aus einer bestimmten Brauerei nehmen. Man muß es häufig über eine Meile weit herholen. Und nur einzelne Leute, welche dafür hohe Pacht geben, die Schenkwirthe dürfen in den Dörfern allein damit handeln. Darum ist es sehr theuer und sehr schlecht, und derjenige Trank, welcher am meisten außer Gebrauche ist. Dazu kommt, daß auf dieser Sache wahrer Lebensnothdurft, im Ganzen mit, die verhältnißmäßig allerhöchsten Abgaben liegen. Zulassen, daß freie Mitwerbung des Verfertigens und Verkaufens, und Geringheit der Abgaben, welche dafür auf unnütze, oder schädliche, oder fremde Sachen gelegt werden könnten, das Bier wohlfeil und gut machten, welches dann bald von selbst geschehen würde, das würde ein Hauptmittel sein, die mit schwerer Arbeit Beladenen wohlernährter, stärker, darum fleißiger, gesunder und auch sittlicher zu machen. Zum sengenden Getränke der Rohheit und des Lasters, welches die Fasern

austrocknet und das Alter früh hereinführt, würde das Volk durch Entbehren des eigentlich Zusaglichen sich nicht mehr gezwungen fühlen. Und vieles von dem, was für Kaffee und Zucker dem fernen, Neger folternden, Plantagenbesitzer und so vielen Zwischenverkaufenden zugewandt wird, und dem Lande entzogen, das würde, durch blühendes Bierbrauen, bald dem Ackerbaue und einheimischem Verdienste als Ermunterungsmittel zufließen. Zugleich kommt Alles, was zur Verbesserung des Zustandes der guten Bauersleute geschieht, auch dem Ackerbaue zu Gute, der durch sie dann mit größerer Kraft betrieben wird, und hilft eben so auch der gesammten Ernährung der Gesellschaft. Solches aus genauer Kenntniß des Zustandes des arbeitenden Landmannes hier darzulegen, dürfte darum in einem ökonomischen Journale nicht unangemessen sein.

In den letzten Mangeljahren war auf diesem Harze die Verlegenheit geringer, als in vielen viel fruchtbarern Gegenden. Das machen der schon errungene Wohlstand, die wohl vertheilten Grundstücke, da fast jeder etwas erntet, der von allen kleinen Leuten stark betriebene Kartoffelbau, welcher vor manchem Dorfe 100 Aecker beträgt, und die zu findende Arbeit. Die Leute leben aber auch eingeschränkter als die Bauern im Lande, mehrentheils von Mehl- und Milchspei-

sen, und sie essen weniger Fleisch. Sie selbst sind kein fleischiger Menschenschlag, aber ein geschlanker, beweglicher, aufgeweckter, nicht unkräftiger, mit weniger flachen, schärfer geschnittenen, mitunter feinschönen Gesichtszügen. Der, unter dem Namen eines reisenden Franzosen, Deutschland vor 30 Jahren so geistreich beschreibende Risbek, würde hier nicht die breiten, vollen, bei jedem Tritte erzitternden Busen gefunden haben, an denen er die Deutschinnen in den nördlichen fetten Ebenen und Marschländern, etwas überaus gestattet findet, wohl aber eng, scharf und zart Gehügelte. Die rasche frohe Jugend liebt Musik und Tanz zu leidenschaftlich, und das schnelle Drehen, wie es bei diesem Bergvölkchen eingeführt ist, scheint den gemächlichern Ebenbewohnern eine Befallung von Wuth zu sein. Aber ebenso mit rascher Bewegung wird gearbeitet.

Gleich wie Klima und Boden hier kälter und erschlaffter sind, so scheint allerdings der Mensch etwas wärmer und angezogener zu sein.

Schreiber dieser flüchtigen Zeilen würde erfreuet seyn, wenn ihm, denselben, in dieser abgelegenen Gegend, zu besuchen würdigende geistreiche freundliche Fremde Gelegenheit gäben, mit ihnen ein vergnügtes nicht zu enges Glas zu trinken, was in diesen Bergnebeln, und am fern-

sten von der ächzenden Kelter, gerade am rechten Orte ist, aus der ihm halb vergessenen Wissenschaft, und kaum mehr erhört gewordenen lauten und bunten Welt interessantes Neues erzählen zu hören, und ihnen die hier angeführten nicht unmerkwürdigen Thatsachen näher und genau nachzuweisen.

J. Georg.

IV.

Ueber landwirthschaftliche Lehr-Anstalten im allgemeinen und über die zu Möglin insbesondere.

Fortsetzung von II. Bandes 2tes Stück pag. 204.

Nichts ist bei einer landwirthschaftlichen Lehranstalt schwieriger, als das Verhältniß der Lernenden rücksichtlich ihrer Studien so fest zu stellen, daß es dem Zwecke jedes einzelnen möglichst entspricht. In dieser Schwierigkeit liegt außer den früher genannten ohne allen Zweifel auch ein Grnnd, warum im allgemeinen landwirthschaftliche Lehranstalten nicht so nützten, wie sie es ihrem Wesen nach wohl konnten. — Das Verhältniß eines künftigen Gutsbesitzers und das eines künftigen Verwalters, das eines schon auf der

Universität gewesenen jungen Mannes und das eines noch gar nicht an den wissenschaftlichen Vortrag gewöhnten, ist so heterogen, daß es fast unmöglich ist auf ein und eben demselben Wege gleich zweckmäßig für alle und jeden handeln zu können. Der Lehrer, dessen ernstes Bestrebes es seyn muß, das Belehrende so mit dem Interesse eines jeden einzelnen zu verschmelzen als es nur immer möglich ist, der jedoch aber auch, theils auf die natürlichen, theils auf die ausgebildeten Geisteskräfte seiner Zuhörer Rücksicht nehmen muß, kann bei solchen oben angezeigten Verhältnissen nicht anders als häufig in Verlegenheit kommen. — Klassen hinsichtlich des Standes und der Geisteskräfte zu machen, würde zu sehr das Gepräge der Schulstube haben, und auf keine Weise sich weder mit dem gewöhnlichen Alter und Range unserer Mitglieder vertragen, noch auch den Nutzen gewähren, welchen eine Einrichtung dieser Art zu haben scheint. Es kann daher auf Lehranstalten dieser Art, in Beziehung auf den Vortrag, nicht wohl anders, als auf den Bildungsanstalten höherer Art, wie z. B. auf Universitäten seyn. — Die Wissenschaften werden hier wie dort frei vorgetragen, versteht sich immer in Beziehung auf das Leben und Wirken des Landwirthes; jeder notirt das was er für richtig hält in den Vorträgen auf, und

arbeitet es in den Stunden der Muße aus. Stoßen ihm hier Zweifel, Undeutlichkeiten und dergl. auf, so darf er nur zu dem Lehrer, in dessen Gesellschaft er täglich ist, gehen und um Aufschluß bitten, und jeder von uns wird mit wahrhaft regem Eifer und zuvorkommender Freundschaft Aufschluß und Erläuterung geben; daß wir dieses thun, dürfen wir uns auf das Zeugniß unserer jetzigen und gewesenen Zuhörer berufen. Aber auch das Hierseyn oft sehr wissenschaftlich gebildeter älterer Männer, nicht nur aus den verschiedensten Gegenden von Deutschland, sondern auch außerhalb demselben gebürtig, die mit den weniger wissentschaftlich gebildeten beständig zusammen leben, veranlassen gegenseitige Mittheilung des Wissenschaftlichen und Lokal-Wirthschaftlichen, und bewahren so für Einseitigkeit und Vorurtheil. Der junge weniger gebildete Mann bekömmt so Sinn für das Allgemeine, für das Große der Erfahrung, und betrachtet die von ihm an wenigen Orten gemachten nur als Glieder jener, aus deren Zusammenstellung erst allgemeine Wahrheit hervorgeht. Er nothzüchtigt so die Wissenschaft nicht mit Saalbaderei, sondern ist billig, und sucht aus den vielen Prämissen, vernünftig und consequent schließend, allgemein gültige Folgerungen, die er dann wieder auf seine Individualität und Lokali-

tät anwendet. Auf diese Art kann der weniger gebildete junge Mann, durch eigenen Fleiß, durch eigenes Nachdenken, durch innern regen Trieb für das Gute in kurzer Zeit nachholen, was der schon mehr gebildete wußte, und so am Ende seines Hierseyns uns mit jenem, auf gleichen Standpunkte des Wissens stehend, verlassen. Daß dieses Gesagte der Fall ist, hat uns die Erfahrung gelehrt und wir könnten in dieser Beziehung so manchen Mann nennen, wenn wir nicht die zarte Bescheidenheit derselben zu beleidigen fürchten müßten. —

Freiheit, wie sie jeder vernünftige, wahrhaft gebildete Mann in den gesellschaftlichen Verhältnissen haben kann und haben will, findet ferner hier statt. Kein pedantisches Antreiben zum eigenen Fleiße, kein solches zu dem Besuchen der Vorlesungen, verträgt sich daher mit dem Standpunkte, von welchem wir die Mitglieder unserer Lehranstalt betrachten. Selbst wenn die Eltern oder Verwandten derselben eine in dieser Art strenge specielle Aufsicht verlangten, so würde nicht selten der unter dieser stehende im Verhältnisse zu den andern Mitgliedern als kindisch sich nicht selbst zu leiten vermögend erscheinen und von den ältern, männlicher und freier denkenden und handelnden weniger geachtet und so jenen bedeutenden oben erwähnten Vortheil, wel-

cher aus dem Beisammenseyn und Diskuriren der ältern und jüngern, der erfahrenern und unerfahrenern hervorgeht, nicht haben. Selbst zu Neckereien, die zu bedeutenden, ernsthaften Unannehmlichkeiten Veranlassung geben könnten, würde eine Aufsicht dieser Art führen können. Wer erinnert sich wohl nicht des unangenehmen Verhältnisses, in welchem der auf Universitäten steht, der der speziellen Aufsicht eines Lehrers empfohlen ist, und wer wird es wohl läugnen, daß Neckereien, die auf dieses Verhältniß Bezug haben, nicht oft Veranlassung zu Duellen geben. Wenn dieses auf Universitäten der Fall ist, so kann es auf Lehranstalten, die auf dem Lande befindlich sind, um so weniger vermieden werden, da die sämmtlichen Mitglieder des Institutes in ein und eben demselben Hause wohnen. Bei so bewandten Umständen muß es daher einem jeden Einzelnen überlassen bleiben, wie und auf welche Art er die Zeit seines Hierseyns benutzen will, und nur den Eltern bleibt es anheimgestellt, zu einer vernünftigen Nutzanwendung zu ermahnen. Daß die Lehrer, so viel es nur jene angedeuteten Verhältnisse zulassen, dahin sehen, daß die Zeit, welche ein junger Mann hier zubringt, nützlich und zweckmäßig angewandt wird, versteht sich von selbst, so wie es jeder Lehrer als einen Beweis des besondern Zutrauens ansieht, wenn ihn

die Eltern und Anverwandten eines Mitgliedes dasselbe seiner Aufsicht, d. h. der Aufsicht des Freundes empfehlen. Jeder von uns wird sich bemühen, diesem Zutrauen zu entsprechen, und freundschaftlich den jungen Freund zu rathen und zu warnen suchen. Wo aber der Rath und die Warnung des Freundes nicht hilft, stehn uns, den Verhältnissen zufolge, keine andere Mittel zu Gebote. Es ist daher unbedingt nothwendig, daß, wie schon oft gesagt ist, junge Männer, welche hierher geschickt werden sollen, sich entweder selbst zu leiten im Stande und von dem Zwecke ihres Hierseyns völlig unterrichtet und innig ergriffen sind, oder aber Gutmüthigkeit genug haben, den freundschaftlichen Rath des Lehrers nicht übel zu deuten, sondern demselben willig zu folgen. Der Wahn, als ob wir die Mitglieder der hiesigen Lehranstalt zum Fleiße anhalten sollten und müßten, verschwindet dem Gesagten zufolge von selbst, und es ist in jeder Art einseitig, wenn man die Folgen von dem Nichtzwange in der einen oder andern Art uns zur Last schreibt. Selbst für die verschiedenartige Bildung eines jungen Mannes würde Zwang von der in Rede stehenden Art nachtheilig seyn, denn der, der das praktische der Landwirthschaft, oder richtiger das mechanische derselben zu erlernen willens ist, kann wenig unter der Aufsicht der Lehrer seyn,

indem er sich, um dem Zwecke zu entsprechen, theils auf dem Hofe, theils auf dem Felde oder wohl gar in einer seinen künftigen Verhältnissen angemessenen Wirthschaft unterrichten muß. Wir würden durch einen solchen Zwang in einen Fehler fallen, den man uns so gern zuschreiben möchte, nämlich in den, daß wir nur für die Wissenschaft, nicht aber für das Leben Landwirthe zu bilden suchten.

Was hier von der Aufsicht hinsichtlich des Fleißes gesagt worden ist, gilt auch von der Aufsicht hinsichtlich des Geldaufwandes. So sehr selten es geschehen ist, daß hier Schulden gemacht worden sind, so ist es doch wohl von einem leichtsinnigen jungen Manne möglich, und es werden in dieser Beziehung bisweilen die Lehrer gebeten, Aufsicht darüber zu haben. Allein diese ist theils dem Vorgesagten zufolge, theils auch aus dem Grunde unmöglich, daß der Lehrer nicht alle Bedürfnisse eines solchen Mitgliedes wissen kann und daß er unter dem Vorwande, dieses oder jenes anschaffen zu müssen, sehr leicht hintergangen werden könnte. Das Einzige, was in dieser Beziehung geschehen kann und auch schon geschehen ist, ist, daß ein Lehrer wöchentlich oder monatlich das von den Eltern oder Anverwandten des jungen Mannes bestimmte Taschengeld aus-

zahlt. Die Mittel, welche der Student auf Universitäten hat, Geld zu borgen oder solches durch Verpfänden und Verkaufen von Büchern und Kleidungsstücken anzuschaffen, fehlen hier ganz; denn Juden und Geldwucherer werden hier nicht geduldet. — Für das Zurückbehalten der Pensionen ist jetzt in der Art gesorgt, daß es absolutes festes Gesetz ist, jeden der Angekommenen bald nach seiner Ankunft und zu Anfange jedes Semesters an die Bezahlung der Pension zu erinnern und im Fall solche alsdann nicht gezahlt wird, uns unmittelbar an die Eltern oder Anverwandten zu wenden. In dieser Beziehung wird gewiß jeder das oft strenge Verfahren in der Einkassirung der Pensionen höchst zweckmäßig finden. — Daß ferner die Mitglieder des Instituts alle in gleichem Verhältnisse zu und unter einander stehen, d. h. daß keine Rang- und Standordnung, keine auf diese Bezug habende Einschränkung der Freiheit, hier statt findet, geht schon aus dem Gesagten hervor. Es ist daher wohl möglich, daß ein junger Mann, der hier war, der längere Zeit diese dem nach Wissenschaft und Erkenntniß strebenden Manne nothwendige Freiheit genoß, sich auch bei seinem Eintritte in die bürgerlichen Verhältnisse als Verwalter oder Administrator freier dünkt, mehr Achtung und eine bessere Behandlung zu verdie-

nen glaubt, als so mancher seiner Collegen, der das Hauptwesen des Verwalters in Donnern und Fluchen, in Rohheit gegen die Leute setzet, und der sich die Trophäen seiner Verdienste nur von ausgeleerten Flaschen und von auf den Leuten zerschlagenen Stöcken zu erbauen versteht. Es ist oft von Verwaltern, die an der hiesigen Lehranstalt kamen, gesagt worden, daß sie die Herren spielen wollten, allein bei näherer vorurtheilsfreier Beobachtung ergab sich sehr oft, daß sie, wie jene so eben geschilderten Männer, behandelt wurden, dieses nicht zu ertragen vermochten, sondern frei und ernst ihre Meinung über solche dem denkenden Manne entehrende Behandlung aussprachen. Gerade in diesem Aussprechen, in diesem Gefühle der gekränkten Achtung liegt der Beweis für den bessern und gebildeten Menschen, und ich bin überzeugt, daß mit jeder bessern Behandlung der Mensch selbst besser wird, und in dem Bewußtseyn seines von andern erkannten Werthes alles thun wird, was ihm die Erhaltung dieses Gefühls zu sichern vermag. Gemeine Betrügereien, schlaues Hintergehen sind von Menschen, die den Werth einer ehrenvollen Behandlung fühlen und das Gewerbe, welches sie betreiben, von einer höhern Stufe der Erkenntniß anschauen, gewiß weit entfernt und wir dürfen in dieser Hinsicht den Nu-

tzen, welchen Anstalten, die dieses Gefühl und diese Achtung aufregen, gewiß nicht unbeachtet lassen. Wir könnten eine Menge von Beispielen anführen, wo junge Männer von der hiesigen Lehranstalt als Verwalter zu denkenden Männern kamen, die ihrem Posten vollkommen vorstanden und sich die hohe Achtung ihrer Principalität und Mitmenschen erworben haben. Daß sich nicht bisweilen in unserer Gesellschaft auch schlechte Individuen befinden sollten, würde zu behaupten unwahr seyn, denn wo ist eine Gesellschaft, wo dieses nicht wäre. Allein solche Menschen finden hier ihre Rechnung nicht; das Element, in welchem sie hier leben sollen, ist ihnen nicht angemessen und sie verlassen uns daher gewöhnlich in sehr kurzer Zeit. Sollte dieses letztere aber nicht der Fall, auch keine Aussicht zur Besserung seyn, so hat sich der Unternehmer des Instituts das Recht vorbehalten, solchen Subjekten das consilium abeundi geben zu können.

In diesem Gesagten liegt nun unverkennbar, daß in der hiesigen Lehranstalt alles in dem Verhältnisse des Freundes zum Freunde steht, daß die Lehrer gern und zu jeder Zeit willig und freundlich dienen und da wo Gutmüthigkeit ist, auch gern freundschaftlich rathen und warnen. Wer mit warmen Gefühle für Freundschaft und

für die Natur hierher kommt, geht gewiß nicht unbefriedigt von uns, denn seine Bildung im Wissen und Leben die er hier erhält ist die, welche zu einem wirksamern, verständigern, Geist und Gemüth beschäftigenden und erhebenden Landleben erforderlich ist. Daß dieses sey und seyn muß bei allen denen, deren Sinn nicht ganz verdorben und widerstrebend ist, läßt sich a posteriori und priori, aus Erfahrung und nach überzeugenden Gründen jedem beweisen, der die Sache näher zu untersuchen sich die Mühe nehmen will. Fast in allen Gegenden, so weit die teutsche Sprache, auch über die teutschen Gränzen hinaus, reicht, können wir Männer aufweisen, welche der hiesigen Anstalt, die wir als Fortsetzung der Celleschen betrachten, ihre Bildung aufs erkenntlichste verdanken, aus einer Zeit, wo die Einrichtung noch keinesweges die Ausbildung und Hülfsmittel erlangt hatte, wozu sie jetzt nach längerer Erfahrung und durch größeren Kostenaufwand gebracht worden ist: Männer welche als Muster trefflicher Landwirthe und Hausväter, trotz aller vormals gegen sie auftretenden Vorurtheile, in ihrer Gegend jetzt allgemein geachtet, geehrt und nachgeahmt werden, und dadurch höhere Kultur und angemessenere Methoden dorthin verpflanzten. Aber jedermann der eine Anstalt dieser Art zu beurtheilen weiß

und die unsrige einer längern und schärferen Aufmerksamkeit würdigt, muß sich überzeugen, daß es kaum möglich sey jenen Zweck zu verfehlen. Des auf einen Hauptpunkt concentrirten Wirkens, hinsichtlich des Wissenschaftlichen, ist oben erwähnt, aber wie hier auf das Gemüth und den moralischen Sinn des jungen Landwirthes gewirkt wird, läßt sich nicht wohl mit Worten beschreiben; denn es geschiehet nicht durch Worte sondern durch die That, durch eingreifendes Beispiel und durch das innere freudige Leben, welches aus dem regen Studio der Natur und aller mit ihr verwandten Wissenschaften hervorgeht. — „Man muß es sehen wie sich hier unablässige Thätigkeit und Pflichterfüllung mit Frohsinn und mit wahren, obgleich einfachen, Lebensgenuß, bei jedem der mit der Wirthschaft oder dem Institute in Berührung steht, verbindet. Die strengste Ordnung ohne Pedanterie wird durch den gemeinsamen Willen aller erhalten, und ein Wink ist hinreichend, jeder Störung derselben zuvorzukommen. Bei der großen Mannigfaltigkeit sich oft durchkreuzender Geschäfte erscheint alles in völliger Ruhe, und in geselligen Stunden glaubt man, daß keiner Geschäfte habe." — Ich entlehne diese Beschreibung unseres Hauswesens aus dem Briefe eines fremden, aber sehr scharfen Beobachters. „Nicht leicht, fügt

er hinzu, wird man einen sicherern Uebergang eines jungen Menschen aus der Schule, aus einer Pensionsanstalt, oder dem älterlichen Hause in die Welt und das freiere Leben auffinden, wie hier. Er fühlt sich frei, ist aber gesichert gegen jede Verführung, die er nicht absichtlich aufsucht. Er hat das Beispiel schon gesetzter, gebildeter und achtbarer Männer aus den entferntesten Ländern, die sich längere oder kürzere Zeit hier aufhalten und ganz unter den Zöglingen des Instituts leben. Bei den freimüthigen aber gesitteten Unterhaltungen, die hier bei Tische und andern Zusammenkünften geführt werden, bekommt er Ansichten der größeren Welt und des bürgerlichen Lebens, die bei der Verschiedenheit der Landsleute, der Stände, der Gewerbe, die sich hier vereinigen, minder einseitig sind, als sie sich sonst einem jungen Menschen darstellen. Er hört über die wichtigsten Gegenstände des Lebens mit Festigkeit aber ohne Rauhheit und Eigendünkel, den die Gegenwart des allgemein verehrten Mannes auf jeden Fall niederschlägt, diskuriren. Letzterer sucht diese Unterhaltungen auf das gemeinschaftliche Interesse zu leiten, und so viel es bei einem großen Tische möglich ist, allgemeine Theilnahme dafür zu erwecken. Die Gegenwart des weiblichen Theils der Familie beugt um so mehr allen Unsittlichkeiten vor, da gewiß jeder hier

mit Achtung dafür durchdrungen wird, die in unsern Zeiten sich bei jungen Leuten zu oft und nachtheilig auf das ganze Leben für dieses Geschlecht verliert." — —

Körte.

V.

Zeitpacht, Erbpacht und ganz freies Eigenthum in ihren Folgen auf Bewirthschaftung und Ertrag eines Landguts.

Die Vorzüge der Erbpacht vor der Zeitpacht in Rücksicht auf nachhaltigen Ertrag der Landgüter sind anerkannt. Was aber ganz freies Eigenthum wirken könne, wird aus folgendem Beispiel erhellen.

Zwei im dreißigjährigen Kriege wüst gewordne, an einander liegende Feldmarken wurden durch Verpachtung an die angränzenden Bauer-Gemeinen schlecht genug benutzt und noch schlechter bestellt. In den Jahren von 1745 bis 1750 mußten auf des großen Königs Befehl eine Menge solcher wüsten Feldmarken mit Vorwerken be-

baut und Colonisten angesetzt werden, und das geschahe auch hier. Es wurden in der Mitte beider Feldmarken die Gebäude für ein Vorwerk errrichtet, und 6 Colonistenhäuser nebst einigen Tagelöhnerwohnungen erbaut.

Beide Feldmarken enthalten beinahe 4000 Morgen, von denen etwas mehr als 300 Morgen Wiesen waren. Fast alles war mit Holz und Gebüsch bewachsen und überall mit einer ungeheuren Menge großer und kleiner Steine bedeckt. Das Vorwerk wurde nun einige Jahre administrirt, die Aecker zum Theil urbar gemacht, dann ein Anschlag angefertigt, der 3800 Rthlr. bringen sollte, und auf den Grund dieses Anschlages wurde nun verpachtet. Der Pächter quälte sich 16 oder 18 Jahr darauf, unter jährlichen Remissionen, wurde aber doch am Ende bankrout.

Darauf wurde das Gut wider 2 Jahr administrirt und meliorirt, dann von neuem für jährliche 1100 Rthlr. verpachtet. Der Pächter konnte aber dabei nicht bestehn, die Pacht wurde auf 900 Rthlr. herabgesetzt und noch überdem 20 Winspel Naturalpacht zum Anschlagspreise von 18 gr. für den Scheffel Roggen zugelegt. Bei dieser Pachtung ist ein sehr thätiger und sachkundiger Wirth 24 Jahr bestanden, ohne ein nennenswerthes Vermögen zu erwerben, ob er gleich noch manche andere Nebenzweige benutzte. Es

ist

ist der Mühe werth zu untersuchen, warum ein geschickter und fleißiger Wirth bei 900 Rthlr. Pacht von 4000 Morgen, worunter 350 Morgen Wiesen waren, wenig oder nichts in 24 Jahren erworben hat?

Der größte Theil der Felder hat einen sogenannten kaltgründigen und sauren Boden. Die Folge davon war damals, daß die Schaafe sich fast alle Jahr faul fraßen und das Rindvieh am rothen Wasser fiel. Es waren während der Administrationen zwar Graben gezogen, um die Aecker und Weiden zu entwässern, theils waren aber diese Graben lange nicht genug, theils hatten sie nicht hinreichende Tiefe und gehörige Richtung; theils wirken auf dergleichen Boden die zweckmäßigsten Graben erst allmählig und wenn sie jährlich geräumt werden. Der Pacht-Contrakt war auf 6 Jahr geschlossen, und wenn er gleich 3 Mal erneuert ist, so hatte der Pächter doch davon keine Zusicherung und konnte deshalb an eigentliche Meliorationen nichts wenden, sondern war froh wenn er die vorhandnen in Stand erhielt. Deshalb war der Theil der Feldmarken, welcher Weitzenboden enthält, zum Theil in dem oben erwähnten Anschlag als 9jährig Land geschätzt, und alle diese Aecker waren im Frühjahr, oft bis weit in den Junius, grundlos, so daß das Vieh in denselben versank. Der

Pächter hielt sich deshalb an dem sandigen, höher gelegenen Theil der Feldmarken, und hatte nur sehr wenig von dem schweren Acker in Kultur. Gerste konnte fast gar nicht gebaut werden, noch weniger Erbsen. Drei Körner vom Roggen war eine ausgezeichnet gute Ernte. Nur Hafer, und zwar bunter, zum Theil rauher, gerieth einigermaßen. Es dienten zwar 3 Bauern aus einem benachbarten Dorfe mit Gespann, dieser Hofedienst bedeutete aber gegen die große Feldmark sehr wenig, und die Arbeiten mußten deshalb mit eignen Gespann und Leuten vollführt werden. Bei so geringen Ernten und höchst unsichern Ertrag der Viehnutzung konnte der ausgezeichneteste Pächter nur wenig erwerben. Mit Trinitatis 1795 trat ein neuer Pächter das Gut an, und erhielt die Pacht auf 16 Jahre. Er versprach für die ersten 8 Jahr, mit Einschluß von 300 Rthlr. für die 20 Winspel Naturalpacht, 1600 Rthlr. jährlich; für die folgenden 4 Jahr 2000 Rthlr. und für die letzten 4 Jahr 2400 Rthlr. Es war dabei verabredet, daß diese Zeitpacht sogleich in eine Erbgacht umgeändert werden sollte, wenn beide Contrahenten nur über die Bedingungen der letztern, wozu hauptsächlich das Steigen des Canons bei dauerhaft erhöheten Kornpreisen gehörte, sich vereinigt haben würden. Dieser Erbpachtscontrakt wurde schon

am 28sten September 1796 abgeschlossen. Der Canon wurde, jedoch mit Ausschluß der 20 Winspel Naturalpacht, auf jährlich 1600 Rthlr. bestimmt, wovon der vierte Theil durch 10000 Rthlr. Capitalzahlung abgelöset werden sollte. Die übrigen 1200 Rthlr. wurden gleich geschätzt

40	Winspel	Roggen	à 18 Rthl.	— 720 Rthlr.
20	"	Gerste	à 14 "	— 280 "
20	"	Hafer	à 10 "	— 200 "
				1200 Rthlr.

und bestimmt, daß mit Ablauf von 50 Jahren dieser Canon, nach denen in der nächsten Marktstadt während der letzten 20 Jahre bestandnen Martini Mittelpreisen, einer Veränderung unterworfen seyn solle und zwar in der Art, daß, wenn die Durchschnittspreise in diesen 20 Jahren für den Roggen zwischen 18 und 27 Rthlr. für den Winspel, von der Gerste zwischen 14 und 21 Rthl., vom Hafer zwischen 10 und 16 Rthl. ständen, der Canon unverändert bleiben solle. Ergäbe die 20jährige Fraction höhere Preise, so sollte der Canon für die nächsten 20 Jahr um die Hälfte dieser Preiseserhöhung steigen; die andere Hälfte derselben aber dem Erbpächter zur Entschädigung wegen der mit den Kornpreisen zugleich im Preis gestiegnen Wirthschafts-Bedürfnisse überlassen bleiben. Dabei sollte eine Getreideart die andere übertragen, so daß wenn

eine über und eine andre unter den Normalpreisen gestanden, dies nach dem Verhältniß von 2 Theilen Roggen gegen einen Theil Gerste und einen Theil Hafer berechnet und ausgeglichen würde. Wären hingegen die Kornpreise während der 20 Jahre unter die Anschlagspreise zu 18 — 14 und 10 gegangen, so sollte der Canon um den ganzen Unterschied vermindert werden.

Der nunmehrige Erbpächter erhielt dabei zu drei nothwendigen Bauten noch bedeutende Unterstützung, indem ihm nicht allein 300 Stück Bauholz von dem damaligen großen Windbruch gegeben, sondern auch die 20 Winspel Kornpacht, welche zur Erbpacht nicht gehörten, auf 8 Jahr ganz unentgeldlich überlassen wurden.

Er fand in der Mitte zwischen den beiden ehemaligen Dorf-Feldmarken einen Bach, der dieselben in einer Länge von einer Viertelmeile von einander schied und 21 Fuß Gefälle hatte. An diesem Bach liegen die meisten Wiesen, welche, wegen der aus den angrenzenden Aeckern kommenden Springe, morastig und sauer waren. Eigentliche Hügel hat das Feld nicht. An den meisten Orten flächt es sich sanft gegen die Wiesen ab. Der vierte Theil des ganzen Feldes war, was man Weitzenboden zweiter Klasse nennt, aber, wie schon erwähnt, zum Theil als neunjährig Land geschätzt. Von den übrigen drei

Vierteln war fast die Hälfte mit Busch, verhauenen Birken und mitunter auch gesunden Elchen bewachsen. Die andere Hälfte, etwa 1600 Morgen lehmiger Sandboden war, nebst ungefähr 200 Morgen des strengern Landes, in Kultur und in Dreifelder-Wirthschaft. Diese Wirthschaftsart wurde einige Jahre fortgesetzt, aber zugleich mit möglichster Anstrengung darauf gearbeitet, den größten Theil beider Feldmarken urbar zu machen, von Busch und Steinen nach und nach zu reinigen und, was hauptsächlich nothwendig war, um die Weide zu verbessern, es gehörig abzugraben. Es sind in den ersten fünf Jahren 20000 Ruthen drei und vier Fuß tiefe Graben gezogen. Schon Trinitatis 1798 waren gegen 15000 Rthlr. in das Inventarium und die Verbesserungen verwandt und für diese Summe übernahm der junge Mann, welcher das Gut 3 Jahr bewirthschaftet hatte, die Erbpacht als Eigenthum.

Er setzte die Verbesserungen mit Eifer fort, aber, wenn gleich die Weide sich bald sehr verbesserte, die Schaafe und Rindvieh gesund blieben, so gab der Ackerbau doch nur kümmerlichen Ertrag und es mußte eine Menge Heu zugekauft werden. Das eigne Vermögen des Besitzers war angelegt, bedeutenden hypothekarischen Credit

konnte er, bei der Bedingnng des künftig steigenden Canons, nicht suchen, und wenn es ihm gleich an persönlichen Credit nicht fehlte, so durfte er den doch nicht so stark benutzen, als es die noch aufzuwendenden Kosten erforderten, wenn er sich nicht in große Gefahr geben wollte, durch irgend einen möglichen Unglücksfall über den Haufen geworfen zu werden, und alle angewandte Mühe verloren zu sehen. So fingen die Meliorationen an in einen trägern Gang zu kommen und wären vielleicht gar in Stillstand gerathen, wenn das Glück nicht gewollt hätte, daß der Ankauf von einer bedeutenden Quantität Natural-Pächte die Ablösung jener Bedingung des Erbpacht-Contracts dadurch möglich machte, daß jene Natural-Pächte dem ersten Besitzer des Guts sogleich abgetreten wurden, was dieser gern annahm, weil er das, was er erst nach 50 Jahren zu erwarten hatte, um so viel früher erhielt. Nun wurde das Gut als freies Eigenthum im Hypothekenbuch eingetragen. Das war kaum geschehen, da schon ein reicher Nachbar, der die Betriebsamkeit des jungen Mannes vermuthlich mit Vergnügen beobachtet hatte, ihm ein sehr ansehnliches Capital zu 4 vom Hundert Zinsen, und unter höchst bequemen Kündigungs-Bedingungen, anbot.

Nun gingen die Verbesserungen mit Macht

vorwärts. Die großen Steine sammelten sich schnell in Mauern, die kleinen in bedeckten Gräben. Es wurden zwei Feldordnungen eingerichtet. 1400 Morgen leichten Landes in 7 Schläge nach Mecklenburger Art, 1100 Morgen in 10 Felder gelegt, von denen 3 zur Weide lagen. Es sind nun 15 Jahr, daß die Hauptverbesserungen ausgeführt sind; wenn aber der Ackerbau allein die Zinsen des angelegten Capitals decken sollte, so würde das nur in seltnen guten Jahren möglich seyn. Eine zu Glück ausgeschlagene Spekulation thut es. Es wurden, nachdem sich die Schaafe mehrere Jahre hindurch, ohne an der Fäule zu leiden, vollkommen gut erhalten hatten, zwei Jahr nacheinander jedesmal 200 alte Merzschaafe in Pölnitz gekauft. Es waren zwar manche darunter, die auch im Sommer mit Körnern unterhalten werden mußten, weil sie das Gras nicht abbeißen konntea, aber sie brachten ihr Junges. Und so ist auf einem Gute, wo vor 25 Jahren gar keine Schaafe auf die Dauer zu erhalten waren, jetzt eine ganz edle Schäferei aus der im letzten Wollmarkt 110 schwere Stein Wolle zu 40 Thaler verkauft sind. Böcke und Merzschaafe, welche nun auch jährlich verkauft werden, erhöhen den Ertrag der Schäferei bedeutend. Es leuchtet ein, daß diese Spekulation ein nicht unbeträchtliches Capital erforderte, an

welchem es ohne hypothekarischen Credit gefehlt haben würde, und dieser war nur bei ganz freiem Eigenthum zu erhalten.

Der Weitzenboden des in Rede stehenden Guts hat die Eigenheit, daß der Weitzen in einem Jahre nach Klee gesäet immer fehlgeschlagen ist. Dagegen geräth er nach Rübsaamen gewöhnlich, und der Rübsaamen schlägt auch nicht leicht fehl. Er wird in bedeutender Menge, bis 80 Morgen jährlich gebaut. Die Schoten gaben, mit Branntweinsschlamm aufgemengt, fast das ganze Winterfutter für 50 schwere Kühe, welche mit dem Stroh gestreuet werden. Wahrscheinlich wird der strenge, wenig Humus enthaltende, Boden durch die Wurzeln des Rübsaamens nicht bloß für die nachfolgende erste Weitzensaat, sondern auch dauerhaft verbessert. Denn auch die Gerste nach dem Weitzen geräth nicht selten, was in früherer Zeit der Fall fast nie gewesen ist.

Es wohnen und nähren sich jetzt, außer den vor 60 Jahren aufgebauten 6 Colonisten, 15 Tagelöhnerfamilien so gut, daß auch nicht eine, während der grassirenden Auswanderungswuth, Lust bezeigt hat sich zu verändern. Und neben der so bedeutend großen Ackerfläche sind gegen 700 Morgen Gehölz, welches mit Hütung verschont wird, im schönsten Anwuchs, so daß, auch

in staatswirthschaftlicher Rücksicht, das Eigenthum vortheilhafte Folgen gehabt hat *).

---

*) Der Herr Verfasser dieses Berichts wünscht nicht öffentlich genannt zu seyn. Aber ich verbürge mich dafür, daß keiner, der ihn persönlich kennt und seinen Namen erfährt, auch nur den leisesten Zweifel gegen die strengste Wahrheit der angeführten Thatsachen hegen werde.

Th.

VI.

Ueber

Theilungen des Grundeigenthums.

Die Ansichten über den Nutzen und die Nachtheile der Parcellirungen sind hie und da wieder mit einer Lebhaftigkeit zur Sprache gebracht, die das Interesse an diesen Gegenstand hinlänglich darthut. Zwar hab ich nur wenig öffentlich Gesagtes darüber gelesen; aber in dem Wenigen sprach sich gar deutlich der Eifer aus, mit welchem die Sache behandelt wurde; selbst der Witz wurde, wie gewöhnlich, dabei in Thätigkeit gesetzt, um die Siege über die Gegenpartei zu erleichtern, indem man die Spötter und Lacher auf seine Seite zu ziehen suchte. — Indessen scheint doch der Gegenstand, der von so unabsehbaren Folgen für die Zukunft seyn kann, wohl einer ernsthaften Betrachtung ohne Witz und Spott würdig zu seyn.

Beide Meinungen können, wie Niemand läugnen wird, sehr triftige Gründe für sich aufführen. Wenn die eine in dem natürlichen und zum Theil selbst positiven Rechte Begründung findet, so spricht für die andere die Geschichte und die Erfahrung unserer Tage, welche doch auch wieder die erste manchmal für sich in Anspruch nehmen kann.

Ich kann es nur dem unseligen Streben, alles nach einem und demselben Model formen zu wollen, beimessen, daß man nicht hier, wie bei so vielen andern Dingen, auf den ganz natürlichen Schluß gerathen, daß keine Meinung unbedingt die richtige, keine unbedingt zu verwerfen sey. Liegt doch dieser Schluß so nahe vor Augen jedem, der über die Grenzen seiner heimathlichen Flur hinauskam, und mit forschendem Auge die Verschiedenheit des Verkehrs und des daher rührenden Gemein-Interesses in verschiedenen Gegenden sah.

Die Theilung des Grundeigenthums hat für den Staat eigentlich nur Interesse durch den Einfluß, den jene auf die Production des Bodens hat; anderes Interesse ist zum Theil so örtlich, zum Theil so unbedeutend, daß es hier weniger in Betracht kommt.

Die Vertheidiger der Theilungen sagen, daß die kleinen Grundbesitzer auf ihrem Boden eine

weit stärkere Production haben, als die großen; und man muß dies ohne Bedenken zugestehen. Es ist indessen das Wort Production hier in einem ganz andern Sinne genommen, als es in staatswirthschaftlicher, ja selbst in ökonomischer Hinsicht genommen werden muß. Allerdings ist die Quantität der Brutto-Production auf dem gartenmäßig bestellten Morgen des Häuslers der auf dem Felde größerer Wirthschaften überlegen; aber mit dem Reinertrage, oder, wie ich es hier lieber nennen möchte, mit dem Ueberschuß des Erzeugten zum Verkaufe stellt sich das Verhältniß ganz anders.

Es macht eine sehr wesentliche Verschiedenheit bei der Entscheidung über den Nutzen oder die Nachtheile der Parcellirung, ob das Land vom Ackerbau oder von Handel und Fabriken seine hauptsächliche Subsistenz hat. Aeußerst selten findet man Gegenden, wo beide gleichmäßig dazu beitragen; wo beide blühen und sich einander die Hand bieten. Gewöhnlich, und ich möchte sagen wohl immer, ist eins Hauptsache und das andere Nebensache. Die eine Gegend ist durch physische und politische Lage dem Ackerbau, die andere den Fabriken oder dem Handelsverkehr günstig, und jede muß, auch bei ganz gleicher Intelligenz, in ihrer Art der andern überlegen werden.

Wurden die Fabriken zu gemein oder zu häufig, so mußte es bald an Absatz fehlen, indem der Vorrath an Fabrikaten den Bedarf überstiege. Der Vorrath muß selbst, wenn das Gewerbe blühen und sicher lohnend seyn soll, stets etwas unter dem Bedarfe bleiben. — Wo eine Gegend vom Ackerbau lebt, muß dieser verkäufliche Waare liefern; so lange wir nämlich Bedürfnisse haben, welche unsere inländischen Erzeugnisse nicht befriedigen können, muß nothwendig ein Theil der letztern dazu verwandt werden, jene einzutauschen. Nur derjenige Theil der Production, welcher nach eignem Verbrauche übrig bleibt, und außer Landes verkauft wird, begründet hier den Wohlstand desselben nach Maaßgabe seines größeren oder geringeren Betrages. Steht dieser, mit Einschluß der Nebengewinnste aus andern Gewerben, woran es keiner Gegend gänzlich fehlt, jenem Bedarfe gleich, so können die Einwohner leben; sie können es nur kümmerlich, wenn er nicht ganz erreicht wird; und der Wohlstand muß zunehmen, wenn er ihn übersteigt.

In denjenigen Gegenden, wo Fabriken und Handelsverkehr die Hauptquelle des Wohlstandes sind, ist der Ackerbau in der Regel nur Nebengewerbe, welches dem Ganzen (denn vom Ein-

zelnen kann hier die Rede nicht sein) blos in so weit nutzt, als es das Quantum der jährlich von Außen herbeizuschaffenden Lebensbedürfnisse vermindert. Hier gebe ich es gern zu, und es liegt in der Natur der Sache, daß eine möglichst hohe Brutto-Production sehr wünschenswerth ist, in so fern sie nicht etwa dem Hauptgewerbe durch Entwendung zu vieler Kräfte unmittelbar nachtheilig wird. Diesem Nachtheile wird indessen durch das Privat-Interesse vorgebeugt, welches die durch das Hauptgewerbe dargebotene Gelegenheit zu größerem Gewinnste sorgsam in Acht nimmt.

Meistentheils finden wir hier schon die Gartenkultur mit Karst und Hacke, und einen Ertrag des Bodens, den man in eigentlichen Ackerbau-Gegenden nicht hat. Da hat dann auch das Interesse der Einzelnen schon das Beste gezeigt, und danach kann ungestraft, wenigstens so lange das Hauptgewerbe besteht, getheilt werden bis ins Unendliche. Da mag, nach B...s Ausdrucke der Boden Scheidemünze werden, und bedarf nicht einmal eines Rückhalts an größeren Ackerloosen, um den Werth zu sichern, sondern findet ihn schon hinlänglich an dem Hauptgewerbe selbst. Ja ein unvernünftiges Theilen ist da kaum denkbar.

Wenn man die Sache genau betrachtet, so

kann man die Kultur des Bodens in solchen Gegenden nicht mehr zu dem rechnen, was wir eigentlich Ackerbau nennen; denn die Erzeugung von Lebensmitteln ist nicht der endliche Zweck des Ackerbau-Gewerbes, sondern der Geldgewinn aus den verkauften Ueberflüssen der Erzeugnisse nach Abzug des eignen Verbrauches. Wenn nun, wie hier der Fall ist, die sämmtlichen Erzeugnisse zu letzterem nicht hinreichen, so steht der Ackerbau in staatswirthschaftlicher Hinsicht mit dem Garten des Städters in gleicher Linie, dessen Kultur alle müßige Nebenstunden zur Hervorbringung einer möglichst großen Menge von Lebensmitteln zu widmen völlig vernünftig ist. Auch werden da der Bodenkultur nur die Nebenstunden gewidmet, und die sonst unbeschäftigten Hände. Derjenige, welcher hauptsächlich für den Unterhalt der Familie stehen muß, giebt sich in der Regel nicht damit ab; der Garten ist für Frau und Magd.

Ich finde deshalb wenig dagegen zu erinnern, wenn man sich für diese Gegenden mehr, als billig, an die rohe Production im engsten Sinne des Worts hält. Doch sollte sie eigentlich nicht so ganz unmittelbar der Theilung des Grundeigenthums das Wort reden. Wichtiger würde ich es halten, daß die Theilung die Ansiedelungen befördert und der Vermehrung der

Population günstig ist, die hier selten oder nie ein Uebermaaß erreichen können. Die höchste Benutzung jedes Fleckchens Boden ist dann wieder hievon die nächste Folge, und freilich eine sehr wünschenswerthe.

In denjenigen Gegenden, wo der Ackerbau das Hauptgewerbe, die Hauptquelle des Wohlstandes ist, — und das sind bei uns, die Städte abgerechnet, wohl die meisten, — da muß sich die Sache ganz anders gestalten. Hier kann vernünftiger Weise die Rede nicht mehr davon sein, ob bei großer Theilung des Grundeigenthums die rohe Production zunimmt, sondern, ob des Verkäuflichen mehr gewonnen werde. Was der Lebensbedarf von jenem wegnimmt, kömmt hier nicht in Anschlag, sondern nur der Ueberschuß. Hier frägt es sich also: ob bei endloser Parcellirung dieser Ueberschuß mit der rohen Erzeugung zunimmt oder nicht? —

Ohne Zweifel giebt es eine mittlere Größe von Landgütern, welche verhältnißmäßig den größten verkäuflichen Ueberschuß geben kann. Aber diese Größe läßt sich nicht nur im Allgemeinen nicht genau angeben, sondern erleidet selbst in verschiedenen Zeitumständen in derselben Gegend große Abänderungen. Der Theorie gemäß,

mäß, und alles andere gleichgestellt, sollte man freilich dafür halten, daß in Gegenden, deren Subsistenz auf Ackerbau beruht, kein Landgut zu groß sein könnte. Allein, die menschliche Natur, Intelligenz und Betriebs-Kapital, und hundert von Orts- und Zeitverhältnissen abhangende Kleinigkeiten, setzen hier Schranken, deren Ueberschreitung jedesmal nachtheilig sein muß.

In der Regel kann man annehmen, daß ein Gut von landüblich mittelmäßiger Größe im Verhältniß zu seinem Areal den größten Ueberschuß giebt. Doch haben wir auch jetzt — Dank sei es dem rege gewordenen Sinne für rationellen Ackerwirthschaftsbetrieb! — musterhafte Beispiele auf ganz großen Gütern, welche diesen darin nicht nachstehen. In großen Wirthschaften kann so manches fabrikmäßig betrieben werden, so manche Ersparniß an Dirigenten, Arbeitern, Geräthen u. s. w. eintreten, woran in kleineren nicht zu denken ist. Dagegen gestattet die kleinere eine weit leichtere Uebersicht, eine beständigere Aufsicht, und ein besseres Zurathehalten alles Nutzbaren. — Es würde mich zu weit führen, hievon mehr als einige Hauptmomente zu berühren, und ins Einzelne zu gehen; die Sache liegt klar am Tage, und bedarf einer umständlicheren Ausführung nicht, die ohne einige Weitläufigkeit wohl schwerlich möglich wäre.

Manchmal, besonders wo die Arbeit theuer ist, hat der Bauer, der zugleich Dirigent und Arbeiter ist, den größten verkäuflichen Ueberschuß. Fehlt es diesem nicht an Intelligenz, Fleiß und an einem hinreichenden Betriebs-Kapitale, so ist er in der Lage, den höchsten Gewinn herausbringen zu können.

Sinkt aber die Größe des Gutes unter der eines gewöhnlichen Bauerngutes herab, so hört sogleich aller verkäuflicher Ueberschuß auf, und jedwede Theilung, die diese Gränze berührt, sie mag auch noch so sehr die Brutto-Production steigern, muß dem Lande bestimmt nachtheilig werden, wenn es nicht sogleich zu einem andern Hauptgewerbe übergehen kann, welches verkäufliche Waare liefert. Allerdings giebt der Morgen des Käthners mehr Nahrungsmittel, als der Morgen des Vollbauern; aber an jenem hängen auch mehr Hände und mehr Mäuler, die den ganzen Ertrag verzehren, wenn von diesem ein bedeutender Theil zum Verkaufe übrig bleibt.

Jeder Boden verlangt ein gewisses Maaß von Arbeit, um den höchsten Gewinn für Eigenthümer und Staat zu geben. Alles, was darüber hinausgeht, kann wohl die rohe Erzeugung vermehren; es geschieht aber immer auf Kosten des Gewinns.

Das Maaß der Arbeit ist wesentlich verschie-

den von dem Preise der Arbeit, und deshalb war und ist es noch eine der wichtigsten landwirthschaftlichen Aufgaben, die Preise der Arbeit zu vermindern, ohne dem Maaße zu schaden. Der Pflug und der Karst können dasselbe Maaß von Arbeit leisten, aber die des Pfluges wird immer die wohlfeilste seyn. — Der Pflug, sagt B... im hanseatischen Beobachter, hat zuerst die Welt gezähmt; allein nachdem er sie gezähmt, verschwindet er wieder. Dieser Fall könnte doch nur dann eintreten, wenn überall der Ackerbau zum Nebengewerbe herabsänke, welches unmöglich ist. Nimmermehr kann Karst und Hacke den Pflug und die Egge ersetzen, wo mehr an verkäuflichem Ueberschuß als an Brutto-Erzeugniß gelegen ist.

Es liegt nicht einmal, wie B... glaubt, das Geheimniß der höchsten Production in Karst und Hacke. Denn abgesehen davon, daß wir mit guten Pflügen, Eggen und andern zum Theil neuen Ackerinstrumenten wenigstens eben so wirksam auf die tragbare Ackerkrume wirken können, so wird auch noch die Kraft des Bodens durch die Production erschöpft, und dieser fordert Ersatz, den die bloße Arbeit nicht geben kann und den uns nur das Vieh bereitet, welches uns zugleich bei der Arbeit sehr zweckmäßig dienen kann.

In den Niederlanden ist, wie Herr B... zu

behaupten scheint, der Acker nicht so sehr getheilt und der Pflug nicht verschwunden. Im Gegentheile beweiset uns Belgien, wie ohne Theilung und Karst die Feldmark zum Garten werden und den höchsten Ertrag geben könne. Wäre aber eben dies Belgien in Gärten getheilt und stände neben jedem eine Hütte mit seinen Bewohnern, so würde der Ackerbau aufhören, seinen Wohlstand zu begründen.

Nicht die Menge der Menschen, sagt B... ganz wahr, macht ein Volk stark, und — setze ich hinzu — glücklich. Nirgends in der weiten Welt wird der Ackerbau, nirgends die Gelehrsamkeit so geehrt, als in dem übervölkerten China; selbst die siegenden Tatarn unterwarfen sich den Gesetzen und Gebräuchen der Besiegten. Hier hat der Pflug die Ehre, daß jährlich der Kaiser selbst die Hand an ihn legt und einen Acker eigenhändig pflügt und bestellt. Und dennoch ist das Land, das durch sein hohes Alter die Weisheit seiner Verfassung beweiset, nicht glücklich, denn es ist stets in Gefahr von Hungersnoth, blos darum, weil es übervölkert ist.

Nichts befördert die Uebervölkerung mehr, als die Freiheit zu endlosem Theilen des Grundeigenthums. Ueberall, so weit die neufranzösischen Gesetze reichten, liegen die Beispiele in Menge vor Augen. Ganze Gegenden sind mit

Bettlern überfüllt, obwohl jeder von ihnen einen Morgen und wohl noch mehr hat, und ihn mit dem Karste bauet; denn zum Leben gehört mehr als eine Mahlzeit Kartoffeln. Es klingt recht schön und trostreich, was B... sagt, seitdem die Kartoffeln in Europa sind, ist Niemand ein Bettler, der einen Morgen hat; aber man findet es leider! nicht bewährt. Natürlich; der ganze Ertrag des Ackers, und wohl noch mehr als das, wird im Hause mit Weib und Kind verzehrt; woher soll nun all das Uebrige kommen?

Es können immerhin neben den Bauerngütern kleine Käthnerwohnungen seyn, und wenn die Gemeinheits-Theilungen einmal weiter vorgerückt sind, werden viele neue zum wahren Besten des Staates entstehen; denn keine Gegend ist so unglücklich, daß nicht darin einiges Fabrikwesen zu Hause wäre. Aber ganz zuverlässig darf das Maaß dabei nicht überschritten werden, damit immer ein namhafter Ueberschuß von verkäuflichen Erzeugnissen bleibe.

Vielleicht zieht, wie B... meint, dereinst jedes Gewerbe auf das Land, weil der Grund der Vereinigung in Städten, die größere Sicherheit — (die doch wohl nicht der einzige, vielleicht nicht einmal der wichtigste Grund war) — bei dem allgemeinen Landfrieden nunmehr aufgehört hat. Aber dieser Zeitpunkt, der gewiß noch sehr

entfernt ist, wird doch wohl erst ruhig abzuwarten seyn, ehe man die Maaßregel danach trifft. Und auch dann darf das Gewerbe aller Art den Bedarf nicht übersteigen, und eben dann vorzüglich muß der Ackerbau das Hauptgewerbe und jede übermäßige Theilung des Grundeigenthums für den Staat in hohem Grade verderblich werden.

C. v. Bönninghausen.

VII.

Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der feinwolligen Schaafzucht in Deutschland.

Nächst der Nahrung ist das, was dem Menschen am nächsten in diesem Erdenwallen angeht, ohne Zweifel die Bekleidung des Körpers. Und dazu ist die Wolle nach dem entschiedenen Ausspruch Aller, welche ihre Eigenschaften im höheren Grade ihrer Vervollkommnung kennen gelernt haben, das vorzüglichste Material. Sie ist nicht nur der schwächste Wärmeleiter, sondern sie gestattet auch der Ausdunstung eine freie Verdampfung, so daß jene sich nicht tropfbar in ihr ansammelt, sondern sich gleich hindurch ziehet und verflüchtigt, daß also bei der Wärme des Körpers keine tropfbare Nässe auf der Haut

entsteht, die von außen her erkältet, am schädlichsten auf den erhitzten Körper einwirkt, rheumatische und katharrhalische, oft schwere Krankheiten veranlaßt. Wegen der Homogenität mit dem lebenden Körper erhält sie seine unmerkliche Ausdünstung und natürliche Wärme im gerechten Maaße. Hierdurch geschiehet es — und nicht nach der unrichtigen Ansicht einiger Aerzte, durch den Reiz welchen sie mittelst ihrer Rauheit auf der Haut erregt — daß so viele solchen Beschwerden ausgesetzte Personen sich durch die unmittelbare Bekleidung der Haut mit wollenen Zeugen davon befreiet haben und daß man in den warmen, jedoch bedeutenden Temperatur-Wechsel unterworfenen Klimaten ohne jene nicht gesund bleiben zu können, sich überzeugt hat. Leinen ist in jener Hinsicht am unzweckmäßigsten, aber auch Baumwolle und Seide stehen der Schaafwolle darin bei weitem nach.

Nur die Rauheit und Steifheit unserer Wolle und die Grobheit und Starrheit der daraus verfertigten Zeuge war es, was letztern Materialien in dem neuern Europa — denn bei den alten cultivirten Nationen war es keineswegs der Fall — den Vorzug in jener Hinsicht gab und der Wolle nur den gegen Einwirkung der äußeren Kälte zugestand. Jener Rauheit und Steifheit wegen vermieden zartere Personen, und der un-

gefälligen Drappirung wegen besonders das schöne Geschlecht die Wolle fast gänzlich und suchten sich mehr durch Pelzwerk gegen das Eindringen der kalten Luft zu schützen.

Seitdem wir aber jene unangenehmen Eigenschaften der Wolle durch Veredlung der Merino-Race überwunden und ihr die seidenartige Sanftheit und Geschmeidigkeit gegeben haben; seitdem raffinirende Fabrikanten dieses herrliche Material zweckmäßig zu jedem Gebrauch verarbeiten und die feinsten, lockeren sowohl, als dichteren und gefilzten Gewebe hervorbringen, hat man seinen ganzen Werth schätzen gelernt. Es ist dies bis jetzt fast mehr in den Ländern geschehen, welche die Mode des Tages minder beherrscht als die Europäischen, und wo man auf das Behagliche, physischen Lebensgenuß gewährende, mehr Rücksicht nimmt, als auf das, was jene vorschreibt. Denn der größte Theil der hochfeinwolligen Fabrikate geht nach beiden Indien, China und der Levante. Nachdem aber die Mode schon längst die dortigen Trachten in den kostbaren Shawls zu uns herüber geholt hatte, haben unsre Damen aus diesen erst kennen gelernt, welche Annehmlichkeit und Gefälligkeit feinwollige Zeuge haben. Vor jedem anderen Material gestattet die Wolle überdem ein tiefes durchdringen der Farbe, hält sie, ist diese

anders echt, bis zur letzten Zerstörung des Fadens und stellt sie treu in allen Nüancen dar. Deshalb kommt zur Gewebe-Mahlerei kein anderes Material ihr gleich. Endlich ist ihre Haltbarkeit im Verhältniß der Stärke ihres Fadens die größte. Bisher ist die Theurung der feinen Fabrikate ihrem verbreitetern Gebrauche zwar entgegen gewesen, aber diese wird bei der größeren Concurrenz mit Maschienen versehener Fabriken sich immer mehr, wie sie auch schon gethan hat, vermindern. Die Theurung dieser Wolle gegen andre hat an dem Preise solcher Fabrikate, eben ihrer Leichtigkeit wegen, einen sehr geringen Antheil und sie können, so widersprechend dies auch scheint, um so wohlfeiler werden, je theurer das Material in seiner ersten Güte bezahlt wird.

Für diese höchst schmeidigen, sanften und feinen Fabrikate hat man nun keine andere als unsre sogenannte Electoral-Wolle; wogegen sie sich zu den dichten, geschlossenen oder gefilzten Tüchern weniger paßt, als die mehr elastische, kräftigere, spanische Refina aus Fima. Jedoch werden die eigentlichen Tücher von hoher Sanftheit, Feinheit und Leichtigkeit anjetzt so viel gesucht und auf diese Qualitäten mehr Rücksicht als auf Dichtheit und Stärke genommen, daß man die Electoral-Wolle, wenn auch nicht zur

Kette, doch zum Einschlag häufig braucht. Und so ist uns die Nachfrage nach unserer hochfeinen Wolle, gegen die Meinung Mancher, welche für eine zu große Concurrenz der Verkäufer schon lange besorgt gewesen sind, nach aller Wahrscheinlichkeit auf ewig gesichert. Und wenn auch ihr Preis, nachdem er bisher von Jahr zu Jahr gestiegen ist, in der Folge etwas heruntergehen sollte, was wohl der Fall mit jeder Waare ist, deren Production sich hoch bezahlt, so wollen wir gestehen, daß wir das ertragen können. Vorerst aber glaube ich noch nicht, daß die vermehrte Production der hochfeinen Wolle der vermehrten Consumption und Nachfrage nachkommen könne, und wenn der Preis einmal etwas wiche, so würde es nur temporär und Folge der Handels-Conjuncturen seyn.

Natürlich wird daher der Trieb zur Vermehrung und möglich höchsten Veredlung der Wolle immer stärker und verbreiteter. Durch ganz Deutschland, — einige wenige Provinzen ausgenommen, wo er gerade deshalb erloschen ist, weil man ihn fast erzwingen wollte — aber auch in Ungarn, Polen uud Rußland hält man die Merinozucht für den wichtigsten Gegenstand des landwirthschaftlichen Gewerbes und sucht sich mit der größten Anstrengung die edelsten Stämme zu verschaffen. Der Aufwand der dortigen großen

Gutsherrn in diesem Stücke überwiegt bei weitem alle Vorstellungen, die sich Deutsche, selbst eifrige und verständige Oekonomen davon machen konnten, und durch sie und ihren Einfluß sind die hohen Preise, die für angeblich schöne Thiere bezahlt wurden, erreicht. Wenn gleich nur wenige Deutsche bei solchen Preisen mit ihnen in Concurrenz treten, ihnen daher die Auswahl des zum Verkauf kommenden Viehs überlassen müssen, so besorge ich doch nicht, daß wir gegen sie zurückbleiben werden. Der Vorsprung, den wir einmal gewonnen, hauptsächlich aber deutsche Intelligenz, Fleiß, Ausdauer und kaltblütige Ueberlegung — welche die Schaafzucht vor Allem erfordert — werden auch bei minderem, wenn nur nicht gar zu kärglichem Aufwande verhindern, daß wir ihnen je nachstehen. Aber diese unsere National-Tugenden werden und müssen wir um so mehr aufbieten.

Zur Vermehrung und Verbreitung der Intelligenz sowohl, als zur Erregung und Erhaltung des Wetteifers, der hier so besonders wirksam ist, trägt nichts mehr bei, als Vereine und Zusammenkünfte von Gewerbsgenossen, zumal in solchen Gewerben, wo kein Geheimniß statt findet, wo aber Mittheilung von Bemerkungen und Austausch von Ideen jedem erfreulich und nutzbar ist. Man fühlte dies und deshalb sind land-

wirthschaftliche Gesellschaften so häufig eingerichtet worden. Aber man verfehlte die richtige Ansicht allenthalben — außer in England — gleich bei ihrer Einrichtung, da man die Form gelehrter Gesellschaften nachahmte, und mit langen Vorlesungen, die entweder nichts taugten oder gedruckt wurden, die Versammlung langweilte. Nur neuerlich haben sich verschiedene praktisch-landwirthschaftliche Vereine gebildet und, neben der Viehzucht überhaupt, besonders die höhere Schaafzucht zu ihren Hauptgegenstand gemacht. Vor allen hat die K. K. Mährisch-Schlesische Ackerbau-Gesellschaft eine besondere Abtheilung unter dem Namen des Schaafzüchtler-Vereins gebildet. Die Verhandlungen dieses Vereins, welcher sich im Mai zu Brünn zu versammlen pflegt und mit einer Ausstellung von Schaafvieh zur Schau und zum Verkauf verbunden ist, theilt der würdige Secretär jener K. K. Gesellschaft Herr André in seinen ökonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen samt allen darauf Bezug habenden Bemerkungen und Debatten ununterbrochen mit. Diese Zeitschrift erhält dadurch ein besonderes Interesse für alle Schaafzüchter. Da sie bei uns aber noch wenig bekannt ist, so werde ich das Wesentliche, was auf den jetzigen Standpunkt der feinwolligen Schaafzucht Bezug hat,

herausheben und mit einigen Bemerkungen begleiten, die meine Ansicht darstellen.

Ich zweifle nicht daß diese Bemerkungen der verehrungswerthen K. K. Societät willkommen seyn werden, da sie Gelegenheit geben können, sich über einiges bestimmter zu erklären und es mit anderen Beobachtungen und Ansichten zu vergleichen, um so weniger da ich sehe, daß eine freimüthige Discussion verschiedener Meinungen und die daraus hervorgehende Beförderung des Wissens und des richtigen Urtheils so ganz in ihrer Tendenz liege.

Der bisherige Präsident derselben, Baron v. Bartenstein, stattet der K. K. Gesellschaft des Ackerbaues Benicht über die am 5ten Mai 1818 gehaltene Versammlung ab. Es wurden theils zum Verkauf, theils blos zur Beschau 225 Stück Widder und Schaafe vorgeführt, deren Einsender und Stammorte namentlich verzeichnet sind. Die erwählten anwesenden Beschau-Commissarien beurtheilten sie nach einem von Herrn Rudolph André entworfnen Beschau-Schema, welches aber noch einer weiteren Bearbeitung unterworfen werden sollte. Der Ausspruch kann bei dem Secretär eingesehen werden, indem er ohne ausdrückliches Verlangen der Einsender nicht publicirt wird. Acht Mitglieder erklärten ihren Entschluß die Versuche zwischen Weide und

Stallfutterung vorzunehmen. Es wurden Wollmusterkarten vorgelegt und anderes die Gesellschaft und die Schaafzucht betreffendes verhandelt. In Ansehung des letzteren folge ich vorerst dem Vortrage des Hrn. Baron v. Bartenstein, dann einem anderen anonymen, aber von Hrn. André aufgenommenen und erläuterten Bericht, hebe jedoch nur das merkwürdigste hervor.

Ein französischer Fabrikant habe sich erboten gegen Ertheilung gewisser Privilegien ein Waschhaus in Wien anzulegen. Hierüber war das Gutachten mehrerer gefordert, welches dahin ausfiel, daß das Waschen auf dem Leibe bei weitem der spanischen Waschmethode vorzuziehen sey; daß eine gewisse Menge Fett zur Erhaltung der Wolle unumgänglich nöthig sey; daß bei gehöriger Aufmerksamkeit die Thiere nicht dabei litten, daß dadurch eine hinreichend vollkommne Wäsche bewirkt werden könne. Jedoch müsse man gute Schwemm-Anstalten befördern und die Wichtigkeit einer reinen Wäsche einleuchtend gemacht werden. (Hiermit stimme ich, besonders bei unserer sogenannten Electoral-Wolle, vollkommen überein. Sie wird durch gehörig angestellte Leibwäsche so rein, wie sie bis zur Fabrikwäsche werden muß; sie ist in dieser Reinheit eine sehr beliebte Handelswaare und sie kann

durch eine warme Wäsche äußerst leicht verdorben werden. Ob es aber nicht rathsam seyn sollte, bei den Merino-Racen, die ein talgiges pechartiges Fett haben, und welches man durch die Schwemmwäsche durchaus nicht herausbringt, eine Wäsche nach der Schur vorzunehmen, wage ich nicht zu entscheiden.)

Der Hr. v. Bartenstein führt einige Stellen aus meiner Geschichte der feinwolligen Schaafzucht im Preußischen Staate (Möglinsche Annalen Bd. I.) an, worin ich die mehr elastische, stärkere, glänzende, aber minder feine und sanfte Wolle des größeren Theils der österreichischen und mährischen Heerden für mehr geeignet zu unseren gewöhnlichen dichten Tüchern erkläre, als die zarte Wolle der aus den sächsischen Staats-Stammschäfereien abstammenden; und eine andere, wo ich sage: es scheine mir, als ob man die Veredlung am besten mit den dichtwolligen, in der Regel etwas gröberen aber doch ächten Merino-Stöhren anfinge, um einen dichten Grund zu legen und der Wolle die Elasticität mitzutheilen, die der Landwolle so sehr fehle. Dies hat dann nach dem von Hrn. André mitgetheilten Berichte eines Anwesenden große Debatten veranlaßt, indem der Hr. Baron v. Ehrenfels gegen diese Meinung aufgetreten ist. Dieser cultivirt nämlich eine Merino-Race von großer

Fein-

Feinheit und Sanftheit, die er höchst wahrscheinlich aus Sachsen und vermuthlich von seinem Hrn. Schwager dem Grafen v. Schönburg auf Roxburg angestammt hat. (Diese Debatte hat auch zu einem Aufsatz in der Vossischen Berliner Zeitung Veranlassung gegeben.)

Weil ich sehe, daß hier noch immer Mißverständnisse obwalten, so muß ich mich nochmals über die Verschiedenheit der Merino Stämme erklären und etwas weit ausholen, ehe ich auf den Gegenstand jener Debatte komme. Es gab ohne Zweifel schon in Spanien eine große Verschiedenheit unter den wandernden Merino-Heerden und zwar nicht allein die bekannte, unter den Leonesern und Sorianern, sondern unter den Leonesern selbst, von der man aber keinen recht klaren Begriff hatte. Sie findet sich sehr auffallend unter den Stämmen, welche die Königl. Stamm-Schäfereien zwar aus Frankreich erhalten haben, die aber doch erst kürzlich aus Spanien dahin gekommen und allen Nachrichten zufolge unvermischt erhalten waren. Auch haben alle andre aus Spanien unmittelbar nach Deutschland gekommne Transporte ihre Eigenheiten, je nachdem sie aus einer spanischen Heerde genommen oder zusammengekauft waren. So weit man nachspüren kann, reduciren sich diese Verschiedenheiten hinsichtlich der Wolle doch

nur auf zwei entgegenstehende Hauptarten: die eine mit sehr elastischer, dicht zusammen gedrängter Wolle, von kurzem aber durch den Zug sehr ausdehnbaren, stumpferen Stapel; die andere minder gekräuseltere, nur sanft spiralförmig gewundenen, deshalb im Fließ weniger zusammengedrängten Haar, mit langem, weniger breitem und spitzer zulaufendem Stapel. Von jener Art sind die, welche von der Negretti-Cavagne herkommen, von dieser die aus der Escurial- und St. Paular-Cavagne. Da diese die Haupt-Schäfereien Spaniens waren, so schlage ich vor, jene Negrettis, diese Escurials zu nennen; wenigstens werde ich dieses thun, wenn gleich unsre Schaafe zum Theil aus anderen entsprungen seyn mögen. Zwischen beiden Extremen gab es nun mannigfaltige Mischungen und giebt es bei uns. Auch gab es dort Stämme die noch andre Eigenthümlichkeiten hatten, z. B. die Guadeloupper, die sich aber nicht so sehr auf die Qualität der Wolle als auf die Statur beziehen. — Jetzt soll in Spanien das alles vorbei seyn, jene Haupt-Schäfereien existiren nicht mehr und die anderen sind zusammengemengt. —

Die in den sechsziger Jahren nach Sachsen gekommenen Heerden, von welchen fast alle echte und veredelte Schäfereien in Norddeutschland

abstammen, waren aus der Escurial-Race. Mögen auch andre darunter gewesen seyn, so hat man doch diese, weil man lediglich auf Feinheit und Sanftheit sah, nur pussirt. Es war ein glücklicher Zufall, daß die Stolpener Schäferei Gelegenheit hatte im Jahr 1815 eine nach Italien geflüchtete aus Escurial kommende Mutterheerde wieder zu kaufen. Diese ist ganz homogen mit den übrigen und ihre Wolle kaum zu unterscheiden (vergl. Annal. Bd. II. S. 439) — nur etwas elastischer und minder sanft, aber doch kaum merklich. Dies giebt den Beweis, daß es nicht das Klima sey, was die besondre, unter dem von den Engländern ihr gegebenen Namen Electoral-Wolle hervorgebracht hat *). Wenn sie sich in einigen Schäfereien, z. B. der Roxburger, durch noch erhöhete Sanftheit auszeichnet und in dieser Qualität so hoch stehet,

---

*) Der Ausdruck Electoral- und Electa-Wolle ist wohl nicht gleichbedeutend. Alle aus Norddeutschland kommende feine, sanfte, sortirte Wolle geht in England unter dem Namen Electoral-Wolle und diesen hat sie erhalten, weil sie zuerst aus den Kurfürstlichen Schäfereien nach England kamen. Electa aber ist das feinste und schönst gestapelte Sortiment derselben; diese wird wieder in erste und zweite Electa unterschieden; dann kommt Prima, auch

wie sie in Spanien gar nicht zu finden ist, so ist dies wohl auch nicht Wirkung des Klima, auch nicht der Stallfutterung, sondern lediglich der Auswahl der Zuchtthiere, die hier mit unverwandter Rücksicht auf den Hauptzweck sorgfältig vorgenommen wurde, was in Spanien nie geschah.

Dagegen scheint der größte Theil der nach Oesterreich und Mähren gekommnen Transporte von der Gattung zu seyn, welche ich die Negretti-Race oben genannt habe; und man hat die Qualitäten dieser Race, Gedrungenheit des Fließes, starke Elasticität, Bewachsenheit der Extremitäten, eine gewisse Statur und Form der Theile, bei dem Züchten, nach der genommenen richtigen oder falschen Ansicht, zu vervollkommnen gesucht.

In Rambouillet hat man, wie sowohl

---

erste und zweite Gattung. Doch ist erste Prima und zweite Electa kaum zu unterscheiden. Gute Secunda wird auch noch mit unter Electoral-Wolle von manchen Kaufleuten, aber nicht allgemein, begriffen. Die Ausdrücke Refina, Fina, Tercera ꝛc. haben nur bei spanischen oder ähnlichen Sortimenten einen bestimmten Begriff. Ueberhaupt aber herrscht in der Terminologie des Wollhandels noch keine völlige Uebereinstimmung.

aus den historischen Nachrichten, als aus dem Ansehen der daher stammenden Thiere erhellet, eine Mischung beider Racen gemacht. Die Individuen sind sehr verschieden, doch überwog darin der Negretti-Schlag; jetzt scheint man mehr zum Escurial-Schlag hinüber zu lenken. Bei manchen Einzelnen mögen die Qualitäten beider Schläge sich sehr glücklich und gleichartig gemischt haben. Ja! wir haben wirklich in unsern Stamm-Schäfereien einige Thiere von Hrn. Bourgois erhalten, bei denen dies fast ganz nach Wunsche der Fall ist. Aber die meisten haben eine feine, sanfte Wolle auf dem Vordertheile des Rumpfes, fallen aber schon am Hintertheile, noch mehr am Halse und Keulen, sehr ab und haben an letzteren oft Haare.

Dagegen haben unsre Stamm-Schäfereien andre Stämme aus Frankreich erhalten, welche die hohe Feinheit der Escurials, aber nicht völlig die Sanftheit und Geschmeidigkeit einiger Sachsen, dagegen mehr Elasticität, dabei sehr egale, paralel laufende Spiral-Windungen besitzen, welche Qualitäten auch an den Extremitäten, so viel man es verlangen kann, aushalten. Einige vom Grafen Morel de Vindé erkaufte Stöhre und einige Schaafe aus Malmaison sind darin Muster. Ich beziehe mich auf das, was ich Annal. Bd. I. S. 22, 90 u. f. darüber

gesagt habe; auch in Ansehung der ganz eigenthümlichen Monceyschen Race, die eine sehr wenig elastische, aber sehr lange, sanfte und geschmeidige Wolle hat, eine Wolle die zur Kämm-Arbeit vielleicht einzig ist.

Etwas Charakteristisches scheint es zu seyn, daß Lämmer von Negretti-Race — auch wenn nur etwas Blut von dieser darin ist — mit Haaren geboren werden; die von einer Escurial-Race aber höchst selten. Daher die verschiedene Meinung über diese Haare, die einige sehr schätzen, andere verwerfen, nachdem der Zweck auf diese oder jene Qualität gerichtet ist. Auch die Monceys werden größtentheils mit sanften feinen Haaren, die sich aber nachher in Wolle umwandeln, nicht ausfallen, geboren.

Ich zweifle daran, daß man die so sehr gewünschte Vereinigung der guten Qualitäten bei der Gattungen jemals constant in sehr hohem Grade erreichen werde: ich meine die höchste Zartheit und die größte Dichtheit. Reichhaltigkeit kann allerdings bei jener in einem hohen Grade bewirkt werden, durch reiche, dabei aber vorsichtige und wohlgeordnete Futterung und Haltung, welche der Wolle hauptsächlich die Länge und den Thieren die Größe giebt. Aber bei gleicher Haltung wird die Schur im Gewichte der Negretti-Race nicht gleich kommen. Die

zartere, weichere Wolle ist bestimmt specifisch leichter als die barschere. Dazu kommt aber, daß ohne urinöse Fabrikwäsche, besonders aber durch die Wäsche auf dem Leibe, das talgigte pechartige Fett, samt dem darin gebundenen Staube, aus der letzteren nicht herauszubringen ist; wogegen das feine ölige Fett der ersteren, so viel als nöthig, samt allem Schmutze, leicht herausgeht.

Ich glaube daher, daß es rathsam sey, eine Gattung consequent zu cultiviren; oder wenn man zwei Stämme haben will, sie bei der Begattung abzusondern, weil man sonst unzweckmäßige Blendlingen erhalten und die Zucht von einem zum andern umschlagen würde. Aber dessenungeachtet kann eine wohlüberlegte, vorsichtige Kreuzung, besonders bei Individuen, sehr zweckmäßig seyn, wenn die eine oder die andere Qualität ins Extreme geht und dadurch tadelhaft wird. Dies geschiehet bei den Escurial-Abstammungen, wenn das Fließ zu dünn und zu fladderich oder wenn die Bildung des Stapels fehlerhaft wird, die Härchen bei großer Weichheit ihre parallelen Windungen verlieren, sich schraubenförmig zusammendrehen, zwirnen, die Spitzen fast knötrig werden. Ein Stöhr aus einer ganzen oder vielleicht besser halben Negretti-Race, der in der Feinheit wenig zurücksteht und sich in seiner Ra-

tur den Escurials schon nähert, kann hier sehr verbessern, wie ich aus Erfahrung weiß. Dagegen haben wir in den Stamm-Schäfereien schon viele Beispiele gehabt, daß gröbere, barschere, schlecht aushaltende, obgleich echte Merinos sich in ihrer Descendenz durch einen zartwolligen jedoch elastischen Stöhr sehr verbesserten. Wenn man aber seinen Zweck erreicht hat, so muß man, wie ich glaube, mit fernerer Kreuzung wieder aufhören. Dies sind meine Ansichten und das Resultat meiner Bemerkungen, die ich aber einer ferneren Prüfung durch längere Erfahrung, als ich bisher habe erlangen können, unterwerfe.

Ich gehe also wieder zurück zu dem Gegenstande jener Debatte. Hr. B. v. Ehrenfels behauptete, diese Art zu veredlen verlängere das Veredlungsgeschäft unnütz; man solle erst die höchste Feinheit zu bewirken und dann auf diese Dichtheit oder Wollmenge zu propfen suchen. „Wie viele Generationen brauchen wir, sagte er, um aus starkhaarigen (grobwolligen) Schaafen ganz vollendet feine Schaafe zu erzielen? und doch geht die ursprüngliche Dichtheit oder Starkhaarigkeit, im Fall wir nach höchster Feinheit streben, mit dieser wieder verloren. Auf umgekehrtem Wege aber, Dichtheit auf höchste Feinheit gepropft, hat man in der zweiten Generation schon dieselbe Wollmenge, welche mit der

ersten Feinheit verträglich bleibt." Wenn die Rede wäre von blos vollwolligen Thieren, so hätte Hr. v. E. ohne Zweifel Recht. Aber ich sprach von der Negretti-Race im Gegensatz der Escurial-Race (man erlaube mir diese Ausdrücke, denen ich einen bestimmten Begriff untergelegt habe, beizubehalten). Jene hat nun auch einen sehr hohen Grad von Feinheit gegen die deutsche Land-Race, mithin impft sie ihnen mit der Dichtwolligkeit und Elasticität auch diesen ein. Sie ist ihnen aber nicht dermaaßen heterogen und wird mehr Gleichartigkeit in der Descendenz bewirken. Bringen wir echte Stöhre der Escurial-Race — Mestizen bewirken wenig oder gar nichts — auf Landschaafe, so erhalten wir zum Theil Lämmer, die hier und da einen Schopf feiner Wolle, sonst aber grobe haben, zum Theil mehr verfeinerte, zum Theil ganz grobe, je nachdem die männliche Zeugungskraft sich mit der weiblichen mischte oder eine über die andere die Oberhand behielt. Im Durchschnitt giebt diese Generation eine Wolle von sehr geringem Werth, der Ungleichheit wegen. Die zweite Generation schlägt, wie man häufig bemerkt hat, noch mehr zurück. In der dritten tritt erst eine die Veredlung lohnende Verbesserung ein — immer nur in der Voraussetzung, daß man echte Stöhre gebraucht hat — und in der vierten wird sie constant und

gleichartig, bleibt jedoch noch in weitem Abstande von derjenigen Vollendung, den die gebrauchten Stöhre hatten. So habe ich es bei der 30jährigen Beobachtung des Veredlungsgeschäfts mit den besten sächsischen Stöhren gefunden. Ließ man sich nun verleiten, selbsterzeugte Stöhre aus der vierten Generation zu gebrauchen, so schlug es mehr wieder zurück und ich kenne Schäfereien, die seit 1790 veredelt haben und noch auf einer sehr niedrigen Stufe stehen, besonders sehr ungleich sind, ungeachtet sie zwischendurch auch Böcke aus echten Schäfereien, oder die es seyn sollten, genommen haben. In Frankreich, den Rheinlanden, Schwaben, Franken — wo sie Stöhre von der Negretti-Race bekommen, — ist es allen mir zugekommenen Nachrichten besser gegangen. Der Werth der Wolle gewann in der ersten Generationen mehr, sie war gleichartiger, bedeutend gewichtiger und gleich zu Mitteltüchern passend. Pictet hat ganz richtig dasselbe bemerkt, schiebt es aber unrichtig darauf, daß in Sachsen lauter Mestizen wären. Es wird durch Negretti-Stöhre zugleich mit einiger, aber nicht zu heterogenen Vermehruug der Feinheit, die Dichtwolligkeit und Kräuselung eingeimpft und der Fladdrigkeit des Landschaafs entgegengewirkt; dadurch entsteht gleich brauchbare Tuchwolle. Bevor man aber durch Veredlung zu der

Stufe gelangt, wo die Wolle zu hochfeinen Fabrikaten geschickt ist, dazu gehört sehr lange Zeit. — Dies ist es, was mich zu jener beiläufigen Aeußerung — die man hier mit dem Namen eines Grundsatzes beehrt — gebracht hat. Ich nehme sie aber, nach näherer Prüfung, wirklich als meine Meinung an, bis mich Erfahrung — wozu ich immer mehr Gelegenheit habe — eines Andern belehrt. Man muß eine Meinung haben, um seine Meinung zu berichtigen!

Daß es aber viel leichter und sicherer sey, auf Dichtwolligkeit und Elasticität Feinheit und Sanftheit zu impfen, als umgekehrt, habe ich bestimmt erfahren. Barschwollige, aber freilich echte Merinos haben mit hochfeinen Böcken zartwollige Lämmer gebracht. Wenn man aber auf sehr feinwollige, aber fladdrige, Mutterböcke von minderer Feinheit, aber recht gedrungenem Fließ, complete Negrettis nahm, so schlug die Feinheit der Mütter, besonders an einigen Theilen, merklich zurück, und man muß sehr sorgfältig nach einem Stöhr suchen, wenn man mehrere Dichtheit bewirken will, ohne der Feinheit merklich zu schaden.

Hr. B. v. Bartenstein, der sehr dichtwollige Schaafe hat, sucht jetzt Stöhre von großer Feinheit auf, und hat unter andern einige aus der Fürstl. Lichnowskyschen Schäferei von

ausgezeichneter Feinheit und Gleichheit. Diese Lichnowsky'sche Schäferei, aus Sachsen und von den im Jahre 1802 auf Rechnung mehrerer Preußischen Landwirthe aus Spanien geholten herstammend, folglich ganz verschiedener Art von den mährisch-schlesischen, vermehrt ihren Ruf jährlich und hat einen immer gedrängteren Absatz von Zuchtthieren zu hohen Preisen. Ich habe Abkömmlinge in Schlesien davon gesehen, die sehr fein und von besonders schönem Stapel waren, aber wir haben bei uns völlig ihres Gleichen. Hr. v. B. ließ bisher doch nur einen Theil seiner Schaafe davon bespringen, weil sie in der Wollmenge den Mährischen nachstanden. In einigen Jahren, sagt er, dürfte ihm seine Erfahrung schon deutlicher zeigen, welcher Weg einzuschlagen der räthlichste sey. Er wünscht aber daß mehrere der anwesenden Herren sich ebenfalls entschließen möchten, Versuche zur Lösung des Problems vorzunehmen: Wo ist das Ziel, auf welchem beide Eigenschaften — größte Feinheit mit möglichster Wollmenge — sich vereinigen lassen? Der Verein habe sich im vergangenen Jahr dahin ausgesprochen, daß er höchste Feinheit mit größter Wollmenge nur unter die höchst seltenen Ausnahmen zählt. (Dadurch wäre doch die Möglichkeit, mithin sehr viel erwiesen.) Inzwischen sey ein Aufsatz des Hrn.

B. v. Ehrenfels in den Oek. Neuigkeiten von 1817. Nr. 43. merkwürdig, der sich folgende Aufgabe mache: 1) Eine Schaafrace zu erziehen, die nicht nur die Spanische übertrifft, sondern sich der Kaschemirschen nähert, 2) deren Wolle gleich brauchbar sey zu Tuch und allen andern feinen Fabrikaten; (?) 3) bei der alle verschiedene Feinheitsgrade wegfallen, so daß es dem Fabrikanten gleich sey, ob sie vom Schwanz, Keulen oder Schulterblatt genommen; (?) 4) die, wo nicht mehr, doch eben so viel Wolle gebe, als im Durchschnitt alle edlen Schäfereien im Lande; 5) deren Körper nicht verzärtelt und verwöhnt und also zur allgemeinen Verbreitung geeignet sey. — (Als Ideal, als Ziel des Bestrebens lasse ich das gelten, daß es aber der Hr. v. E. schon erreicht habe, hat er doch wohl nicht behauptet?)

Es ist dann eine Debatte über die Begattung in naher Blutsverwandtschaft entstanden, bei welcher, wie auch Hr. André meint, man sich wohl nicht recht verstanden hat. Ich habe mich darüber oft erklärt: das Resultat meiner Meinung ist: man suche vorzügliche Eigenschaften, die in einem Stamme entstanden sind, durch Begattung in demselben (in and in nennen es die Engländer) zu fixiren; aber sobald sich etwas Fehlerhaftes erzeugt, gehe man gleich davon ab

und nehme Stöhre von anderm Blut, welche am wenigsten Anlage zu diesem Fehler zu haben scheinen und doch nicht geeignet sind, die guten Eigenschaften jenes Stammes zu verlöschen. Hr. André äußert bei dieser Gelegenheit, es würden nicht 10 Schäfereibesitzer in der Österreichischen Monarchie seyn, die sich nicht veranlaßt gesehen hätten, seit einer Reihe von 6—12 Jahren mehrmals fremde Böcke zu nehmen. In Sachsen giebt es mehrere hochedle Schäfereien, die es, der Versicherung nach, in längerer Zeit nicht gethan haben.

Es ward von Hrn. v. Ehrenfels eine Probe vorgelegt von dem was man jetzt im Handel und in England Electoral-Wolle nenne. „Hätte Sachsen, sagt der ungenannte Berichterstatter, lauter solche Wollen, so würde ich mich nicht wundern, daß sie immer gegen andre Länder um ein Drittel theurer verkaufen." Dann spricht er über verschiedene producirte Wollproben und meint daß alle Mährischen der des B. v. Geißler nachschlügen und dieser als der Begründer der feinen Schaafzucht in Mähren anzuerkennen sey.

Die Ehrenfelsche Wolle habe ein ungemein gefälliges Ansehen, statt des spiralförmigen, ein fast glattes Haar (?) eine ungemeine Weichheit im Gefühl, weißen Schweiß und überhaupt eine

Länge und einen Charakter, den die Mährer nicht bei sich zu haben versicherten. Er hatte besonders zwei Widder von nie gesehener Tiefe und Länge des Körpers und einer alles übertreffenden Wollmenge hier. Zwei Mütter hingegen, die er aufstellte als Gränzpunkt, wo der ökonomische Vortheil der Veredlung aufhört, fanden ihrem Aeussern nach keinen Beifall; die Feinheit ließ nichts zu wünschen übrig, doch der gar lange Faden bildet kein geschlossenes Fließ, obgleich der Berichterstatter glaubt, daß die Schur keiner Mährischen nachstehe. Ueber diese Ehrenfelsschen Schaafe entstanden dann bei der Beschau und Würdigung Debatten. Der Hr. Besitzer erklärte, daß er sein Vieh nicht zum Vergleich mit andern, sondern deswegen dargestellt, um 1) die Electoral-Wolle auf den Körper vorzuzeigen, 2) darzuthun, wie man sich diese Electoral-Wolle stuffenweise aus gemeinen spanischen Abkömmlingen zuziehe. Die Commissarien schienen die Aufgabe nicht zu fassen, tadelten die Mütter wegen ihres wenig geschlossenen Fließes, gaben aber hohe Feinheit zu. Nun wurde die Frage aufgeworfen, welche Wollart für die Fabricatur die vorzüglichste? Der berühmte Tuchfabrikant Moro, der die wohl zu unbestimmte Frage nicht beantworten wollte, erklärte: für seinen Zweck sei ihm die original

Spanische die vorzüglichste. Was verstehen Sie unter original-spanischer, fragte Ehrenfels, blos das was auf spanischen Boden gewachsen ist, denn original-spanische Abkömmlinge sind diese und alle ganz feinen Schaafe auch? — Moro blieb bei Original und zog eine Wollprobe heraus vom Grafen Frieß, der zuletzt Vieh aus Spanien erhalten hat. Als Tuchfabrikant mußte er sie natürlich der Ehrenfelsschen vorziehen.

Als solcher legt Moro ein sehr großes Gewicht auf die Elasticität oder Krimpkraft der Wolle. Nach seinen nachmals mitgetheilten Bemerkungen und Vergleichungen verschiedener Wollgattungen muß sich die Wolle in einzelnen Fäden noch einmal so lang ausdehnen lassen, als sie im Fließe hoch ist, und diese Eigenschaft zeigt sich sehr verschieden. (Nach einer mir schriftlich gegebenen Nachricht hält er es jedoch für fehlerhaft, wenn sie mehr als noch einmal so lang wird.) Da ich diese Probe häufig gemacht habe, so fand ich die Ausdehnung bei der meisten sächsischen Wolle nur zu zwei Drittel, bei einigen wenig über die Hälfte, bei mehreren aus Frankreich erhaltenen aber das Doppelte, bei der Monceyschen kaum ein Drittel. Es läßt sich natürlich das mehr oder minder Gedrungene ihrer Windungen dadurch abmessen. Es giebt aber noch eine andre Dehnbarkeit der Wolle, die immer

mer in Verbindung mit der Schmeidigkeit zu stehen scheint. Wenn man nämlich einen Faden so gezogen hat, daß er eine vollkommen gerade Linie bildet, so springt einige Wolle und zwar die, welche am stärksten gewunden war, beim Versuch sie weiter zu dehnen, gleich ab; andre aber läßt sich noch um ein merkliches länger recken, bevor sie springt. Dies ist am auffallendsten bei der Monceyschen. Es fällt von selbst in die Augen, daß diese Eigenschaft der Wolle sie zu manchen feinen Fabrikaten sehr empfiehlt.

Auf Hrn. Moro's Urtheil legt man wohl mit Recht ein großes Gewicht, denn man erkennt in ihm nicht blos den erfahrnen Fabrikherrn, sondern auch den denkenden und für die Wollproduction sich lebhaft interessirenden Mann. Aber er beschränkt sein Urtheil sehr weislich auf seinen Zweck. Mehr kann man vom Fabrikanten nicht verlangen. Nur große Wollhändler können die Wolle nach den verschiedenen Rücksichten, welche die Fabrikanten, nicht an einzelnen Orten, sondern in Europa, nehmen, beurtheilen und ihren Tauschwerth nach dem Verhältniß der Nachfrage zum Angebot auf dem großen Weltmarkt — für welchen feine Wolle eine Waare ist — bestimmen. Es ist aber ein seltener Fall, daß sich ein Kaufmann über seine Handels-Conjuncturen klar, wahr und öffentlich

ausspricht. Deshalb haben wir eine höchst schätzbare Acquisition an den im Wollhandel und Sortirung so erfahrnen Herrn Wagner in Berlin gemacht, der seine beim Handel erlangten Kenntnisse ganz der Production im allgemeinen widmet und jedem der sich an ihn wendet, seinen Rath gegen billige Remuneration ertheilt. Doch kann sich dieser nur auf die Wolle als Waare, nicht, wie manche wähnen, auch auf Kenntniß der Schaafe und Viehzucht erstrecken.

Ich füge noch aus einem Bericht des Hrn. Wirthschaftsrath Petri über die Schaafzucht in seinem Bezirk, folgende Stelle hinzu, weil wir sie nicht weniger zu beachten haben.

a) „Bei der Zuzucht werden größtentheils noch äußerst wichtige Fehler in der Paarung begangen, an deren entscheidende Folgen viele noch nicht glauben."

1) „Wäre sehr zu wünschen, daß Viele sich eine gründlichere Kenntniß der Wolle verschafften, um danach bei den Einkäufen der Widder eine zweckmäßige Wahl zu treffen, da eine Wolle zu beurtheilen nicht so leicht ist als Manche glauben und es sich um mehr als allein um Feinheit handelt."

2) „Ein Mittelgrad von Feinheit ist bei sehr vielen Schäfereien noch zu sehr der allgemeine Charakter und man sucht durch wirksamere Mit-

tel noch zu wenig die höheren Stuffen zu erreichen und festzuhalten, indem man noch viel zu allgemein die Blendlingszucht betreibt."

3) „Wird das Paarungsgeschäft noch viel zu wenig mit Sachkenntniß nach Plan und festen Regeln betrieben. Statt individueller Paarung, um durch verglichene genaue Beobachtung die Fehler der Mutterwolle durch vollkommnere Eigenschaften des Stammbocks in den Jungen zu verbessern und dadurch eine höhere Stuffe der Veredlung zu erreichen; läßt man in vielen Schäfereien noch immer die Widder ohne Wahl in Haufen unter die Mutter-Heerde, wo sie sich halb tod kämpfen und die Sieger bei der Ueberzahl von Mutter-Schaafen, die sie zu belegen haben, in kurzer Zeit so geschwächt werden, daß sie kaum gehen können! Darf man sich wundern, wenn aus einem so zweckwidrigen unregelmäßigen Verfahren statt veredelten Viehes Schwächlinge erfolgen, die mit Neigungen zu Krankheiten und Ausartungen geboren werden."

b) „Ist nach meinen geringen Ansichten sehr nothwendig, Provinzial-Thier-Arznei-Anstalten zu eröffnen, wo jedem Landwirthe, jedem Kuh- und Schaaf-Hirten unentgeldlich freier Zutritt verstattet werde. Denn die Unwissenheit darin übersteigt allen Glauben." — —

In dieser Versammlung ward ein ganz

schwarzes Schaaf vorgestellt, welches ein völlig weißes Lamm hatte. Es verlohnte sich wohl der Mühe über das Vererben abnormer Farbe und der Flecken mehrere Versuche anzustellen. In Spanien soll man sich nichts daraus machen, weil es ohne Folgen ist.

In Bezug auf die in der Versammlung vorgefallenen Debatten, die Grundsätze der Paarung betreffend, erklärt sich der als Präsident des Vereins abgetretene Freiherr v. Bartenstein in Nr. 55. der Oek. Neuigkeiten später klar und bestimmt und auf eine solche Weise, daß auch der Hr. B. v. Ehrenfels ihm beipflichten wird. Er hat sich ganz für die sogenannte Electoral-Wolle entschieden, weil er gefunden, daß sie im Gewicht der Schur nicht nachstehe.

Die Untersuchung der Resultate der angestellten comparativen Versuche mit Haus- und Weide-Futterung der Schaafe war von der K. K. Ackerbau-Gesellschaft einer besonderen Commission übertragen und in Nr. 70. der Oek. Neuigkeiten findet sich ein Auszug des darüber erstatteten Berichts. Diese Resultate laufen zwar mehrentheils darauf hinaus, daß die Stallfutterung-Schaafe im besseren Stande gewesen wären, als die Weide-Schaafe, aber die Weide war in diesen Fällen auch schlecht. Jene haben schwärzere Fettfarbe, fettere längere Wolle, die

gelb gegen die Weidewolle erscheint; ihre Lämmer sind kräftiger. Dagegen ist das Fließ der Weide-Schaafe gedrängter, die Wolle hat weißes Fett und scheint an Kraft und Elasticität die Hauswolle zu übertreffen. In einem andern Versuch war im Gegentheil die Wolle der ersteren minder fett und spröder, in der Sprungzeigt zeigten sie mindern Begattungstrieb und 5 Stück von 10 blieben gelt; ihre Wolle war weiß, von außen ungefärbt, schlaffer; die Weidewolle das Gegentheil. Von jenen waren aber 5 erkrankt, doch wieder hergestellt, ohne das gesagt wird wie und woran; woraus sich der Widerspruch dieses Versuchs erklären ließ. Die grüne Hausfutterung, wenn sie nicht mit trockner gemischt werde, sagt der Ansteller dieses Versuchs, stände der Weide nach. Wo diese mangelte, solle man nicht Schaafe, sondern Rindvieh halten. Hr. v. Bartenstein urtheilt dagegen: wer vortreffliche Weiden hat, würde eben so thörigt handeln, zur Hausfutterung überzugehen, als der, welcher blos deshalb kein Schaaf halten wollte, weil ihm Weide fehlt. Im Ganzen verbreiten die hier erzählten Versuche nicht mehr Licht über den Gegenstand, als wir bisher hatten; sie können es aber in der Folge thun, wenn sie fortgesetzt werden. Der Versuch mit 10 Stück scheint mir jedoch noch zu klein.

In Nr. 74. der Oek. Neuigkeiten wird Nachricht gegeben von einer Haus-Probe-Schäferei, welche Hr. B. v. Ehrenfels auf seiner Besitzung zu Meidling, nahe bei Wien, angelegt hat. „Es soll mich freuen, sagt der Hr. v. E., wenn die ökonomische Welt diese kleine, an der Hauptstadt befindliche bequeme Schule benutzt und guten Gebrauch von dem Opfer macht, was ich hierdurch der Aufklärung und dem Vaterlande bringe." Allein sie bestehet nur aus 100 Widdern und diese scheinen mit nicht zur Ueberzeugung derer, die sie noch nicht haben, geeignet, da es wohl hauptsächlich darauf ankommt, wie die Stallfutterung auf die Dauer und die Zuzucht wirkt. Daß Widder sich ein oder zwei Jahre lang auf dem Stalle gut halten können, wird wohl niemand bezweifeln, denn das ist von Vielen, um sie von den anderen Heerden abgesondert zu halten, längst ausgeführt.

In derselben Nummer ist eine Abhandlung von Hrn. Prokop Lipps über die unausgesetzte Stallfutterung recensirt, welcher die auf dem Gute des Hrn. v. Löwenfeld gemachten Erfahrungen zum Grunde liegen. Der Recensent tadelt, daß die Sache Stallfutterung genannt werde, das bringe die der Sache schädliche Nebenidee bei, als ob man die Schaafe wie Rinder an Ketten und in enge dumpfe Ställe pressen

wolle: also müsse man Hausfutter sagen. Aber meines Wissens nennt man in ganz Deutschland Haus ein Gebäude, worin Menschen wohnen und Stall jedes für Vieh bestimmte; obgleich manche Ställe ungleich schöner, wie manche Häuser sind. — Nur luftige und hohe Ställe sicherten für die Drehkrankheit. — Wer seine Lämmer enge im Stalle und wenig in freier Luft und Sonne erhalte, werde statt der Drehkrankheit bei Stallfutter ein anderes gleich tödtliches Uebel, das Seitenfallen, kommen sehen, eine Art Lähmung des Hintertheils, wobei die Thiere schlagartig den rechten oder linken Hinterfuß schleppen, abzehren und sterben. Der Herausgeber frägt mit Grund, ob dies wohl ein ähnliches Uebel wie die Traberkrankheit, die Koppe in den Mittheilungen beschrieben, sey? — was keinen Zweifel hat. — Der Verfasser schreibt das Abstoßen der Wolle den Kartoffeln zu; der Recensent fügt hinzu: „wer in der Lammzeit Kartoffeln futtert, wird krumme Lämmer erhalten, indem dadurch alle Drüsen, besonders am Kniegelenk, anschwellen und eine totale Steifheit hervorbringen (also die bekannte Lämmerlähme). Die Ursach warum, ist hier zu weit abführend; genug sey die Warnung: lammtragenden und lammsäugenden Müttern muß man nie Kartoffeln futtern. Auch

Rüben aller Art, weil sie zu urintreibend auf die Unterrheile wirken, sind bei trächtigen, aber nicht bei säugenden Müttern gefährlich." Hier ist es nun Pflicht, geradezu zu widersprechen, um so mehr, da man in vielen Gegenden noch eine Furcht für die Kartoffelfutterung hat. Die Kartoffeln sind in Möglin immer die Hauptfutterung; in den Jahren, wie die Lämmerlähme im nördlichen Deutschlande fast allgemein war, habe ich von 100 höchstens drei Stück daran erkrankt gehabt und diese sind hergestellt; in den beiden letzten Jahren gar keins. Nie sind mehr Kartoffeln gefuttert worden, sowohl in meiner als in den Königlichen Stamm-Schäfereien, als in diesem Herbst und Winter $18\frac{18}{19}$, weil diese so sehr reichlich, das Heu kärglich gewonnen wurde — so daß bis jetzt Ende Januar höchst wenig Heu gefutttrt worden — und glücklicher kann wohl keine Lammung seyn, wie diese erste (ich lasse die Lämmer nämlich zum Theil im December, zum Theil im März kommen) gewesen ist. Der Herausgeber spricht auch gegen jene vermeintliche Schädlichkeit der Kartoffeln und führt mehrere andere an; aber Niemand kann es vielleicht nach so bestimmter Erfahrung thun, wie ich. Das einzige ist bei den tragenden Schaafen nöthig, daß sie Raum genug bei dieser Futterung haben, weil sie sich sonst zu sehr dabei

drängen. Zu dieser Recension macht noch ein Dritter eine Anmerkung, gegen die Meinung, daß man nur auf gutem Boden Stallfutterung einführen müsse. Umgekehrt, meint er, auf mittel und schlechtem Boden sey sie angemessener, denn sie gebe den Dünger, den dieser nöthig habe. Das ist nun eine zu einseitige Ansicht; auf gutem Boden sucht man den Flächenraum möglichst zu ersparen und das geschieht durch Stallfutterung, auf schlechtem weniger, er wird durch längere Berasung verbessert, der Schaafweidedünger geht nicht darauf verloren und sein feines niedriges Gras wird durch die Weide trefflich benutzt. (Denn von Boden, der wegen Kälte und Nässe schlecht ist, kann hier wohl nicht die Rede seyn.) Der Futterbau kann darauf nicht mit Sicherheit betrieben werden, bevor er bedeutend bereichert ist. Uebrigens habe ich meine Meinung über Schaafstallfutterung bei Gelegenheit der Schmalzischen Abhandlung in diesem Hefte gesagt.

Da mir die Oek. Neuigkeiten einmal vorliegen, so mache ich noch auf einige andere, die Schaafzucht betreffende, Abhandlungen aufmerksam.

In Nr. 40. zeigt Hr. André, wie wichtig es sey, sich über die Terminologie für die Woll-Industrie zu vereinigen. — Eine Aufgabe, die nur eine Societät von erfahrenen und scharfsich-

tigen Wollkennern auflösen kann; aber allerdings mit großem Vortheil für die Sache.

Nr. 42. In Ungarn ist ein neuer Schaafzüchtler-Congreß unter Leitung des Grafen Emerich Festetits gebildet.

Wir finden in diesem Blatte eine ausführlichere Nachricht von der schon in vielen Zeitungen erwähnten Stöhr-Auction in der Fürstlich Schwarzenbergschen Schäferei zu Worlik am 9ten Mai 1818. Sie stammt bekanntlich aus Rambouillet ab und ist mit besonderer Auswahl aufs reinste erhalten und mit möglichster Sorgfalt gepflegt worden. Manche Anwesende haben ihr den Vorzug vor der K. K. Schäferei zu Mannersdorf eingeräumt. — (Ein solches oberflächliches Urtheil in einer so schwer zu entscheidenden Sache sollte man, ohne es mehr zu begründen, doch nicht öffentlich aussprechen.) Die auf dem Leibe gewaschene, unsortirte Wolle ist von Hrn. Osbron und Co. mit 300 Fl. Conventions-Geld pro Centner im Jahre 1817 bezahlt (der Berliner Stein zu 40 Rthlr.), wohl der höchste Preis, den man 1817 in der österreichischen Monarchie bezahlte. (Aber nicht in Sachsen.) 7 Stöhre wurden verkauft um 32,700 Fl. Wiener Währung.

1ster Stöhr, geboren 1815, gab auf dem Leibe gewaschener Wolle im Jahre 1816 = 6 Pfd.

10 Loth, im J. 1817 = 7 Pfd., ward bezahlt mit 3900 Fl. W. W.

2ter Stöhr von 1815 gab 1816 = 5 Pfd. 20 Lth., 1717 = 7 Pfd. 14 Lth., ward bezahlt mit 8000 Fl. W. W.

3ter Stöhr von 1816 gab als Lamm = 1 Pfd. 14 Lth., 1817 3 Pfd. 8 Lth., ward bezahlt mit 6300 Fl. W. W.

4ter Stöhr von 1816 gab als Lamm = 28 Lth., 1817 = 3 Pfd. 8 Lth., ward bezahlt mit 7000 Fl. W. W.

5ter Stöhr von 1816 gab als Lamm = 2 Pfd. 13 Lth., 1817 = 4 Pfd. 8 Lth., ward bezahlt mit 3000 Fl. W. W.

6ter Stöhr von 1816 gab als Lamm = 2 Pfd., 1817 = 5 Pfd. 12 Lth., ward bezahlt mit 2500 Fl. W. W.

7ter Stöhr von 1816 gab als Lamm = 1 Pfd. 8 Lth., 1817 = 4 Pfd. 8 Lth., ward bezahlt mit 2000 Fl. W. W.

Dann wurden 53 Zeitstöhre von Worliker Vätern und echten feinwolligen Müttern verkauft, um die Summe von 12,688 Fl. W. W., worunter der theuerste von 800 Fl. war und endlich 15 Stöhre aus der Herofelder Schäferei um 987 Fl. W. W.

Das Schurgewicht der Haupt-Stöhre — da man eine reine Wäsche des erhaltenen Preises

wegen voraussetzen darf — ist bedeutend, aber weder so groß, als es häufig im Oesterreichschen angegeben wird, noch unerreichbar, selbst mit Stöhren von der Escurial-Race bei starker Futterung. In den Königl. Stamm-Schäfereien werden wir gewiß viele Stöhre haben, die es in diesem Jahre überwiegen.]

So hoch der Preis der Haupt-Stöhre von reiner rambouilleter Abstammung war, so geringe ist der der übrigen. — Ein Beweis, wie sehr man das Vollkommenste dort zu erlangen strebt.

Nr. 62. Ein neues Wollreinigungsmittel, die egyptische Waschwurzel, radix archiloax oder radix saponariae aegypt., nicht blos bei geschorener Wolle, sondern auch vor der Schur zu gebrauchen. Nach dem vom Verein bekannt gemachten Berichte kann die Sache wichtig werden.

In der Beilage Nr. 18 fordert Hr. Rudolph André alle Freunde und Beförderer der Schaafzucht auf, über eine unbekannte ansteckende Krankheit, das Hinken genannt, wovon in den Pariser annales des arts et manufactures vom Jahr 1816 und 1817 die Rede sey, Nachricht zu ertheilen. Es sey weder die Klauenkrankheit noch ein anderes bekanntes Uebel der Füße. Es hat aber gar keinen Zweifel, daß es dasselbe, was wir die bösartige Klauenseuche oder Klauenkrebs nennen, sey. Ein gewisser Wundarzt, Chenu

in Paris, hat ein Mittel dagegen, womit er mehr als zwölftausend Schaafe geheilt, macht aber ein Geheimniß daraus und giebt nur seine Addresse an, um sich an ihn zu wenden. Nach dem wenigen, was hier gesagt wird, — jene Annales habe ich nicht — ist die Identität des Uebels gewiß und so kann ich wegen der vollständigen Beschreibung und Heilungsart der Krankheit auf die Abhandlung des Hrn. Lezius in diesem Bande S. 245 verweisen.

Nr. 72. Ueber die Lähmung der Lämmer, von Hrn. Rudolph André. Sie wird für die Folge einer bei den Müttern erzeugten Ungesundheit gehalten, wie nicht zu bezweifeln ist. Er sagt aber, die Lähme zu heilen, ist noch nicht gelungen; alle Erkrankte sind doch wohl nicht daran gestorben? Vergleiche Hrn. Luders gründliche Abhandlung darüber in diesen Annalen.

Hier findet sich eine Anmerkung des Herrn Herausgebers, deren Inhalt so wahr und treffend ist, daß ich die allgemeine Aufmerksamkeit darauf zu richten wünsche und sie deshalb ausziehe: „Je mehr durch diese und ähnliche Details anschaulich gemacht wird, auf wie viele Punkte, ja fast Subtilitäten es bei der höheren Schaafzucht ankomme, deren Kenntniß und stete klare Uebersicht, nebst gehöriger Anwendung dem gewöhnlichen, mit hundert andern Dingen überla-

denen und dadurch zerstreuten Beamten weder zugemuthet werden, noch ihm eigen seyn kann; desto mehr wird sich wohl meine oft dargelegte Ansicht rechtfertigen, daß auf solchen Besitzungen, wo der Stand schon in die Tausende geht, ein Freund und Kenner der Schaafzucht, diesen Gegenstand eigends organisiren und mit größter Wachsamkeit nnd Thätigkeit inspiciren müsse. Er findet dabei, ist es ihm Ernst, so viel zu thun, daß er nicht noch ein anderes, bedeutendes Geschäft bestreiten kann. Nur unter dieser Bedingung kann auf größeren Schäfereien in viel kürzerer Zeit und viel sicherer, das höchste Ziel erreicht werden mit einem Vortheile, gegen welchen die Emolumente eines solchen Inspectors gar nicht in Betracht kommen. Man hat aber noch gar keinen Begriff von dem, was der Schaafzüchtler im Felde der Veredlung seyn, leisten kann und soll. Nur einiges, z. B. als Anatom, Physiolog, Arzt, Kenner der eigenthümlichen Schaafkrankheiten, ihrer Heilung und Verhütung. Von rechtswegen soll er jedes einzelne Thier genau nach seiner Individualität kennen. Ohne das ist kein fester Schritt in der Veredlung denkbar. Wie viel gehört dazu Unbefangenheit, Geduld, Zeit! Er muß ein entschiedener Wollkenner seyn, nicht nach Einbildungen, Machtsprüchen, sondern nach un-

umstößlichen Gründen. Wie viel gehört dazu! Er muß seine Schäfer zu bilden, in der Zucht zu halten wissen, samt den untergeordneten Beamten. Er hat das Ausmärzen, die Paarungen, die Verkäufe zu leiten: wichtige Aufgaben, keinem Halbkenner zu überlassen. Er hat das Schurgeschäft zu organisiren, fortwährend zu verbessern. Er soll stets genau von den merkantilischen Verhältnissen unterrichtet seyn. Er soll von Zeit zu Zeit wichtige Schäfereien des In- und Auslandes besichtigen (um nicht einseitig zu werden). Wenn das alles derselbe Mann über sich hat, dann kann Einheit, Consequenz, richtige Nutzanwendung, schnelles Fortschreiten mit großen Gewinn in das Geschäft kommen. Und wie viel unzähliges Detail sonst noch, worauf unaufhörlich zu wachen ist!" — — (Z. B. die genauen Listen aller Abstammungen und Paarungen, das Wollproben-Cabinet von einer Schur zur andern, die Gewichts-Verzeichnung jedes einzelnen der Beachtung werthen Thiers, die Berechnung des Futterungs-Etats, seiner Vertheilung unter den verschiedenen Haufen und nach den Jahrszeiten; die Besorgung der bei einer Stamm-Schäferei immer bedeutenden Correspondenzen; die Versendungen und Ueberbringungen.)

Ich habe es bei der Oberaufsicht, die ich über

die Staats-Stamm-Schäfereien führe, erkennen gelernt, daß Hr. André nicht zu viel fordere und was dazu gehört, ein vollkommner Stamm-Schäferei-Administrator zu seyn und wie ohne das das Hohe gar nicht erreicht werden könne. (Bei unsern vier bis fünf Haupt- und eben so vielen Mittel-Racen, bei der wissenschaftlichen Tendenz, womit alles betrieben werden soll, bei der Verantwortlichkeit die uns obliegt, kommt nun noch so viel mehr hinzu.)

Es thut mir daher leid, wenn ich vernehme, daß manche dadurch etwas Vollkommnes und alle Stamm-Schäfereien übertreffendes zu erreichen hoffen, daß sie zu enorm hohen Preisen Schaafe von entfernten Orten her ankaufen und sich in ihrer Wahl fast nur von der Höhe des Preises, der darauf gesetzt und im Auslande bezahlt wird, leiten lassen. Viele mengen die Schaafe mit Electoral-Wolle oder von der Escurial-Race mit Mährischen oder gewissen französischen Stämmen, ohne Kenntniß ihrer verschiedenen Eigenschaften und ohne Ueberlegung, ob eine solche Vermengung, vielleicht an sich sehr guter Thiere, die Qualitäten beider nicht mehr herabsetzen als erhöhen werde. Zum Theil wird es ganz dem Zufall überlassen, zum Theil haben sie wirklich den verständigen Zweck, Dichtheit mit Feinheit, Sanftheit mit Elasticität zu vereinigen. Dieser Zweck

ist,

wie ich oben gezeigt habe, wahrscheinlich in einem gewissen, aber nie in dem vollkommensten Grade zu erreichen, so daß das feinwolligste Schaaf auch das dichtwolligste seyn sollte. Aber auch jenes ist sehr schwierig und kann nicht durch sehr heterogene Kreuzungen, sondern nur durch allmählige Annäherung erreicht werden. Von solchen unangemessenen Kreuzungen fallen nicht nur unter sich sehr verschiedene Thiere, sondern es hat auch dasselbe Fließ stellenweise ganz verschiedene Art von Wolle, die nur durch sorgfältiges Sortiren und Zerreißung des Fließes brauchbar gemacht werden kann; ja, was weit schlimmer ist, die Härchen in einem Stapel sind ungleich: starrer und schmeidiger, gröber und feiner, mehr oder minder gewunden, länger und kürzer, wo denn diese Wolle nur zu höchst mittelmäßigen Fabrikaten tauglich ist. Sind solche Fehler in einer Heerde einmal entstanden, so sind sie schwer wieder herauszuschaffen und nur durch eine sehr überlegte Auswahl fremder Stöhre. Denn wer sie hier in sich selbst paaren wollte, würde die Fehler vermehren. Ich besorge, daß man durch solche falsche Maaßregeln unsre norddeutsche Wolle um den großen Ruf bringen wird, den sie zu erlangen angefangen hat. Wie viele wenden große Summen auf, ohne einen Inspector oder Schäfer zu haben, der in die höhere

Schaafzucht eingeweiht ist; und diesen müssen sie doch das ganze Detail überlassen. Keiner ist da, der den mannigfaltigen Uebeln zu begegnen wüßte, denen jede Schäferei um so mehr ausgesetzt ist, je feiner sie ist. Sehr viel besser werden die fahren, die, ohne mit allem Erforderlichen ausgerüstet zu seyn, den Gedanken, selbst eine Stammschäferei zu stiften, aufgeben und nur die Veredlung mit richtig ausgewählten Stöhren aus anerkannt echten und constanten Schäfereien fortsetzen. Aber der Wahn, blos durch Aufwendung großer Summen zum Ankauf etwas Außerordentliches zu leisten, hat sich so Vieler bemächtigt. Im Oesterreichischen, wo ausgezeichnete Stöhre schon lange zu so enormen Preisen bezahlt sind, scheint es mir nicht, daß diejenigen jetzt an der Spitze stehen, die dies thaten, sondern die, welche ganz langsam und ohne großen Aufwand, aber mit vieler Sachkenntniß, ihren Weg fortgingen. Besonders reizt manche die Aussicht auf Stöhr-Verkauf, wenn es auch nur zu mittleren Preisen, und zu ein Paar Friedrichsd'or wäre. Aber was nicht ganz ausgezeichnet ist und nicht zugleich den längeren Ruf der Schäferei für sich hat, wird keinen Absatz finden. Denn beim Stöhr-Ankauf wird sich wohl niemand durch Wohlfeilheit leiten lassen; wenn er gleich keine übermäßige Preise bezahlt, wo er

dasselbe für mäßige Preise haben kann. Wenn man aber z. B. die Wahl zwischen 10 und 3 Friedrichsd'or hat, so wird man dahin gehen, wo man am sichersten das bessere zu erhalten hofft. Wie viele wünschen wohl schon ihre Stöhre gehammelt zu haben, weil sie dann im Fließ und für den Schlächter, bei gleichem Futteraufwande, bedeutend mehr werth seyn würden. Besonders wird im Preußischen Staate sich keiner mit unsern Königl. Stamm-Schäfereien messen können, der nicht schon länger einen festen Grund gelegt und ein consequentes einsichtsvolles Verfahren beobachtet hat. Ihren durch alle Verhältnisse und Vorkehrungen gesicherten Fortschritten wird keiner nachkommen. Aber um nur nicht ganz zurückzubleiben, gehört zu einer Stöhr-Anzucht — wie sie in unsern Zeiten verlangt wird — eine solche Aufmerksamkeit und solche Vorkehrungen, die nur durch starken Absatz und bedeutende Preise bezahlt werden können.

Indem ich dieses schreibe, kommt mir das Januar-Stück von 1819 der ökonomischen Neuigkeiten zu Händen, worin unter andern interessanten Artikeln der Herr Graf Emmerich Festetits in Bezug über die Debatten wegen der Inzucht (breeding in and in) und des Kreuzens sich ausführlich erklärt und seine 15jährigen Erfahrungen für jene anführt, was ganz gelesen

werden muß. In einer Anmerkung kommen folgende beachtenswerthe Stellen vor. „Ich glaube, daß die österreichische Monarchie weder in der geographischen Lage, noch vermöge ihrer Größe und des in ihr bestehenden Zustandes, je geeignet war, eine Wollveredlung so ausgiebig und folgereich durchzuführen, wie Sachsen. In dem viel kleineren Sachsen sind die der ganzen Welt frei zugänglichen Messen. Dort entstand der noch immer (?) in der Inzucht erhaltene Rochsburger Schaafstamm. Dort bestimmte das nach England ausführende und sortirende Handlungshaus Köhler die Preise, und dadurch den innern Werth der sächsischen Wolle. Dies gab auf öffentlichem Markte den Inpuls, diese bestimmte Wolle anzuziehen. Wie ganz anders ging es in Oesterreich zu, wo eine Phantasie, die Liebhaberei der Kragen, Köder und Falten den hohen Werth eines nackten Widders bestimmten! Diese Race, Kapuziner und Franziskaner genannt, hat den Schaafzüchtlern viel Geld gekostet und die Veredlungsperiode sehr verlängert. — — — Die lange gerade Wolle mit dem Silberglanze liebe ich zwar und ist je nach ihrer Feinheit den feinsten und Glanz-haben-sollenden, leichten Stoffen die angemessenste, sie ist eine eigne und sehr geschätzte Race; mir war es aber nicht möglich, beide Racen, diese

sogenannte sächsische und meine Mimusch-Race, mit gleicher Aufmerksamkeit, Vorliebe und verkürzender Reinheit zu behandeln. Ich glaubte Wunder gethan zu haben, diese meine Race für sich erhalten zu haben. Diese geradfädige Wolle neiget sich leicht zu dem Fehler hin, daß die Wollfäden, statt in paralleler Richtung zu bleiben, gern in kreuz und queer verwachsen (sich zwirnen oder verfilzen), welches meiner Ansicht nach ein Nachtheil für den Fabrikanten ist *). Bei der Verfeinerung grobwolligerer Mütter mit feinwolligeren Widdern wird die Erscheinung, daß der feinste Flocken Wolle von Faden verschiedener Dicke zusammengesetzt ist, durch mehrere Generationen stark bemerkbar bleiben. — — — Zu Stoffen, welche mit einem Filz überzogen werden sollen, ist die Elasticität höchst nothwendig, so wie schädlich, wo ohne Filz, durch die warme Presse allein, eine dem Atlas ähnliche glänzende Fläche zu erzielen ist.“ Diese Bemerkungen sind sehr treffend.

Aus diesen Verhandlungen der Brünner So-

---

*) Ein sehr großer Fehler, den die Feinzeug-Fabrikanten vor allem tadeln, und dem man nur durch Kreuzung mit homogenen, aber von diesem Fehler völlig freien Widdern Einhalt thun kann. A. d. R.

cietät und den übrigen aus den ökonomischen Neuigkeiten gezogenen Nachrichten wird man den jetzigen Zustand der Schaafzucht und ihrer Kunst in der ganzen Oesterreichschen Monarchie und das große Streben nach immer höherer Vervollkommnung hinreichend erkennen. Unter den großen Gutsherren zeichnen sich meines Wissens der Erzherzog Johann, der Herzog Albert von Sachsen-Teschen, die Fürsten von Schwarzenberg, Lichtenstein, Esterhazy, Trautmannsdorf, Dietrichstein, Kinsky, die Grafen Festetits, Wrbna, Esterhazy, Zichi, Herberstein, Hoyos, Kinsky u. m. a. durch die Größe ihrer theils edlen, theils veredelten Heerden sowohl, als durch die großen Summen, die sie zur Vervollkommnung derselben auf vorzügliche, zum Theil unmittelbar aus Spanien geholte Stammthiere verwandt haben, aus. Als die vorzüglichsten Schaafzüchter in Mähren und Oesterreichisch-Schlesien sind anerkannt der Graf Lamberg, Graf Larisch, Graf Salm, Baron Geißler, Baron Vokl, Baron Bartenstein. Fürst Lichnowsky und sein einsichtsvoller General-Inspector Helveti gehört, wenigstens halb, Preußisch-Schlesien an; auch ist seine Schäferei mit der unsrigen gleichen Stammes. Als neuere Schriftsteller über die Schaafzucht sind die Herren An-

dré, Petri und Angialfy im Oesterreichschen bekannt.

Sachsen ist ohne Zweifel das classische Land für seine Schaafzucht bisher gewesen. Aber, mit Ausnahme einiger vorzüglich betriebsamen Gutsherren, die immer vorwärts streben, scheint man dort auf seinen Lorbeeren zu ruhen und mit dem von selbst immer vergrößertem Einkommen der Schäfereien zufrieden zu seyn. Man sucht die Heerden so viel möglich zu verstärken; es leiden aber die dortigen Verhältnisse, — die Zerstückelung und Entfernung der Ländereien, die dadurch unwandelbar bestimmte Dreifelder-Wirthschaft, der Gutsherrliche und Bäuerliche, so wie der Lehns-Nexus — keine solche Abänderungen, wie zu einer bedeutenden Verstärkung der Schaafheerden erfordert würden. Das Land ist seiner Verfassung nach mit Schaafen schon so stark besetzt, wie es seyn kann; ohne Stallfutterung zu haben. Hierauf könnten vielleicht mehrere thätige Wirthe verfallen und des Grafen v. Schönburg auf Roxburg glänzendem Beispiele folgen. Die Königl. Stamm-Schäfereien, denen das ganze nördliche Deutschland so viel zu verdanken hat, werden nach einem durch die Zeitläufte veranlaßten Stillstand, unter der intelligenten Oberaufsicht des verdienstvollen Grafen v. Hohenthal auf Glauschütz sich schnell

wieder heben. Zu den mir bekannten Schäfereien des Königreichs Sachsen gehören ferner die zu Kliphausen (Fürst Reuß), zu Janchendorf (Fürst Reuß), zu Dahlen (Graf Bünau), zu Machern (Hr. Schnetger), zu Wiederau (Graf Schönburg), zu Ehrenberg (Graf Einsiedel), zu Lauske (Graf Bresler). Diese habe ich entweder selbst oder daher gekommne Thiere gesehen. Ueber andre vermag ich nicht zu urtheilen. In einer bedeutenden Anzahl von Schäfereien im ganzen vormaligen Obersächsischen Kreise hat sonst die gefährliche Erbkrankheit, des Trabens oder Gnubberns, Wurzel gefaßt; nachdem aber die Aufmerksamkeit mehr darauf gerichtet worden, wird man sie hoffentlich nach und nach vertilgen. Dankbar erkennen wir, daß Sachsen, wie im Landbau überhaupt, so in der feinen Schaafzucht besonders, dem ganzen Deutschlande mit ruhmvollem Beispiele vorangegangen sey.

In den Thüringschen, wie in den Anhaltschen Ländern ist man diesem Beispiele früh gefolgt und hat die Gelegenheit wahrgenommen, sich edles Vieh zu verschaffen, größtentheils aber doch nur Veredlung mit den aus Sachsen erhaltenen Stöhren nachhaltig zu bewirken gesucht. Die meisten feinen Heerden, besonders im Anhaltschen, stammen von dem berühm-

ten Schaafzüchter Finck ab, und dieser Stamm hat etwas eigenes, von den anderen sächsischen ausgezeichnetes: eine mindere Sanftheit aber größere Dichtheit der Wolle. Traber sollen sich hier am häufigsten finden. Die berühmteste Schäferei ist hier die des Hrn. Nordmann zu Pötnitz, nächst dieser die des Hrn. Braune zu Radegast.

Im Hannöverischen, Braunschweigschen und Hessischen haben sich zwar einige gute Schäfereien gebildet, zum Theil mittelst französischer Stammthiere. Im Ganzen aber hat die hochfeinwollige Schaafzucht noch wenige Fortschritte gemacht und man ist bei einem niederen Grade der Veredlung bisher stehen geblieben, da man sich häufig nur der Mestiz-Stöhre bediente.

In Westphalen giebt es nur sehr wenige feine Schäfereien, ungechtet sich ein Theil des Münsterschen und Paderbornschen sehr gut dazu eignete.

In den Preußischen Rheinprovinzen hat die feine Schäferei, des Bestrebens der französischen Regierung ungeachtet, keinen Fuß fassen wollen. Man schreibt dies hauptsächlich der bösartigen Klauenseuche — dort Fuß-Krebs oder Fuß-Rotz genannt — und ihrer Verheerungen zu. Der wahre Grund ist aber wohl der, daß die ländlichen Verhältnisse daselbst sich im

Ganzen nicht zum höheren Betrieb der Schäferei passen.

In Würtemberg und Baden giebt es einige schöne Schäfereien, die sich aus Frankreich und der Schweitz angestammt haben. Die Königl. Würtembergsche Stamm-Schäferei, so wie die des Hrn. v. Varnbühler ist, den daher erhaltenen Wollproben nach zu urtheilen, vorzüglich. Der Landbau überhaupt, mithin auch wohl die Schäferei, hat an der verewigten Königin eine große Beschützerin verloren.

Aus Nassau, so wie aus Baiern, ist mir hinsichtlich der Schaafzucht nichts bekannt. Auch weiß ich nicht, wie es im Anspach-Bareuthschen, mit dem unter den ersten nach Deutschland gekommenen Transporten zu zählenden, echt Spanischen Stamm, geworden sey und welche Wirkung er im Lande gethan habe.

In Mecklenburg war noch vor kurzer Zeit die Schäferei der Kühherei ganz untergeordnet und man betrachtete jene nur als einen Nothbehelf, die magern Weiden einigermaaßen zu benutzen und das Aussenland mit dem Pferchschlage aufzuhelfen. Der Erste der Merinos schon vor 20 Jahren dort einführte, war der Herr von Moltke auf Schorsow. Dieser unternehmende Mann, dem Mecklenburg ausser jenem das erste Beispiel im größeren Kartoffelbau, im Del-

saatbau, in der Wiesen-Berieselung, in verbesserter Branntwein-Brennerei u. m. a. verdankt, kam aber durch manche wohl nicht ganz unverschuldete, aber seiner großen Thätigkeit verzeihliche Unglücksfälle in der Folge immer weiter zurück, bevor die Einnahme aus diesen Zweigen die Zinsen der Anlagen und die Negociationen neuer Kapitalien decken konnte. Die Schäferei, welche aus reinen sächsischen Stämmen mit einem damals großem Aufwande angekauft war, kam herunter und das Beste daraus entführte der verstorbene Fürst Lichnowsky, gegen eine damals ziemlich theure Bezahlung nach Schlesien. Und so entstand bei Manchen, die nur den Erfolg des Ganzen betrachteten, ein um so größeres Mißtrauen gegen alle Unternehmungen, die in diesem Lande noch nicht eingebürgert waren, mithin auch gegen die feine Schaafzucht. Andre dagegen, die zu unterscheiden wußten, haben seine Beispiele sehr wohl benutzt und wenn ich gleich die Vertheidigung dieses geistvollen Mannes hinsichtlich mancher nothgedrungenen Operationen nicht übernehmen mag, so verdient er doch in Hinsicht auf Landbau die Dankbarkeit und die Achtung seiner Landsleute, die ihm auch noch immer von manchen gezollet wird. Nächst ihm ist meines Wissens der Hr. v. Oerzen auf Cotelow der erste, der eine bedeutend Merino-Schä-

ferel mit vieler Einsicht und nachhaltigem Erfolge eingeführt hat. In der Stille ließen immer Mehrere nicht nur Stöhre reiner Race, sondern auch Mütter, so gut sie solche erhalten konnten, kommen. Eine besondre Aufmerksamkeit erregte aber Herr Maßen durch die Einführung eines Haufens Mährischer Schaafe und seitdem ist der Trieb, sich hochedles Schaafvieh anzuschaffen, recht lebendig geworden. Es hat keinen Zweifel, daß er hier viel bewirken werde, da die Mecklenburgschen Verhältnisse so sehr geeignet für Schaafzucht sind. Es ist aber wohl zu erwägen, daß es auf die Anschaffung eines edlen Stammes nicht allein ankomme, sondern auch auf dessen Erhaltung und zweckmäßige Fortpflanzung, besonders auf eine verständige und wohlüberlegte Anwendung der In- und Inzucht und der Kreutzung, mit aufmerksamer Auswahl der Individuen. Nach mehreren mir mitgetheilten Beispielen hat man hierin, gleich nach dem Aufwande eines bedeutenden Anschaffungs-Kapitals, gegen die durch Erfahrung schon ausgemittelten Regeln oft gefehlt und sich gerade dadurch zurückgesetzt, daß man mit übertriebener Anstrengung gleich das Höchste erreichen wollte, was nur durch Ausdauer und immer schärfere Auswahl geschehen kann. So lange man nur nach angeblich erhaltenen Preisen die Güte der

Schaafe und der Wolle beurtheilt, ist man argen Täuschungen unterworfen.

In Holstein scheint sich der Sinn nach Schaafen noch wenig hingewandt zu haben, und ungeachtet auch ein großer Theil dieses Landes zur Schäferei sehr geeignet ist, so verhält sich daselbst der Ertrag der Molkereien so vortheilhaft, daß man sich nicht leicht entschließen wird, sie zu Gunsten jener zu vermindern.

Hinsichtlich der diesseitigen Preußischen Staaten beziehe ich mich auf das, was ich in meiner Geschichte der feinwolligen Schaafzucht im 1sten Bande 1sten Stück gesagt habe; werde hier aber etwas genauer darüber ins Einzelne gehen.

Schlesien, was sich seit jeher durch eine bessere Schaafzucht auszeichnete, hat auch in der Veredlung im Allgemeinen die frühesten und größten Fortschritte gemacht. In Ansehung der Stamm-Heerden standen die Grafen von Magnis auf Eckersdorf, v. Haugwitz auf Krapitz und v. Kalckreuth auf Siegersdorf an der Spitze. Diese Herren bezweckten aber mehr starke Statur und Schwere der Wolle als höchste Feinheit. (Der erste dieser Herren sagte mir, ein Jahr vor seinem Ableben: der bisherige Unterschied des Preises der hochfeinen Wolle gegen die minder feine habe ihm nicht bedeutend

genug geschienen, um das geringere Gewicht zu ersetzen; jetzt aber könne es sich wohl anders stellen). Durch die Stöhre dieser Stämme ist der größte Theil der Schlesischen Heerden veredelt und sie haben einen vortrefflichen Grund gelegt und haben vorerst wohl mehr Vortheil bewirkt, als hochfeine sächsische würden gethan haben. Dann aber sind mehrere hochfeine Schäfereien letzteren Stammes eingeführt, dem Vernehmen nach, besonders von Rochsburg. Unter diesen ist die berühmteste die des Grafen Zedlitz Trützschler auf Frauenhain, wovon ich nur einzelne Exemplare gesehen habe, die allerdings von großer Feinheit und Sanftheit aber auch sehr locker waren. Der Fürstlich Lichnowskyschen in Ober-Schlesien ist oben schon erwähnt. Jetzt hat Hr. Block auf Schirau bei vollkommner Stallfutterung einen Stamm gebildet, mittelst wohl überlegter Auswahl und Kreutzung aus vorzüglichen sächsischen Heerden, der Feinheit, Sanftheit, regulaire Bildung des Stapels, Dichtheit und schöne Statur auf eine seltene Weise vereinigt. Nächst diesen sind mir die Schäfereien des Baron v. Richthofen auf Kohlhöhe, des Baron von Mutius, des Grafen von Hardenberg und des Hrn. v. Raumer, welche letztere größtentheils aus Dessauischen Schaafen gebildet ist, als vorzüglich bekannt.

In der Mittelmark hatte die Frau von Friedland auf Cunersdorf eine Stamm-Schäferei aus Müttern von vorzüglichen sächsischen Heerden, aber auch original-spanischen, mit Stöhren letzterer Art, aus dem vom Baron v. Vincke 1802 in Spanien angekauften Transporte, zuerst errichtet. Sie ist mit Sorgfalt von ihren Kindern, dem Grafen und der Gräfin v. Itzenplitz, fortgesetzt, gehört unter die zuverlässigst echten Heerden, zeichnet sich besonders durch Statur aus. Früher noch hatte der Hr. v. Wolf auf Haselberg eine Heerde theils aus Anspach, theils, der Sage nach, aus Spanien unmittelbar kommen lassen, in welcher sich noch jetzt Spuren vormaliger Schönheit entdecken lassen. Dann hat der Hr. Staatsminister v. Voß auf mehreren Gütern Schäfereien, deren Wolle ausgezeichnet, worüber mir aber weiter nichts bekannt ist. Ferner hat Hr. Uebel zu Parez eine Schäferei, aus welcher ich manche untadelhafte Stöhre gesehen habe. Sie stammt hauptsächlich von der Pötnitzer bei Dessau ab, so wie die des Hrn. v. Haake auf Klein Machenow Der Graf v. d. Schulenburg auf Trampe und der Baron v. Eckardstein auf Prötzel und Reichnow haben neuerlich feine Heerden aus dessauischen und sächsischen Stämmen gebildet. Altveredelter Heerden giebt es hier viele, doch würde

man schon weiter seyn, wenn man immer die vorsichtige Auswahl der Stöhre angewandt hätte, die man jetzt beobachtet. Ueber die Mögliner Schäferei lasse ich andere Kenner reden. Von meinen dabei gemachten Beobachtungen und den Resultaten verschiedener Versuche zu einer andern Zeit.

In der Ukermark haben die Herren v. Arnim, der Graf auf Boitzenburg, der auf Suckow und der auf Neuensund von dem im Jahre 1802 aus Spanien angelangten Transport Stämme gebildet. Ich bin nur im Stande, über den des letztern etwas zu sagen, den ich jedoch auch nur aus Individuen und den Nachrichten anderer kenne. Man hat diesen Stamm, so viel ich weiß, consequent durch In- und Inzucht fortgepflanzt und ihn sehr constant und ausgezeichnet gebildet. Er ist von großer aber schmaler Statur und schlägt überwiegend in die Negretti-Art; die Wolle dicht, schwer und elastisch, aber von minderer Feinheit und Sanftheit und führt ein talgiges, pechartiges Fett. Die Stöhre dieser Schäferei sind in der Ukermark, Pommern und Mecklenburg sehr verbreitet.

In der Priegnitz kenne ich bisher nur die Schäferei des Hrn. Freyer auf Hoppenrade oder vielmehr ihre Wolle. Diese ist von vorzüglicher

licher Qualität; die Heerde ist ganz Pötnitzer Stammes.

In der Neumark hatte der Graf v. Schlaberndorf auf Schönfeld eine vorzügliche Heerde, die mit dem Gute verkauft ist. Ihre Wolle gehörte unter die beste, die auf dem Berliner Markt kam. Die Heerde soll aber ungleich gewesen seyn. Der Graf v. Lindenau hatte auf Büssow eine Schäferei, die viele vorzügliche Thiere aus reinen Stämmen enthielt, die ich aber im Ganzen nicht beurtheilen kann; auch diese ist mit dem Gute verkauft. Hier giebt es übrigens mehrere gute Schäfereien, die sich aus sächsischen angestammt haben, wie die des Hrn. v. Reitzenstein auf Karzig, die ich aber nicht genauer kenne.

In Westpreußen hat Hr. Heine zu Subkau eine echte Schäferei, die von der berühmten Finkschen abstammt und in so gutem Rufe steht, daß die Märze in einer Auction 1818 zu sehr hohen Preisen bezahlt worden ist. Nächst dieser gehört die des Hrn. Krieß zu Ostrowit zu den vorzüglichen.

In Posen hat der Hr. v. Treskow auf Dwinsk eine von der im Jahre 1802 aus Spanien geholten Heerde abstammende Schäferei, die auch schon lange in den Ruf einer echten Stamm-Schäferei stehet. Mehrere Gutsherren

haben neuerlich alle Sorgfalt angewandt, echte Mütter und vorzügliche Stöhre zu erhalten und sie dort eingeführt.

In Ostpreußen und Litthauen war noch wenig für die feine Schaafzucht geleistet. Mehrere hatten zwar vor längerer Zeit zu veredeln angefangen, aber mit der Auswahl echter Stöhre zu früh nachgelassen, die ihnen allerdings zu erhalten schwierig waren. Allein der verstorbene Herzog von Holstein-Beck, dieser warme Freund und Beförderer höherer Kultur, hatte eine hochveredelte Heerde dort eingeführt, die aber zerstreuet worden ist. Neuerlich aber hat der, als vorzüglicher Landwirth und erfahrener Schaafkenner vormals in Sachsen anerkannte, Herr Schmalz auf Kussen einen ausgewählten sächsischen Stamm mit Roxburger Stöhren hingeführt, der bei seiner Kenntniß und Sorgfalt vortrefflich gedeihet. Dieser Mann, weniger von eigenem Interesse als von der Liebe zur Sache geleitet, wird seinem neuen Vaterlande durch seine gewiß sehr willfährig und treulich mitgetheilten Einsichten, besonders in diesem Fache, höchst nützlich werden. Auch der Graf v. Lehndorf auf Steinort hat sowohl sächsische als französische Rambouillletter Mütter und Stöhre hinführen lassen, auch einen Theil der Heerde des Herzogs von Holstein-Beck erkauft. Wenn

der Erfolg davon unter den Erwartungen geblieben ist, so muß man dies blos dem beimessen, daß sein Eifer für den Dienst des Königs und Vaterlandes den für die höhere Landkultur überwog und eine lange und sehr entfernte Trennung von seinen Gütern, deren Bewirthschaftung er sich ganz zu widmen beschlossen hatte, bewirkte. Auch zu Finkenstein und Bilschwitz bei dem Hrn. v. Brüneck bilden sich edle Heerden.

Pommern zeichnet sich jetzt, so wie durch die Regsamkeit für die Landkultur überhaupt, also auch besonders in diesem Zweige aus. Fast allgemein hat sich der Sinn für feine Schaafzucht dort entwickelt. Eine auf Rechnung des Pommerschen Meliorations-Fonds im Jahre 1815 angekaufte, wahrscheinlich aus Frankreich entführte, Stamm-Heerde ward mit großem Eifer aufgenommen und über den damals theuer scheinenden Ankaufspreis bezahlt. Außerdem haben aber auch viele Gutsbesitzer weder Mühe noch Kosten gespart, sich rein edles Vieh zu verschaffen. Früher hatte der Hr. v. Borgstede auf Prillwitz eine echte Heerde, größtentheils aus den im Jahre 1802 überkommnen original-spanischen, theils sächsischen Schaafen gebildet, deren verschiedene Abstammung selbst aus den Woll-Proben erkennbar ist. Nächst ihm Hr. Gäde auf Colbatz (jetzt vom Hrn. Krause erkauft),

dessen Vieh von besonderer Stärke ist, und auch zum Theil aus jener spanischen Heerde abstammt. Jetzt zeichnen sich, meines Wissens, folgende Herren im energischen Betrieb der feinen Schaafzucht besonders aus:

v. Bülow auf Cumerow,
Brüstlein,
v. Dewitz auf Kantreck,
v. Glasenap auf Manow,
Graf v. Götz,
v. Haiden auf Catelow,
Hausmann bei Treptow,
v. Jasmund auf Butzen,
v. Jaski auf Chatzlow,
Graf v. Krockow auf Chmelenz,
Leppin auf Pudagla.

Ich bemerke aber, daß ich in diesem Aufsatze überhaupt kein vollständiges Verzeichniß der vorzüglichsten Schaafzüchtler unsers Landes zu geben mich unterfange. Dazu habe ich bisher die Data nicht. Ich sage nur das, was mir zufällig bekannt geworden und sich meiner Erinnerung, indem ich dies niederschreibe, darstellt. Es kann seyn, daß ich selbst einige, mir sonst wohlbekannte, vergessen habe. Aber es ist zur Beförderung der Sache sehr nützlich, daß eine gewisse Publicität darüber entstehe; dadurch wird das Interesse nnd der Wetteifer höher gespannt, auch ist

es zur Direction der Vieh- und Wollkäufer wichtig. Was ich über andere echte Schäfereien zuverlässig erfahre, werde ich in der Folge mitzutheilen nicht verfehlen. Der in Berlin gestiftete Verein zur Veredlung der Wolle giebt die beste Veranlassung zur Mittheilung hierauf Bezug habender Nachrichten.

Vom bedeutendsten Einfluß auf die Schaafzucht für die diesseitigen Preußischen Provinzen ist aber das von des Königs Majestät Allerhöchstselbst mittelst Cabinets-Ordre fundirte Staats-Stamm-Schäferei-Institut. Hierdurch ist meine Idee von Stamm-Schäfereien, wie ich sie in diesen Annalen Bd. I. S. 42 angegeben habe, nicht blos realisirt sondern übertroffen: wie aus folgendem Auszuge aus der allerhöchsten Instruction für den Oberaufseher am deutlichsten erhellet.

§. 1. „Die Stammschäfereien sind lediglich als Institute zur Verbesserung der Landwirthschaft und der feinwolligen Schaafzucht insbesondre zu betrachten. Um sie dieser ihrer Bestimmung beständig zu erhalten, sollen aus den Ueberschüssen derselben über die ordentlichen Administrationskosten zu den allgemeinen Staatskassen nur der dermalige Pachtertrag der hierzu angewiesenen Domainengüter und wegen des Guts Frankenfelde die Zinsen à 4 p. C. des auf

die Erwerbung verwandten Kaufgelds, imgleichen die Zinsen nach eben diesem Zinsfuße von den zur Errichtung der Schäferei verwandten Kapitalien eingezahlt; der Mehrertrag aber soll zu einem besonderen ökonomischen Instituten-Fond gesammelt und zu anderen gemeinnützigen, namentlich die Verbesserung der Landwirthschaft bezweckenden Anstalten verwendet werden. Nichtsdestoweniger concurriren die allgemeinen Staats-Fonds, insoweit es dessen bedarf, mit außerordentlichen Zuschüssen zur weiteren Ausbildung, Verbesserung und Erhaltung dieser Institute, jedoch mit der Maaßgabe, daß der diesfallsige Kapital-Aufwand, wie es oben wegen der Kosten der ersten Einrichtung bestimmt ist, aus den Ertrags-Ueberschüssen verzinset werden muß. — — Dem gemäß ressortirt die obere Leitung dieser Anstalten von dem Ministerio des Innern. Das Ministerium der Finanzen concurrirt bei derselben nur hinsichtlich der zur ersten Einrichtung oder sonst aus den allgemeinen Staats-Fonds herzugebenden Mittel und Zuschüsse, imgleichen bei Feststellung des Etats."

§. 2. „Die Administration der zu den Stamm-Schäfereien überwiesenen Domainen scheidet aus dem Ressort der Regierungen und wird mit der ganzen Leitung dieser Institute einem Oberaufseher, für jetzt dem Staats-Rath

Thaer, übertragen, welcher darauf mit eben den Befugnissen einwirkt, welche den Regierungen hinsichtlich der Domainen-Verwaltungen zustehen und haben die Behörden in Angelegenheiten, welche die Verwaltung der Stamm-Schäfereien betreffen, seinen Requisitionen zu genügen."

§. 3. „Der Oberaufseher der Stamm-Schäfereien hat seine Aufmerksamkeit dahin zu richten, daß die in denselben aufgestellten Merino-Stämme in ihrer Reinheit, auch die Gewißheit der Originalität erhalten, dieselben mit Rücksicht auf die verschiedenartigen Bedürfnisse der Gegenden und der Manufakturen zu größtmöglicher Vorzüglichkeit ausgebildet, daß alle diese Institute nach einem allgemeinen das Interesse des gesammten Landes umfassenden Plan eingerichtet und benutzt werden, dergestalt daß den verbessernden Landwirthen aller Provinzen, ohne Vorzug der Persönlichkeit, die Gelegenheit eröffnet werde, sich aus dem Zuwachs derselben mit den für ihre Lokalität und Zwecke passenden Stöhren und Mutter-Schaafen zu versehen. Er hat zu diesem Behuf auch zu sorgen, daß das Publikum von den Eigenthümlichkeiten und verschiedenen Vorzügen jeder Race vollständig unterrichtet und jede Täuschung darüber, wie über den individuellen Werth einzelner, zur Veräuße-

rung bestimmter Stücke auf das sorgfältigste verhütet werde."

§. 4. „Er hat ferner dahin zu sehen, daß diese Institute zur Belehrung des Publikums über die vortheilhafteste und sicherste Fortpflanzung, Erhaltung und Verbesserung der feinwolligen Schaafzucht benutzt werden."

§. 5. „Die auf den Gütern der Institute einzurichtenden Wirthschaften müssen in ihrer Anwendung zwar hauptsächlich auf den Zweck einer ausgezeichneten Schaafzucht angelegt, jedoch so weit es ohne Nachtheil für diesen Zweck geschehen kann, auch dazu benutzt werden, in dem ganzen Betriebe derselben und der hierüber zu führenden Berechnung Muster aufzustellen, welche die Eigenthümlichkeiten der Gegenden angepaßt sind und die Vortheile einer übersichtlichen und sorgfältigen Buchhaltung anschaulich darlegen."

(§. 6, 7, 8, 9 betreffen die Administrations-Geschäfte, Verhältnisse der Special-Aufseher, Administratoren u. s. w.)

Gegeben Potsdam, den 22. Novemb. 1817.

(gez.) Friedrich Wilhelm.

(gez.) v. Hardenberg. v. Bülow.

v. Schuckmann.

Durch diese Allerhöchste Anordnung sind nicht nur die Stamm-Schäfereien zu einem ausdauernden Staats-Institut erhoben, sondern es ist

auch zur Beförderung der Kunst und Wissenschaft des Landbaues wieder ein Fond geschaffen, der ihr fehlte. Bisher wird er durch die jetzt so kostspieligen Bauten und Meliorationen auf den Stamm-Schäferei-Domainen, die aber zum gehörigen Betriebe der Sache unumgänglich nöthig sind, absorbirt; dann aber wird er, aller Wahrscheinlichkeit nach, bedeutend werden. Des mir erwiesenen Allergnädigsten Zutrauens werde ich mich um so mehr durch die Erfüllung der in §. 3, 4 und 5 mir auferlegten Pflichten würdig zu machen suchen, da diese ganz mit eigner Ansicht übereinstimmen. Für das dabei interessirte Publikum wird es sehr befriedigend seyn, daß mir die sorgfältige Verhütung jeder Täuschung ausdrücklich anbefohlen ist und desholb bringe ich diesen Befehl um so lieber zur allgemeinen Kenntniß.

Ueber die Herkunft und die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen in den Stamm-Schäfereien enthaltenen Racen habe ich in jener Abhandlung geredet. Es zeigt sich aber auch hier, daß es eigentlich nur zwei Hauptstämme von Merinos gebe und zwar die, welche ich oben Negrettis und Escurials benannt habe; daß manche aus einer Kreuzung beider entstanden sind und daß diese deshalb bald zur einen, bald zur andern hinüberschwanken, in der Folge aber, in

sich selbst fortgepflanzt, constant werden. Das hindert nicht, daß gewisse Stämme durch In- und Inzucht noch besondre Eigenthümlichkeiten bekommen und fortpflanzen, selbst wenn sie entschieden zu einer jener Haupt-Racen gehören. Zufällige Gestaltungen vererben sich bei Thieren, wie bei Menschen in Familien.

Eine ausgezeichnete Gattung bilden die, welche Monceys genannt werden, doch noch nicht constant in allen Individuen und ich weiß nicht, zu welcher von beiden Hauptarten ich sie rechnen soll. Sie haben eine ganz besonders schmeidige, weiche, wenig gekräuselte, lange, spitze Stapel bildende Wolle, die dennoch sehr dicht und gewichtig ist. Sie ist auch fein, wenn nicht im höchsten, doch im hohen Grade; aber wir haben nur noch wenige Individuen, bei denen die Feinheit an den Extremitäten so nachhaltig wie bei den vorzüglichsten Sachsen wäre; wahrscheinlich weil man bei der Zucht nicht genug darauf geachtet hat. Aber die Eigenheit haben sie auch mit den Negrettis gleich, daß sie durchaus haarige Lämmer bringen, ja vor allen andern solche, die Anfangs gar keine Wolle, sondern lauter feine sanfte Haare, wie Angoraziegen, haben, bis sich nachher in Wolle verwandeln. Diese Wolle nähert sich merklich dem sogenannten Kameelgarne und wird zu allen Zeugen, wozu die

Wolle gekämmt werden muß, unvergleichlich seyn. Sie bildet sich im Fließ in sehr lange spitze Stapel, die ihr ein rauhes Ansehen geben, so daß danach mancher diese Thiere mit unserer Landrace nahe verwandt halten mögte. Wenn man aber das Fließ öffnet, so überzeugt man sich gleich vom Gegentheil. Da diese Wolle wenig gekräuselt, also auch wenig zusammengedrängt ist, so erscheint sie sehr lang, aber undicht. Letzteres ist sie jedoch nicht, wenn man nicht nach den Spitzen, sondern nach der Wurzel urtheilt; denn hier bedeckt sie die Haut so dicht, daß man diese nur sehen kann, wenn man das Fließ recht scharf von einander breitet und nur abgeschnitten auf den Strich der Trennung, nicht durchscheinend an den Seiten, wie das bei dünnwolligen Thieren der Fall ist. Deshalb giebt diese Race denn auch die reichhaltigste Schur. Eine Durchkreuzung der hochfeinen sächsischen Race möchte ich nur mit sehr feinen Individuen dieser Race — denn sie sind darin bis jetzt noch nicht gleich — besonders in dem Falle anrathen, daß die Wolle sich schraubenförmig drehete und an den Spitzen knötrig würde. Dagegen scheint sie mir ganz vorzüglich geeignet zur Veredlung eines in seiner Art guten Landschaafs. Wie die Monceywolle es an sich im höchsten Grade ist, so würde sie auch, auf Landwolle gepropft, bald eine sehr

schätzbare Wolle zu Strickgarn bilden, welches das Englische und Hamburger in Feinheit und Geschmeidigkeit überträfe. Solche Wolle fehlt uns noch und dennoch stehen unsere Strumpf- und Tricot-Fabrikate vor andern inländischen Fabrikaten am höchsten und gehen nach London und Paris. Was würden diese Fabriken wirken, wenn sie ein solches angemessenes Material hätten. Daß die Engländer sie uns vorzüglich abkaufen werden, dürfen wir nicht erwarten; denn eine gute sanfte Kämmwolle erzeugen sie selbst in Menge. Wenn ich jedoch eine noch wenig veredelte Landschäferei hätte, so würde ich die Veredlung ganz mit dieser Race betreiben; überzeugt, daß ich dadurch weit ehr eine preiswürdige Waare erhielte, als durch ganz heterogene Böcke, womit man in den ersten 4 Generationen eine gemischte Mittelwolle erhält, die wegen ihrer Allgemeinheit wahrscheinlich im Preise sinken wird.

Die Rambouillets, so wie wir sie von dem Administrator dieser Stamm-Schäferei Hrn. Bourgois erkauft haben, sind offenbar eine Zwitterrace von Escurial und Negretti und schlagen bald mehr in die eine, bald mehr in die andere. Wir werden sie aber bald constant machen und den häufigen Fehler, daß sie bei Electa auf den Schultern, am Schwanze und an den Extremitäten mit Tertia oft mit Quarta ausgehen,

verbannen. Es wird dann eine Race daraus werden, — und ist es in vielen Individuen schon — die hohe Feinheit mit großer Elasticität oder Krimpkraft und Reichwolligkeit verbindet. Der Wachs dieser Wolle, die Gestaltung der Stapel, die, von Grund auf, aus parallel laufenden Härchen gebildet, sich rein scheiden, obwohl sie an der Wurzel ein zusammenhängendes Fließ bilden, ist unübertrefflich. Mit ihnen wird wohl die Auswahl der Chantelouper, die gleichen Ursprungs sind, verbunden werden.

Die Malmaisons schlagen schon mehr in die Escurial-Race, unterscheiden sich jedoch von der sächsischen Race durch mehrere Krimpkraft (Rundheit) der Wolle. Dabei kommt ihre Sanftheit den sächsischen fast gleich. Sie geben der Kopfzahl nach wohl die stärkste Schur, dies ist aber zum Theil von ihrer ausgezeichneten Körpergröße, besonders langem und tiefen Rumpfe abhängig. Diese Größe, welche alle Merinos, die ich gesehen habe, übertrifft, hat die Race wohl durch die reichliche Haltung, welche sie in Malmaison genoß, erreicht.

Die Auswahl der Murats und Dallys ist in einen Stamm zusammen gebracht, und zum Theil mit den vorzüglichsten Böcken, die wir von Morel de Vindé erhalten hatten, gekreuzt. Sie kommen in der Art der Wolle und

ihres Wuchses den edelsten sächsischen gleich, sind aber entschieden dichtwolliger und im Hauptstamme vorzüglicher Statur.

Was nicht in diese 4 Hauptstämme gehört, ist unter einander und wird durch ausgewählte Stöhre, die Feinheit und Sanftheit mit Dichtheit verbinden, mit Rücksicht auf die Natur jedes Einzelnen belegt.

Im Ganzen haben die aus Frankreich erhaltenen Stämme und auch die in der Schweitz erkaufte Castellasche Heerde den Vorzug größerer Wollreichheit und größerer Statur. Da in dieser Hinsicht eine Erfrischung des Bluts sehr nöthig schien, so ist vom Gebrauch ihrer Stöhre viel Nutzen zu hoffen. Die Individuen, welche in der Feinheit den besten Sachsen nicht nachstehen, haben sich in unserer Zuzucht aller Racen bedeutend vermehrt und es werden in diesem Jahre schon viele ausgestellt werden, die man ohne Bedenken auf Schaafe mit Electa- und Prima-Wolle bringen kann. Mit allen ist das nicht der Fall; aber keiner soll, ohne es anzuzeigen, ausgestellt werden, der nicht die Fähigkeit hätte, Secunda-Wolle noch zu veredlen. Und wer solche Stöhre noch gebrauchen kann, wird davon mehr Vortheil haben, als vom Gebrauch eines minder derben und reichwolligen sächsischen Stöhrs, wenn dieser auch in der Feinheit und

Sanftheit höher stände. Eine Heerde, die noch zum größten Theile Tertia-Wolle giebt, wird sich durch jeden ausgestellten Stöhr dieser Stamm-Schäfereien veredlen und, was hier bei minderen Werth der Wolle so wichtig ist, einen dichteren Grund legen und die Quantität vermehren. Ich spreche hier nach meiner Einsicht und Ueberzeugung, indem ich die mir höchsten Orts auferlegte Verpflichtung vor Augen habe, jede Täuschung zu verhüten. Ich spreche, wenn man will, gegen meinen eigenen Vortheil, indem ich einigen Stöhren aus den Königl. Stamm-Schäfereien vor denen, aus meiner eignen, in manchen Fällen den Vorzug gebe und sie selbst zur Kreutzung gebrauche, worüber ich schon oft für einen Thoren gescholten bin, weil meine Race doch im Ganzen feiner und sanfter sey.

Es wird in diesem Jahre zu Frankenfelde und zu Panten eine bedeutende Zahl von alten und von jüngeren Mutter-Schaafen verkauft werden, da die bisher zu Petersberg gestandene und zum Theil nach Ostpreußen bestimmte Heerde, wegen eines hier noch nicht ausgemittelten Domainen-Guts, dort überwintert werden soll. Wir werden also mit der Ausmärzung weiter gehen, als sonst geschehen würde. Daß keine der ausgezeichnetsten Thiere darunter sind, versteht sich wohl von selbst. Aber aus welcher Schä-

ferei erhielte man solche? Das wirklich Schlechte, was uns zugeschoben worden, ist schon weg, da es der Heerde nur Schande brachte. Gewiß sind keine Mestizen darunter und man kann also mittelst einer richtigen Auswahl von Stöhren eine tadellose Generation wenigstens im 2ten Gliede davon erwarten. Wenn es der Wunsch der Käufer ist, so werden wir mit jeder Kabel zugleich einen Stöhr ausstellen, den wir der besonderen Qualität dieser Kabel angemessen halten. Im künftigen Jahre werden dagegen gar keine Mutter-Schaafe hier zu haben seyn, da die Ostpreußische Stamm-Schäferei completirt werden muß.

Die Auction in Frankenfelde ist auf den 28sten Juni angesetzt, in Panten auf den 14ten Juni. Es ist bekannt, daß nur Einländer zur Licitation zugelassen werden.

Die Heerden der Stamm-Schäfereien sind vollkommen gesund. Seit 1817 hat sich keine Spur von Räude, Fuß-Krebs oder irgend einer ansteckenden Krankheit darin gezeigt. In jenem Jahre kamen mit den Transporten der Bökingschen Heerden jene Uebel zwar wieder hin; aber sie wurden gleich unterdrückt und verbreiteten sich nicht weiter. Zwar giebt man unsern, in jenem Jahre versandten Böcken hin und wieder

der Schuld, daß sie Räude verbreitet haben sollen. Aber wie sie hier abgeführt wurden, fanden bei der sorgfältigsten Aufmerksamkeit die nur zu sehr in der Erkennung dieser Krankheit geübten Augen des Administrators und der Schäfer keine Spur davon. Die Bökingschen Schaafe waren sämmtlich derjenigen Behandlung unterworfen worden, die wir zur radicalen Vertilgung der Räude jedesmal probat gefunden hatten. Aber die Erfahrung lehrt, daß besonders die dichtwollige Race von Merinos fast nie weite Reisen mache, ohne daß Räude bei ihnen ausbreche. Die Schaafräude ist eine diesem Thiere eigenthümliche Krankheit und es ist keinesweges ausgemacht, daß sie sich nie von selbst entwickeln könne, ob es gleich gewiß ist, daß sie sich durch Ansteckung gewöhnlich nur verbreite. Auch nach der Reise zeigten sich in Panten bei einigen Thieren Räude-Pusteln, die aber gleich entdeckt, sofort gehoben wurden. Wer daher eine hochfeine Schäferei anlegen will und die Räude nicht kennen lernt, wird immer einer bedeutenden Gefahr ausgesetzt seyn, gerade weil er einen panischen Schrellen dafür hatte. Wer sie kennt nnd ihre Behandlung, für den ist es gar nichts. Daß nie ein Schaaf aus unsern Stamm-Schäfereien abgehen werde, was eine Räude-Pustel

hat, dafür können wir einstehen, aber nicht dafür, daß es eine solche unterwegs nicht bekomme. Und eben das können wir vom Fußkrebs sagen.

Daß sich nie eine Spur des oben erwähnten Erbübels, des Trabens, bei einem Stück irgend eines Stammes bei uns geäußert habe, können wir pflichtmäßig versichern. Wenn ein vierzähner von dieser Krankheit befallen würde, so ließe ich Vater und Mutter, Schwestern und Brüder vertilgen, wenn sie noch vorhanden wären.

Dreher zeigten sich in den ersten Generationen sehr viele, jetzt sehr wenige.

Bis 1817 wurde die Begattung nur in abgesonderten Haufen, denen ein oder zwei angemessene Stöhre gegeben waren, betrieben. Jetzt geschiehet sie aus der Hand nach der mit sorgfältiger Erwägung aller individuellen Qualitäten angefertigten Sprungliste, so daß wir den Vater und die Mutter jedes jungen Thieres sicher kennen, mithin den Erfolg gewisser Paarungen beobachten können. Daß diese Methode mühsam sey und wohl nie von einem bloßen Schäfer, sondern nur von einem solchen, der am Erfolge ein hohes, selbst wissenschaftliches Interesse nimmt, geleitet werden könne, versteht sich von selbst. Aber fortschreitende Vervollkommnung wird man ohne selbige nicht erreichen und bei der Stöhrzucht wird sie zur wesentlichen Bedingung wer-

den. Die Besorgniß, daß mehrere Thiere unbelegt dabei bleiben möchten, ist durch die diesjährige Erfahrung schon gehoben. Es blieben in Panten nur sehr wenige, etwa 4 von 100, gelte, bei einem andern Haufen, wo die Stöhre untergelassen waren, ungleich mehr. Die Stöhre werden dabei sehr geschont und man kann mit einem vorzüglichen sehr viel ausrichten.

A. Thaer.

VIII.

Ueber

Kartoffeln-Branntweinbrennerei.

Veranlaßt

durch die Anfrage S. 298 dieses Bandes.

Im ersten Stück dritten Bandes der Möglinschen Annalen wird angefragt, wie viel Quart Branntwein von einen Scheffel Kartoffeln gezogen werden könnten, und ob es im allgemeinen räthlich sei, eine Kartoffel-Branntweinbrennerei anzulegen.

Dies ist eigentlich eine verfängliche Frage an Gewerbsgenossen, welche nur zu sehr an Konkurrenz ihres Fabrikates leiden. Dennoch will ich sie als Landwirth und als Brennereibesitzer, nach meinen besten Wissen beantworten.

Wenn man von einem gehäuften Scheffel Kartoffeln, (denn so werden sie in der Regel ge-

messen) welcher nach Verschiedenheit seiner Güte einige Pfund über oder unter 106 Pfund wiegt, im Durchschnitt 5 Berliner Quart Branntwein zu 50 p. Ct. Tralles erhält, welcher also nach dem Maaße zur Hälfte aus reinen Alkohol und zur Hälfte aus Wasser besteht, so kann man zufrieden seyn. Dieser Ertrag setzt also einen vollkommnen Betrieb, Wahrnehmung eines jeden Vortheils, gute Quetschmaschienen, gute Gährung, einen zweckmäßigen Brennapparat, besonders aber ein gutes Material voraus.

Die Güte der Kartoffeln verdient die größte Berücksichtigung. Diese kann in der Ergiebigkeit an Branntwein einen Unterschied von 20 p. Ct. und mehr veranlassen. —

Im Bruche und auf nassem Lande gewachsene Kartoffeln sind von schlechterer Beschaffenheit, eben dies ist der Fall, wenn sie nicht gehörig reif geworden sind. Auch die Gattung der Kartoffeln hat großen Einfluß. Ich gebe zu, daß in einzelnen Fällen mehr als 5 Quart gezogen werden kann, im Durchschnitt eines oder mehrerer Jahre aber, und um eine Anlage darauf zu begründen, würde ich nicht rathen, auf ein mehreres Rechnung zu machen.

Verfährt man im Betriebe fehlerhaft, fehlt es an gehörige Aufsicht, so wird man gewiß weniger erhalten. —

Wenn viele behaupten stets mehr und sogar viel mehr zu ziehn, so muß ich glauben, daß sie täuschen oder getäuscht werden. Sehr oft liegt dieser Irthum an dem zu reichlichen Kartoffelmaaße, in der mangelhaften Berechnung des Durchschnittsertrages, im Gewicht, in der Stärke und im Maaße des gewonnenen Branntweins. — Auch ist zuweilen das Malz in Anrechnung zu bringen vergessen worden. —

Wenn von andern behauptet wird, daß sie durch ihr neu eingerichtetes, in der Regel sehr zusammengesetztes Brenngeräth, eine ungleich höhere Ausbeute erhalten, so habe ich mich bis jetzt von den Grund und der Wahrheit dieser Behauptungen noch nicht überzeugen können. Ich wünschte sehr hierüber Gewißheit zu erhalten, und werde alsdann keinen Anstand nehmen, dieselben Einrichtungen zu machen. Bis jetzt glaubte ein jeder Praktiker, so wie auch der Chemiker, daß der gute Erfolg von der Gährung abhängig sei, und betrachtete die Blase als die Maschiene, welche den Branntwein aus der Meische sondert. — Wäre es gegründet, daß diese neuen Apparate einen höhern Ertrag lieferten, so hätten diese Brenner ein sehr großes Uebergewicht über ihre Gewerbsgenossen. Ein Quart Branntwein mehr oder weniger von einem Scheffel Kartoffeln, ist eine ungemein wichtige Sache.

Wenn man annimmt, daß von 5 Quart, welche man gewinnt, $4\frac{1}{2}$ Quart durch die Kosten verzehrt werden, und $\frac{1}{2}$ Quart als reiner Gewinn zu betrachten ist, so ist bei 6 Quart 3 mal so viel Ueberschuß. —

Die Bestandtheile der Kartoffel bei ihrer Zergliederung scheinen anzudeuten, daß sie im Verhältniß zum Getreide füglich nicht mehr Branntwein geben können, als oben angeführt ist. Ob an Feuerungsmaterial und Zeit, wie man behauptet, durch diese neuesten Apparate gewonnen wird, ist noch nicht erwiesen. Ich für meinen Theil bezweifle es. Ein so künstlich zusammengesetztes und zerbrechliches Wesen hat übrigens in der Entfernung von großen Städten, wo es an geschickten Handwerkern mangelt, und wo der Betrieb unerfahrnen Arbeitern überlassen ist, große Schwierigkeiten. — Wenn man sieht, daß die mehrsten Neulinge, welche eine Brennerei anlegen, zum größten Theil ihr Augenmerk auf die Form der Distillirgeräthe und nicht auf die Hauptsachen, die Gährung und den sorgsamen Betrieb richten, so muß man glauben, daß dies darin seinen Grund hat, weil erstere mehr in die Augen fallen.

Eine zweckmäßig eingerichtete, möglichst einfache und dauerhafte Blase mit Maisch-Erwärmer, bei welcher Zeit und Feuerung erspart

wird, darf allerdings nicht fehlen. Uebrigens kann ein hoher Blasenzins den Fabrikanten zur Benutzung eines Brenngeräths zwingen, welches er sonst verwerflich halten würde.

Ob es räthlich sey, eine Brennerei anzulegen, das hängt von der Lage, den persönlichen Verhältnissen und vielen andern Umständen ab. Sind in der umliegenden Gegend bereits mehrere Brennereien in einem guten Gange, ist keine sichere Aussicht zu einem Absatz in der Ferne, so wird ein solches Unternehmen bedenklich. Zuletzt wird Mangel an Absatz des Fabrikats diesem Gewerbe eine ganz veränderte Richtung geben.

Wie viel der Verbrauch im Lande bereits zugenommen hat, ist allgemein bekannt, wie weit dieser noch ausgedehnt werden kann, ist nicht genau zu bestimmen. So viel ist aber ausgemacht, daß der Absatz seine Grenzen hat, und daß in kurzem mehr Branntwein erzeugt werden wird, als die Trinker bei dem besten Willen verarbeiten können.

Wenn nun jede neue Brennerei diesen Zeitpunkt schneller herbeiführt, so muß entweder ein bedeutender Absatz nach dem Auslande statt finden, oder die mangelhaft und weniger sorgfältig betriebenen Brennereien müssen zuletzt von den besser betriebenen unterdrückt werden.

Man denke sich den gehörigen Betrieb einer

Brennerei nicht so leicht. Es gehört eine eigene Neigung und viel Ausdauer dazu, um das Werk gut einzurichten und zu erhalten. Wer nun nicht die Kraft und den Willen in sich fühlt, dies Geschäft mit dem gehörigen Nachdruck zu betreiben, der thut nach meiner Meinung wohl, seine Zeit und sein Geld auf irgend etwas anderm zu verwenden. Die Landwirthschaft bietet ja so vielfältige Gelegenheit dar, nützliche Anlagen zu machen. Der Zeitpunkt, wo bei den Brennereien der Vortheil mit dem Nachtheil im Gleichgewicht stehen wird, ist vielleicht näher als wir glauben. Eben so wenig darf es an Kapital fehlen. — Um jährlich 200 Wispel Kartoffeln zu verbrennen, kann man füglich an Betriebs-Kapital zu Gebäude, Geräthe, Bestände, ausstehende Schulden u. s. w. 7 bis 8000 Rthlr. rechnen.

Kann man den Branntwein nicht aufbewahren, bis günstige Verhältnisse eintreten, so kann sehr leicht großer Schaden daraus entstehen. Bewilligt man den Käufern keinen Kredit, so hat man keinen Absatz.

Wer ein solches Kapital nicht in Bereitschaft hat, wer zuvor bauen und vielleicht dadurch seine Wirthschaft stören muß, wer nicht selbst fortwährend anwesend seyn kann, oder Jemanden hat, der seine Stelle gehörig vertritt, wer die

Einrichtung und den Betrieb nicht hinlänglich versteht, der thut gewiß besser, eine solche Anlage zu unterlassen, oder doch um einige Jahre zu verschieben. Um so mehr ist jetzt Grund vorhanden, mit neuen Anlagen Anstand zu nehmen, da in Hinsicht des Abgabesystems Abänderungen bevorstehen, die alle Verhältnisse dieses Gewerbes verändern können.

Was die Vergangenheit anbetrifft, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Branntweinbrennerei bis jetzt ein einträgliches Gewerbe gewesen ist, und daß es auf die Landwirthschaft, besonders in Verbindung mit Kartoffelbau, höchst vortheilhaft einwirkt. Die Fortdauer der jetzigen Verhältnisse angenommen, wird derjenige, bei einem zweckmäßigen Betriebe, den Branntwein am wohlfeilsten liefern können, der die Kartoffeln selbst erzeugt.

Es wird allerdings zuletzt nicht mehr die Rede davon seyn, was die Brennerei an reinen Ertrag nach Abzug der Zinsen u. s. w. gebracht hat, sondern wie hoch man seine Kartoffeln durch die Brennerei genutzt hat.

Gewiß wird nur unter ganz besondern Verhältniffen eine Getreidebrennerei mit einer Kartoffelbrennerei, welche ihre eigene Produkte verarbeitet, Preis halten können. — Die Preise des Branntweins sind mit den Getreidepreisen

jetzt schon außer allem Verhältniß. Eingegangen ist bis jetzt meines Wissens noch keine Kartoffelbrennerei, wohl aber viele Getreidebrennereien in den Städten. Letztere werden bei gleicher Besteuerung durchaus nicht bestehen, weil sie dort am unrechten Ort sind. Es sey denn, daß sie mit dem Ackerbau in Verbindung gesetzt würden, oder daß die Schlempe einen noch größeren Werth erhielte.

Die Brennerei ist ein ländliches Gewerbe, und würde es für das Staatsinteresse höchst nachtheilig seyn, wenn man es, wie früher, in den Städten erhalten wollte. Nur Zwang kann dies bewirken.

Sollte im Preußischen der Blasenzins, ohne Beschränkung, eingeführt werden, so wird es alsdann auf die Schnelligkeit des Abtriebes, mehr als auf andre zweckmäßige Einrichtungen, ankommen.

Man wird vielleicht, wie in England jetzt geschieht, den Lutter, sobald er anfängt schwach zu werden, nicht benutzen, weil die Steuer mehr beträgt, als das gewonnene Produkt. Bei einer Steuer von 1 Gr. 3 Pf. pro Quart könnte auch bei uns, wenn auch im geringern Grade, etwas ähnliches statt finden. Es kann sehr leicht in einigen Jahren der Fall eintreten, daß das Quart Branntwein zu 50 p. Ct. nach Tralles, exclusive

Steuer zu 2 Gr. Cour. verkauft wird, vielleicht noch darunter. Die Steuer beträgt alsdann 62½ p. Ct., des Productionspreises à 40 p. Ct. des Verkaufspreises.

Eine Nachschuß-Steuer für das über ein gegebenes Quantum Gebrannte möchte wohl zweckmäßig seyn, wenn eine solche ausführbar wäre, und nicht zu unendlichen Chikanen von Seiten der Accise-Officianten Anlaß gäbe. Eine Fixation der Abgabe, welche der Staat von einem gewissen District oder Provinz verlangt, und welche von den Gewerbtreibenden nach eigener Vertheilung aufzubringen wäre, würde gewiß am angemessensten seyn, und viele Unannehmlichkeiten ersparen.!

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, mir über den Aufsatz des Herrn Gutsbesitzers Schmalz zu Kussen, welcher in den Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft zu finden ist, einige Bemerkungen zu erlauben.

In diesem Aufsatz wird die Frage aufgeworfen, ob der Getreidebau bei einem starken Anbau von Kartoffeln leiden möchte, wenn letztere zu Branntwein verarbeitet werden; oder mit andern Worten: ob der Acker durch diese Verfahrungsart bereichert oder entkräftet werde.

So anerkannt die Verdienste des Herrn Verfassers um die Landwirthschaft sind, und so viel

Wahres und Praktisches dieser Aufsatz enthält, so kann ich doch der Meinung, daß durch eine Kartoffelbrennerei der Kraftzustand einer Wirthschaft vermindert werde, wenn erstere ihre eigene Produkte auf diese Art verarbeitet, nicht beipflichten.

Ohne mich auf eine detaillirte Berechnung des gewonnenen Mistes nach Pfunden einzulassen, da dieser Düngergewinn wohl zu sehr von der Art der Einstreu, von der Behandlung des Mistes, von der anderweitigen Fütterung abhängig ist, so habe ich doch die Erfahrung für mich, daß eine Wirthschaft, welche eine Kartoffelbrennerei besitzt, schneller als es sonst der Fall gewesen seyn möchte, zu einem bedeutenden Düngervorrath gekommen ist.

Der häufige Genuß des Spülichts oder Schlempe veranlaßt das Vieh, eine größere Quantität Stroh und anderes Futter zu verzehren, welches es ohnedem nicht gefressen haben würde. Hierdurch wird nun ungleich mehr und besserer Mist gewonnen. Einen sehr wichtigen Gegenstand, den flüssigen Dünger oder Jauche, hat Herr Schmalz ganz unberücksichtiget gelassen. Ich kann hier ebenfalls keine genaue Angabe von Fuhren, Quarten und Pfunden machen, kann aber durch meine Erfahrung und Rechnungen beweisen, daß dies sehr bedeutend ist. —

Um die Jauche gehörig zu gewinnen und zu behandeln, sind allerdings mehrere Vorkehrungen in den Ställen, eigene Behälter, auch eigene Wagen zum Transport nöthig. Indessen belohnt sich wohl keine wirthschaftliche Einrichtung reichlicher als diese.

Diese Jauche in Stroh aufzufangen, und so in Mist zu verwandeln, würde in meiner und mir ähnlichen Wirthschaften unmöglich seyn. Ich fahre jetzt im Durchschnitt — *) Quart Jauche auf die Felder und Wiesen, und bemerke hierbei, daß ich, da meine Brennerei im Verhältniß zu meiner Ackerwirthschaft groß ist, mein Stroh fast sämmtlich verfüttere, und nur wenig einstreue.

Mein Rindvieh steht Winter und Sommer, die Zugochsen einige Monate ausgenommen, auf den Stall. Ich verarbeite täglich im Durchschnitt einen Wispel selbstgewonnener Kartoffeln, und mache aufmerksam, daß ich vom Scheffel nicht 200, sondern nahe an 400 Pfund Schlempe gewinne.

Dies liegt im dünneren Einmeischen und im Nachspülen der Blase mit Wasser.

Auf den Morgen Acker oder Wiese fahre ich circa 6000 Quart dieser Jauche. Wenn auch

---

*) Die Zahl war in der Abschrift undeutlich.

d. R.

ausgemacht ist, daß eine solche Düngung einer andern von guten Mist, besonders in Hinsicht auf Nachhaltigkeit nicht gleichzusetzen ist, so hat sie doch auf Wiesen, Kartoffeln, Klee oder wo ich sie sonst angewendet habe, sehr auffallende Wirkung hervorgebracht. Kann diese Jauche, bevor sie ausgefahren wird, in Gährung gesetzt werden, so ist sie gewiß um so wirksamer, aber auch ohnedem ist ihr Nutzen nicht zu verkennen. Im Sommer wird bei gleicher Futterungs- und Behandlungsart weniger Jauche gewonnen als im Winter. Ueberhaupt verliert sich immer von der Flüssigkeit, welche die Thiere zu sich nehmen, ein großer Theil in den Mist, und ein anderer Theil verdunstet.

Wie viel Kraft die Kartoffeln den Acker nehmen, beruht bis jetzt wohl blos auf Hypothesen. Wenn ich auch zugebe, daß sie 3 Fuder Mist pro Morgen verzehren, so hinterlassen sie doch den Acker in einer vorzüglichen Lockerung und Kultur, welche auf die nachfolgenden Früchte sehr vortheilhaft wirkt. Wenn dies eine Sache ist, welche eigentlich den Kartoffelbau betrifft, und nicht die Branntweinbrennerei, so kann zuletzt, wenn der Kartoffelbau, der Brennerei wegen, mehr ausgedehnt wird, als sonst geschehen sein möchte, der Brennerei auch hierdurch etwas zu gute gerechnet werden.

Wenn durch die Bearbeitung dem Boden die Fähigkeit gegeben wird, eine oder mehrere Früchte hintereinander besser als gewöhnlich hervorzubringen, so betrachte ich dies als einen Gewinn, denn aus den mehr gewonnenen Futter, Stroh und Körnern ziehe ich Nutzen und erzeuge Dünger, welchen ich den Acker als Ersatz zurückgeben kann. Wäre dieser Satz nicht richtig, so müßte man, um die Kraft seines Ackers zu vermehren, nur einmal pflügen und schlecht bestellen, um schlechte Ernten zu machen, welche den Acker weniger entkräften sollen.

Das Kartoffelkraut scheint Herr Schmalz, mit $\frac{1}{3}$ Fuder per Morgen, auch etwas gering in Anschlag gebracht zu haben. Einer meiner Bekannten, welcher es abgesondert in Haufen in sich zergehen ließ, erhielt vom Morgen $\frac{1}{2}$ Fuder sehr kräftigen Dünger. Ferner ist in der Berechnung das zur Kartoffelbrennerei nothwendig erforderliche Malz nicht berücksichtiget worden. Im Ganzen macht dies immer etwas aus. Auch liefert die Brennerei Asche und andere Abgänge, welche dem Acker oder Wiesen zu Nutzen kommen. Wird Torf gebrannt, dessen Asche Kalk, Gyps u. s. w. enthält, so kann es recht bedeutend seyn.

Aber auch abgesehen von allen diesen, so setzt mich die Erzeugung irgend eines einträglichen Pro-

Produkts, welches ich entweder roh oder fabricirt verkaufe, in den Stand, einen Theil des dadurch gehabten reinen Ertrags auf Ersatz der den Aeckern entzogenen Kraft zu verwenden. Dies ist durch Verbesserung der Aecker und Wiesen, durch Abgrabung, Auffahren von Moder und Mergel, auch durch Ankauf von Heu nnd Stroh stets möglich. Nicht allein bei Kartoffeln, sondern beim Anbau aller anderen Handelsgewächse, als Oelsämereien, Tabak, Hopfen, Runkelrüben, Kleesaamen u. s. w. tritt dieser Fall ein. Dies alles zusammengenommen, wird meine oben angeführte Behauptung rechtfertigen.

Friedrichsfelde, den 18ten März 1819.

C. v. Treskow.

IX.

Beantwortung der Frage über eine neue Art die Schaafe zu zeichnen.

(Zu Seite 300.)

Das Tätowiren im Ohre ist hier vielseitig versucht worden. Wenn die Stifte nicht gar zu dünn sind, recht stark eingeschlagen werden und dann gut eingerieben wird, so bleibt die Zeichnung ungefähr kenntlich, wenigstens drei Jahre lang, wenn man sie recht genau, bei hellem Lichte betrachtet. Man kann dann wenigstens erkennen, daß ein Schaaf so gezeichnet gewesen sey, und könnte allenfalls ein gestohlnes oder verlaufenes Schaaf reclamiren. Das ist aber auch alles, wozu es nutzen kann. Denn die Zeichnung kann sehr leicht mit Nadelstichen nachgemacht werden, ohne den Stempel zu haben. Wollte sich also z. B. eine berühmte Stamm-

Schäferei dadurch sichern, daß kein anderes Thier, als von ihr abstammend, ausgegeben würde, so mögte sie ihren Zweck schlecht erreichen, sobald es bekannt würde. Zum Numeriren aber, wozu wir es mit möglichster Sorgfalt anzuwenden versucht haben, paßt es gar nicht. So lange es frisch ist, kann man die Zahl wohl wieder auffinden, wenn man dem Thiere das Ohr umkrempelt und es so hält, daß das Licht recht darauf falle. Aber nach einem Jahre ist die Nummer mit Sicherheit nicht mehr zu erkennen.

Sind die Härchen im Ohrzipfel stark, so ist sie gar nicht zu sehen. In unseren Stamm-Schäfereien sind viele Methoden zu numeriren versucht, auch das Plombiren, was vielen Anschein für sich hatte. Aber nach einiger Zeit brach jedes Material an der Plombe. Hölzerne Täfelchen, worauf die Nummern eingebrannt waren, um den Hals gehörig befestigt, schienen also noch das Beste; bis uns der landwirthschaftliche Reisende die Numerirungs-Methode des Hrn. v. Köller auf der gräfl. Lambergschen Herrschaft Quassitz kennen lehrte, die er Bd. II. S. 484 und 485 dieser Annalen kurz aber deutlich genug beschreibt. Diese erfüllt alle Forderungen; sie ist sehr leicht gemacht — es sind in einem halben Tage über zweihundert Schaafe

von einem Manne numerirt; — sie ist unverlöschlisch, das nach der Geburt numerirte Lamm behält die Nummer lebenslang, wenn man nur die Ausstiche stark genug macht, so daß die Ränder nicht zusammenwachsen können; sie ist so kenntlich und in die Augen fallend, daß jeder Schäferknecht, der daran gewohnt ist, die Nummer schon in der Ferne erkennt und eine von ihm geforderte Nummer sehr bald herausfindet. Kurz! es ist eine sehr einfache aber so schätzbare Erfindung, daß sie den Betrieb der Stamm-Schäfereien, die höhere Vervollkommnung bezwecken und wo es also so sehr auf zuverlässig richtige Generations-Listen ankommt, ungemein erleichtert nnd jeden Irthum verhütet. Sie ist deshalb auf unseren Stamm-Schäfereien sogleich eingeführt.

Th.

X.

Quartals-Bericht über landwirthschaftliche Ereignisse.

Wir lassen einen scharfsinnigen Aufsatz aus dem Thüringschen über die zeitigen Verhältnisse des landwirthschaftlichen Gewerbes vorausgehen, der sehr richtige und mit den unsrigen übereinstimmende Ansichten nimmt.

Wirthschaftsnachricht; und Etwas über die Ursachen der so sehr sinkenden Preise des Getreides; aus der Provinz Sachsen.

Die vergangne Ernte war ganz mittelmäßig gewesen. Winterrübsaamen und Wintergetreide war zwar gerathen; obgleich der Strohrost, der taube Aehren bringt, und die Dürre mehrartig dem Weitzen, und der Frost dem Roggen geschadet hatten. Aber die Ernte der Gerste, des

Hafers, der Schotenfrüchte und des Sommerrübsaamens, von dem durchglühten und dürren Boden, war selbst in diesem Garten der Preußenmonarchie, in dieser alten Kornkammer für fast alle umliegende Bezirke Deutschlands schlecht gewesen. Es fehlte am Strohe, und von den verbrannten Wiesen am Heue. Nur die Esparzette war gerathen. Der Futtermangel diesen Winter fast in allen Wirthschaften war groß. Erst jetzt noch kommt manche Wirthschaft in Verlegenheit. Körner müssen den Mangel ersetzen. Hätten die Schaafe nicht so lange im Herbste ausgehen können, und wären sie, wo warmer Boden ist, nicht jetzt schon fast ernähret, so würde es noch übler sein. Als Folge wurden Pferde und Rindvieh sehr wohlfeil; die Märkte wimmelten von altem Viehe und fast nichts wurde verkauft. Nur gute Schaafe wurden gern gekauft, und blieben theuer. Große Getreidevorräthe sind auf keinen Fall da. Niemand hatte geahnt daß das Getreide so sehr im Preise herab gehen würde als es nach und nach that, und als jetzt auf einmal noch mehr zu geschehen scheint. Zu Quedlinburg ist so eben der Weitzen für 42 Groschen der Scheffel, der Roggen zu 36, und die Gerste zu 30 verkauft worden.

Weil so gar keine Frage nach dem Getreide ist, so wird es im großen Maaße den Schaafen

verfuttert. Man bildet sich ein daß ein Scheffel Gerste $\frac{5}{4}$ Pfunde Wolle hervorbringe. Einige Wirthschafter sollen den Schaafen so viele Körner geben als sie fressen wollen. Man will vernommen haben, daß die Wolle zu Hamburg wieder Zug bekomme.

Die Ursachen des Sinkens der Getreidepreise sind theils dieser Provinz besonders eigen, theils sind sie allgemein; und verdienen als unerwartete verwickelte Erscheinung eine Erörterung.

Unfern einem schiffbaren Flusse liegend, rechnet diese Provinz auf Hingehen des vortrefflichen Weitzens den sie bauet nach England. Aber es ist ein sehr trockenes Jahr gewesen, und in einem solchen erntet England vorzüglich; in welchem der gewöhnliche Regenfall gegen den unsrigen fast der doppelte ist, und in welchem fast nur nasse Jahre Mißjahre sind.

In dieser Provinz war sonst die Branntweinbrennerei, so zu Quedlinburg und Nordhausen, äußerst beträchtlich. Zu Nordhausen gingen sonst das ganze Jahr wenigstens 150 Blasen, von denen jede täglich zu 8 Scheffeln angenommen werden kann. Ganze Wagenburgen bis jenseit der Saale her brachten das Getreide heran. Der Branntwein von da versah die Gegend mehrentheils bis nach Bamberg, nach Frankfurt und nach Münster hin. Zur Zeit des west-

phälischen Staates hat der Blasenzins allein zu Nordhausen einige Jahre hindurch jährlich vier mal hundert tausend Thaler eingetragen. Diese Fülle von Erwerbe und von stärkendem Reize für den hervorbringendem Landbau ist jetzt, durch Eingangsgebühren welche Verboten gleich sind in Baiern, Hessen, Hannover und Braunschweig bis auf einen ganz geringen Theil zu Grunde gegangen. Es gehen jetzt kaum 50 Blasen daselbst, jede nur zu einem Theile von dem was sie schaffen könnte, mehrentheils nur im Winter; und was gebrannt wird kommt dennoch meist auf das Lager. In fruchtbaren Jahren wird Thüringen nun in eine Noth des Ueberflusses gerathen, und thut es jetzt schon, welche der des Mangels, an übeln Folgen, ähnlich ist. Zwei Sachen dürften von einer weisen Regierung zu erbitten sein: daß die zusammenhängende Schifarth auf der Saale und Unstrut bis Artern bald vorgerichtet werde, und daß von der hannöverschen Regierung erwirkt werde, daß der Branntwein unter geringeren Durchgangszöllen nach dem Preußischen Westphalen gehen dürfe; welcher Ausweg jetzt ziemlich abgeschnitten ist.

Seit mehrern Jahren ging Getreide aus Thüringen nach Franken, jetzt ist es umgekehrt. In Franken und Baiern ist das Getreide, durch seltsamen Sprung nach kaum vorüber seyender gro-

ßen Noth, fast ohne Preis. Sonst wurden in Franken sehr viele Ochsen gemästet, und Hammel von einer sehr großen grobwolligen Art. Große fette Heerden Ochsen gingen von da nach allen Seiten hin, und besonders nach Paris. Bei der letzten Hungersnoth hat man das Vieh abgeschafft oder keines zugezogen, und wo man Futter bauete, säete man Getreide hin. Das hat einen schleunigen Ueberfluß über den Bedarf gegeben. Es wird einige Zeit erfordern, ehe die in Franken eigenthümliche Viehzucht und Mastung wieder im Gange ist, und nur das nothwendige Getreide gebauet wird. Das Getreide aus Franken schadet aber jetzt sehr dem Absatze des Thüringischen. Es kommt über den Thüringer Wald bis nach Erfurt.

Noch eine sonderbare, gewaltsam wirkende, nur diesem Zeitpunkte allein eigne, allgemeine Ursach drückt den Geldpreis aller Waaren herab, deren Umsatz durch baares Geld betrieben zu werden pflegt. Diese ist: der plötzlich eingetretene Mangel an Gelde, wodurch der Verhältnißwerth der Edelmetalle gegen alle andere Waaren so sehr gestiegen ist, und also der Geldpreis aller Waaren eben so sehr fallen mußte. Die großen und zum Theil ungeheuern Anleihen, welche jetzt zu demselben Zeitpunkte fast alle Staaten machten, so die Wunden des Krieges zu heilen hatten,

wozu das Geld nicht durch ausgeglichene Wechsel bezahlt werden konnte, sondern baar hingeschafft werden mußten, hatten die Folge, daß die Bankherren, durch Beauftragte, überall das baare Geld zusammen aus dem gewöhnlichen Umlaufe heraus ziehen ließen, und aus den kleinsten Kanälen hinwegpreßten, in welchen es die Umsätze betrieb. Nach den Zeitungen sind binnen nicht Langem zur Anleihe nach Rußland über 60 Millionen Rubel, bei weitem meist baar, hingegangen. Die französische Anleihe hat trotz der so sehr hohen Erbietungen nur zum Theil zu Stande kommen können, weil so viel baares Geld unmöglich zu solchen Massebergen in dem Augenblicke zusammen zu häufen war. So viele andere Anleihen außerdem wurden zugleich gemacht. Dadurch entstand Theuerniß des Geldes, und was dem allemal als umgekehrt gegenüber steht: Wohlfeilheit aller für Geld feilen Waaren, und also auch des Getreides. Man hat nicht leicht eine Vorstellung davon, welche Noth um baar Geld, und am meisten an den großen Handesplätzen, gewesen ist. Viele Häuser, welche bei plötzlich veränderten Umständen des Geldmarktes ihre Verpflichtungen nicht erfüllen konnten, gingen zu Grunde, und viel mehrere wurden bedrohet. Ein sehr verständiger Mann, welcher mit dem großen Geldhandel zu thun hat, war

der Meinung, daß der gestiegene Werth des Baaren in seinem Verhältnisse gegen Waaren wohl zwanzig Procente betragen könne. Jeder Kaufmann, der sonst große Waarenlager hielt für künftigen Absatz, schlug davon los, und schaffte so wenig als möglich in Vorrath an, aus Schwierigkeit, das Baare anzuschaffen. Eine Stockung in allem Handel ergab sich, und namentlich auch in dem der rohen Produkte des Landbaues, welche auch darum im Preise sanken. Doch wird dieser Zustand nicht von Dauer seyn, weil die übergroß und vielrädrig und kostspielig aufgeführten Gerüste unserer nur mit größtem Aufwande im Gange zu haltenden Staatsmaschinen schon dahin wirken werden, daß das entzogene Geldungeheure, so sich in einen neuen höchstgroßen Umlaufstrom nur augenblicklich ergossen hat, bald wieder in alle gewohnten Kanäle zurück rinnen werde; wodurch Alles wieder in den vorigen Zustand gelangen, die alten Preishöhen wieder eintreten, und auch aus diesem Grunde die Produkte des Landbaues wieder minder am Kreuze stehen werden. — —

Die Schäfereien hielten sich diesen Winter wohl; wie in der Regel nach trocknen Sommern. Mehrere Erfahrungen bestätigten wieder, daß Schaafe wohl den Sommer auf dem Stalle gefuttert werden können, wenn sie zum Theile tro-

ckenes Futter erhalten. Aus dieser Entdeckung kann eine gänzliche höchst heilsame Aenderung der ganzen Wirthschaft hervorgehen. Keine Erfahrung ist wichtiger, genau verfolgt und geprüft zu werden. Auf die Schäfereien wird Aufwand und Sorgfalt gewandt. Sie sind in großem Flore, durch Thüringen und Mannsfeld fast allgemein recht verfeinert, und werden schwere Einkunft in das Land ziehen.

Daß die Pferde anjetzt stark ausgeboten wurden, daran hat noch Antheil, außer dem Futtermangel, daß das Frachtfuhrwesen dieser Gegenden allerdings durch das Zollgesetz für das Erste einen starken Stoß bekommen hat. Die Kaufleute scheuen weniger den Durchfuhrzoll, als daß die Waaren, ohne ihre Aufsicht, auf den Wagen der Fuhrleute auseinander gerissen werden, um visitirt zu werden. Wo dieses geschieht, wird nie Durchfuhr bleiben, sondern die Fracht lieber große Umwege machen.

Vor 3 Jahren hatte ein nackter Winter, der feucht war und zwischen Frost und Thauen umsprang, das Winterkorn zerstört, und zuerst den Mangel hervorgebracht. Anders hat dieser Winter, welcher auch nackt war, aber trocken, und sich mehrentheils die Nächte über dem Frostpunkte hielt, die Winterfrüchte in den guten Ebenen sehr wohl erhalten. Nur auf dem Harze, wo es öf-

ter fror, und im Kleiboden ist etwas Ausziehung der Wurzeln gewesen. Fehlstellen sind, wo Mäuse und auch Hamster im Herbste wie vielwärts grossen Schaden thaten. Im mildschwarzen Boden hatten sich auch die Hamster außerordentlich vermehrt. Im Süden von Deutschland soll der Schaden durch Mäuse noch größer seyn. Kleefelder sind auch hier durch Mäuse fast ganz zerstört. Noch hat der Winter die Mäuse nicht ganz getödtet. Kaltes Schlackenwetter mit Sturm ist ihnen tödtlich; das hatten wir wenig. Davon sterben sie, ganz zusammen gekrümmt, auch im Schutze ihrer Höhlungen versteckt. Der Raps soll doch an mehreren Orten durch wechselnde Tageswärme und geringe Nachtfröste gelitten haben. Er ist darin eine weichliche Frucht.

Da die Ernte hier weitherum kaum mittelmäßig war, so werden, wenn das Sommergetreide erst ausgesäet wird, an dem es nicht anders als fehlen kann, die Preise wohl ziemlich steigen; trotz andern entgegnen Umständen.

Heute ist der 16te März. Schon waren holde warme Frühlingstage. In den Wegen fing es schon an zu stäuben. Märzstaub ist übrigens bei alten Landleuten verrufen. Roggen und Winterrübsaamen grünen lebhaft, selbst milde Aenger schon. Der Wald ertönt schon vom Gesange seiner heuer sehr früh zurückgekommenen Bewohner.

Das geschwungene Grabscheit schimmert schon am Sonnenstrahle. Der Pflug geht gemessen und langsam seinen ernsten Gang, im noch etwas schweren Boden. Pferdebohnen und Erbsen werden ausgesäet. An erwärmten Rändern hüpfen schon hin und wieder weiße Lämmchen um ihre dieses Jahr recht wohlbewollten Mütter. Unsere lieben kleinen Mägdlein gehen schon nach Veilchen. Schönglühend und kräftig, wie nur wir Landleute sie haben, tummeln sich die Knaben unbändig im Ballspiele. Dem Landmanne, der in der Einsperrung der Stube und des Hofes verdrüßlich geworden, erweitert sich die Brust, und erfreuet sich das gesunde Herz früher als andere Jahre in freier Luft. Die Gefilde, schon mit der lichten Farbe der Hoffnung überkleidet, erwecken sie in den schlagenden Herzen. Wird sie erfüllt, wird sie getäuscht werden? Oder lauern, hinter den Elementen noch versteckt, tückische, neidische Feinde unsers ländlichen gemächlichen Ruhlebens, mit dem fast keine andere Glückseligkeit zu vergleichen ist. Werden unter den seltsamen Umständen wir vielleicht gar von dem erwachsenen Ueberflusse mehr bedrückt als gehoben werden? Vielfache Unfälle aus ganz entgegengesetzten Seiten her bedrohen immer den ausgesetzten Landmann. So würde dieses Jahr den schon belebten, sprießenden und darum weichlich

gewordenen Saaten ein plötzlicher scharfer Nachwinter recht verderblich werden können. Gesunder Hunger, frische Morgenluft nach kurzem tiefen Schlafe, der Wechsel von Arbeit und Ruhe, und eine kindliche, der Zufriedenheit und dem Vertrauen auf eine wohlwollende höhere Macht immer offene, Brust sind dem biedern Landmann eine starke Abwehr tief eindringenden Leidens, und lassen unter gleichem Unglücksfalle ihn immer weniger, als die aus anderem Stande in Verzagtheit erliegen. Das große Bedürfniß aber, was dem Landmanne noch abgeht, zu seiner Veredlung und Wohlfahrt, das ist: daß die gerechten und menschenfreundlichen Gesetze, welche unsre guten Regierungen jetzt in der That immer mehr zu geben sich beeifern, um der bei weitem größeren und wichtigeren Zahl der arbeitenden Landbewohner, diesem im alten Rom so geachteten Stande, welches hauptsächlich darum so groß wurde, um dieser endlich volle Freiheit ihrer Personen und ihrer Fleißes, Achtung und Rechte, welche sie andern Bürgern gleich setzen, und ihren Grundstücken Befreiung von den schädlichsten Dienstbarkeiten und die Eigenschaft vollkommenen Eigenthums zu verschaffen, daß diese theils noch nicht vollendet, noch nicht durch- und ausgeführt, und noch nicht in die allgemeinen Sitten übergegangen sind. Daß dieses bald voll-

ständig geschehe, darauf ist vor Allem die Macht und der Flor der Staaten bedingt.

J. Georg.

Ohne allen Zweifel haben die, um die Zeit des Aachner Kongresses betriebenen, enormen Geldgeschäfte, der damit zu machende Gewinn, auch die Verlegenheit, die selbst in manchen großen Häusern bei der Erfüllung ihrer übernommenen Aufträge eintrat, Geld und Kredit anderen Handels-Speculationen eine Zeitlang entzogen, dadurch ein Stocken im Ankauf der Waaren, mithin ein Sinken ihres Preises, wenn verkauft werden mußte, veranlaßt. Jedoch dauerte dies, — wie immer wenn Kapital oder Vermögen nur nicht abnimmt, sondern ehr gewinnt, und blos das Metall zum Austauschmittel gesucht wird — nur kurze Zeit und im nördlichen Deutschlande ist jetzt ein so großer Geld-Ueberfluß, daß das Discont von 10 p. C., worauf es in jener Zeit stand, schnell auf 3 p. C. herabgefallen ist. In England steht es zwar noch höher, ist aber doch gesunken und der englische Cours hat sich wieder von 6 . 2 auf 6 . 7½ gehoben. Die Klage über den Absatz der rohen, sowohl Kolonial- als Europäischen Produkte, nicht der Fabrikate, ist

in

in England besonders groß gewesen und hat verschiedene solide Häuser, die sich auf zu starke Speculation damit, und vielleicht Geldgeschäfte zugleich, eingelassen, genöthigt ihre Zahlungen einzustellen. Solche Vorfälle erzeugen theils Furchtsamkeit im Einkauf, theils Hoffnung auf noch tiefer fallende Waaren-Preise, weswegen jedermann nur den nothwendigsten Bedarf der nächsten Zeit kauft und mithin die Nachfrage aufhört. Dies hat sich denn allerdings auch auf die Produkte unserer Gegend erstreckt. Was aber den Preis des Getreides anbetrifft, so haben doch wohl andre Umstände auf sein Fallen unter das gerechte Verhältniß zur heurigen Ernte in unseren Gegenden stärker eingewirkt. Dazu gehört die zu starke Speculation, welche nach der Ernte von 1817 mit fremdem, Russischen und Polnischen Korn durch die Theurung in dem Ernte-Jahre 1816 veranlaßt und gemacht ist. In den sämmtlichen Häfen der Ost- und Nord-See sind große Vorräthe aufgehäuft; so daß daselbst kein Absatz statt findet und die Abfuhr sich nunmehr zu uns herwendet. Von den südlichern Gegenden, auf und jenseits des Gebirges, wohin sonst viel Getreide ging, strömt dieses uns ebenfalls zu, da man daselbst eine ungemein reiche Ernte gehabt und im Gefolge des erlittenen Mangels möglichst viel Getreide gebauet hat.

Dazu kommt nun, daß der Stand der Wintersaat so erstaunlich viel verspricht, daß niemand auf den Gedanken, sich mit Vorräthen zu versorgen, kommen kann, und jeder sein tägliches Brod immer bekommen zu können versichert ist. Ohne diese Umstände müßte das Getreide im nördlichen Deutschlande allerdings bedeutend höher stehen, denn die Ernte ist hier im allgemeinen Durchschnitt wirklich unter die schlechten zu zählen und wahrscheinlich ist es, daß der Preis des Getreides in diesem Ernte-Jahre seine Productions-Kosten im Ganzen nicht ersetzt. Aber die Natur setzt, wie schon Unger gezeigt hat, hier alles wieder ins Gleichgewicht. Vom Ernte-Jahre 1816 an, zog der Nordöstliche Landbauer bedeutenden Vortheil von dem Mangel der in südwestliche Gegenden durch großen Mißwachs entstanden war; denn die Preise gingen durch letzteren weit über das gerechte Verhältniß zur Ernte in unsern Gegenden hinaus; in diesem Jahre ist es nun umgekehrt. Je freier der Verkehr mit Getreide und je leichter die Kommunikationen durch Kunststraßen und Kanäle werden, desto weniger kann der Landwirth darauf rechnen, daß der Preis seines Marktes im Verhältniß mit der Ernte der nächst umliegenden Gegend stehen werde. Auf dem Berliner Markte hat die Kunststraße von Wittenberg her in die-

sem Winter sehr viel beigetragen, den Preis herunter zu bringen; denn es ist erstaunlich viel Getreide aus Sachsen, wo es sich wieder von Böhmen hindrängt, auf der Achse hergebracht worden. Wenn jede Gegend dann ihren Ueberfluß oder Mangel mit der andern theilt und gute und schlechte Ernten selten allgemein sind, so wird dadurch eine immer größere Gleichheit des Preises von einem Jahre zum andern entstehen, was für das Allgemeine auch das vortheilhafteste ist. Denn so wie es dem Manufakturisten in der Folge immer nachtheilig wird, wenn der Wohlstand des Landmanns durch zu niedrige Preise leidet; so bringt es auch dem letzteren wieder Verlust, wenn jener durch zu hohe Preise gedrückt und sich in seiner Consumption einzuschränken gewöhnt wird. England und Holland, die schon lange mit uns zu Wasser in naher Verbindung standen, bedürfen in diesem Jahre wenig von unserem Getreide. Jenes hat durch den trocknen Sommer in seinem Hauptgetreide, dem Weitzen, eine vorzügliche Ernte gehabt und die Einfuhr desselben, nicht anderen Getreides, ist nun zum zweiten Mal verboten. Holland hat keine vorzügliche Ernte, aber in Amsterdam allein liegt ein Vorrath von 40,000 Last alten Getreides, den die Theurung von 1816 und 1817

dahin zog. In Frankreich ist die Ernte ungemein ergiebig gewesen.

Nach den Angaben, die wir von den Getreidepreisen erhalten haben, stehen sie in den westlichen Gegenden, schon im Weserthale, am höchsten; im Elbthale und Schlesien am niedrigsten. Bisher haben sie, mit Ausnahme des Weitzens, in den kleineren Städten nordwärts höher gestanden wie in Berlin, weil jene keine entfernte Zufuhr hatten und der Markt sich also mehr nach der inländischen Production richtete. Jetzt gleicht es sich immer mehr aus. Im Herbst stand Gerste im höchsten Preisverhältnisse; sie ist gefallen, wird sich aber wahrscheinlich samt dem Hafer bald wieder höher stellen; theils weil der Vorrath den hiesigen Bedarf nicht zu übersteigen scheint, theils weil sie Ausfuhr nach England behalten werden.

Der verflossene Winter gehört unter die merkwürdigsten, die wir in unserm Klima bei Menschengedenken und selbst nach ältern meteorologischen Beobachtungen gehabt haben. Nie ist wohl die mittlere Temperatur von den Monaten December bis März so hoch gewesen, wie in diesem. Wenn wir gleich mehrere Beispiele haben, wo die Kälte nach dem Winter-Solstitium sehr gelinde war, so trat doch immer eine Frostperiode später ein, die man also auch in diesem Jahre

erwarten mußte, in unsern Gegenden aber ausblieb. Der Frost fing ohne vorhergegangenen Herbstregen — also unter um so größerer Besorglichkeit für Wassermangel, der denn auch an vielen Orten höchst beschwerlich eintrat — am 12ten December (in Westphalen schon den 11ten) ziemlich heftig an. Jedoch war in Berlin der höchste Grad nur — 6 Reaumur, in Möglin — 7, bei Münster aber — 9 am 26sten und 27sten December. Vom 30sten December bis 4ten Januar (in Westphalen bis zum 3ten) hatten wir Thauwetter, dann wieder gelinden Frost bis zum 9ten, wonach nur unbedeutende schwache Fröste, bei welchen das Thermometer täglich zwischen + und — abwechselte, noch eintraten. Am 15ten Januar war die mittlere Temperatur von drei Beobachtungen schon + 3,5.

Der Barometerstand war zu Möglin in der ersten Hälfte des Januars immer über 28 Zoll bis 28″ 5,25‴, nach der Mitte aber unter 28″, außer am 19ten, wo er sich kurze Zeit auf 28″ 1,75‴ hob und seitdem ist er nicht wieder darüber gekommen.

Nur in der letzten Februar-Woche hatten wir noch einige Nachtfröste, die aber nicht bis zum Mittag anhielten; seitdem blieb die Temperatur immer +.

Noch auffallender ist das außerordentliche

Verhältniß der Temperatur zwischen den höher nördlichen und südlichern Gegenden nach allen Nachrichten im December und Januar gewesen. Aus Schweden unter dem 59sten Grade der Breite hatte man, Zeitungsnachrichten vom 5ten Januar zufolge, kein Eis und Schnee; Maaßlieben blüheten, Stachelbeeren grünten und der Flieder trieb Knospen. Eben so gelinde war es in Petersburg. Dagegen schrieb man aus Odessa unter dem 46sten Grade, also 13 Grad südlicher, vom 8ten Januar, daß die Kälte schrecklich in diesem milden Klima sey bis zu — 20 Grad, daß das Meer weit vom Ufer so zugefroren sey, daß man mit Schlitten darauf fahre. Aus Mailand im Januar hierher reisende Kaufleute, welche zu erfrieren besorgten, weil dort schon die Kälte so außerordentlich strenge gewesen, waren erstaunt, einem immer milderen Klima entgegen zu reisen. Daher hatten wir denn auch hier Frost mit Süd- und Thau mit Nordwinde.

In Schlesien rechts der Oder, nach Beobachtungen von Trebnitz, ist die Frostperiode noch gelinder und kürzer gewesen.

Die frühe Saat, welche schon so stark bestaudet und üppig in den Winter kam, hat daher zu vegetiren kaum aufgehört oder doch sehr früh wieder angefangen. Die spätere, welche im Herbst sehr zurückblieb, zum Theil vor der im

December eintretenden Frostperiode gar nicht hervorkam, steht schon nicht minder schön belegt da. Manche Landwirthe äußern nun die Besorgniß, daß dennoch diese Saat wegen Mangel des Frostes und dadurch nicht bewirkten Winterschlafs, kein rechtes Gedeihen haben werde. Allein daß dieser der Saat nicht nöthig sey, beweisen ja die fruchtbaren südlichen Länder, wo dasselbe Getreide gebauet wird uud wo es herstammt. Nur darauf kann einige Besorgniß gegründet seyn, daß, wenn die Witterung einmal einen ungewöhnlichen Gang angenommen hat, sie ihn auch zu behalten pflegt und daß, wenn der Winter nicht gewesen ist, wie er in der Regel seyn soll, auch der Sommer seine Tücken zu haben pflege. Die schreckhafte Erinnerung an den vorigjährigen Frost zu Ende Mai, der die hoffnungsvollsten Fluren in unserer Gegend zerstörte, drängt sich auf. Wie nachtheilig könnte ein solcher in diesem Jahre werden, wo der Roggen wohrscheinlich noch früher und allgemeiner in Blüthe stehen wird und gegen den Frost nicht abgehärtet ist! Aber die Möglichkeit aller Gefahren darf sich der Landbaner nicht denken.

Im Herbste hatte man sehr große Besorgniß für die Mäuse, die sich, so weit unsre Nachrichten gehen, ungeheuer verbreitet, auch manche Felder kahl gefressen hatten. Die Saat ist aber

wieder durchgewachsen und die Mäuse haben sich größtentheils verloren. Der Klee hat am meisten davon gelitten.

Wie nach einem sehr trocknen Herbste der Frost im December die Erde verschloß, war, wie schon erwähnt, die Besorgniß für zu starkes Austrocknen des Bodens und das Versiegen aller Quellen und Brunnen sehr groß. Der nachmalige starke Regenfall und das Einsaugen des offenen Bodens hat dies große Uebel früher abgewendet, als es ein hoher und fortliegender Schnee würde gethan haben. Und wiederum hat der ausgedörrete Boden den starken Regenfall in den drei letzten Monaten unschädlich gemacht, der manchen Feldern verderblich hätte werden können, wären sie schon vom Herbst her mit Feuchtigkeit gesättigt gewesen. Jedoch hat der Wassermangel schon an manchen Orten wirklich große Noth erzeugt, da man das Wasrr meilenweit hat herholen müssen, es aber auch an Mehl fehlte, indem neben den Wassermühlen die Windmühlen, bei schwachem Winde, wenig förderten. Es ist dies gerade da am schlimmsten gewesen, wo Wasser sonst am wenigsten fehlt; in den westlichen Gegenden des Continents und in England, wo viele Fabriken, die mit Wassermühlen betrieben werden, haben still stehen müssen, was in einem Kaufmannsbriefe als die Ursach der temporären

Stockung des Wollhandels angegeben wird. In der Mark sind wir mit der Besorglichkeit abgekommen und ich habe hier von keiner Wassernoth und Mehlmangel gehört.

Bei Gelegenheit der Mühlen muß ich einen Gegenstand berühren, der von Bedeutung für den Landbau ist: seitdem der Mühlenzwang aufgehört hat, sind allenthalben neue Mühlen angelegt, wodurch das Müllergewerbe weniger vortheilhaft geworden ist, so daß auch manche Gutsherren die Besorglichkeit haben, daß ihre in Erbpacht ausgegebenen Mühlen diese nicht länger würden tragen können. Ich sehe darin aber großen Vortheil für das Ganze; denn es wird dahin führen, daß ein Theil der Müller durch bessere Einrichtung ihrer Mühlen besseres Mehl und mit geringerem Abzuge liefern, um sich die Kunden zu erhalten und daß es dann dem Landwirthe vortheilhaft werde, sein Getreide gleich in Mehl verarbeiten zu lassen, wodurch nicht nur sein Transport und die Aufbewahrung von reichen Ernten auf mehrere Jahre sehr erleichtert wird, sondern auch ein bedeutender Theil zur Aufhülfe der Viehzucht zurückbleibt. Besonders würde der Weitzenbau, auf dessen Absatz nach England zu hohen Preisen wir immer rechnen können, wenn wir ihn nur ein oder zwei Jahre aufbewahren, dadurch ungeheuer gewinnen, wenn

wir das Getreide in gutes Mehl verwandelt aufbewahren und ausfahren. Denn wie lange sich das Mehl, in Tonnen gehörig verpackt, halte, ist bekannt. Der Mühlen-Verdienst und Abfall bliebe nicht nur im Lande, sondern wir benutzten auch unser Stabholz mehr, über dessen geringen Absatz man klagt. Daß man im Auslande gutes Mehl noch lieber wie das Getreide nehmen werde, wenn man es braucht, hat keinen Zweifel. Bleibt der Anschein zur nächsten Ernte durch das ganze nördliche Europa, wie er ist, so werden nothwendig Vorräthe gemacht werden müssen.

Ich kehre nach dieser gelegentlichen Abschweifung zurück. Der Winter hat die Ackerarbeiten fast gar nicht unterbrochen. Jeder thätige Wirth ist wohl mit ihnen weiter voraus, als seit mehreren Jahren der Fall gewesen ist. Zur frühen Sommerung ist der meiste Acker nicht nur bis zur Saatfurche völlig vorbereitet, sondern auch jetzt, indem ich dieses schreibe, schon viele bestellt. Die Krume macht sich vortrefflich, selbst auf sehr thonigem Boden. Des März-Staubes, den man sonst solchem Bodem oft wünscht, hat es dies Jahr nicht bedurft, weil er doch zur Beackerung trocken genug war. Nur in diesen letzten Tagen des März ist der Regenfall bei warmer Luft so stark, daß er in manchen Gegenden

nachtheilig werden könnte, wenn er länger anhielte. Jetzt haben Felder und Auen auf warmen Boden einen grünen Teppich, wie oft nicht im Mai. (Nach den beim Schlusse dieses erhaltenen Nachrichten besorgt man doch von dem anhaltenden Regen Nachtheil für die Saat sowohl, als für die Bestellung, da der Acker ganz unzugänglich geworden.)

Der im Herbste so sehr besorgliche Futter-Mangel, ist durch die Gelindigkeit des Winters, wo das Vieh bis Mitte Decembers Nahrung auf den Weiden fand und nun schon wieder findet, die Schaafe eine geraume Zeit die stark bestaudete Saat behüten konnten, gehoben worden. Bei einem härteren Winter würde die Verlegenheit in vielen Wirthschaften gewiß sehr groß geworden seyn. Jetzt ist das Futter so gespart worden, daß man an manchen Orten das Heu zur Hälfte des Preises, den es im Herbste galt, kaufen kann; wozu die sich immer mehr verbreitende Kartoffel-Futterung auch beiträgt. Jetzt haben die Schaafe schon reichliche Weide auf Wiesen und Angern und selbst das Rindvieh findet hin und wieder seine frische Nahrung.

An den meisten Orten ist das Vieh aller Art sehr gesund geblieben. Unter dem Rindvieh bricht aber doch immer noch hie und da Lungenseuche

aus, ohne daß man einen besondern Grund ihrer Entstehung angeben kann.

Unter den Schaafen hat sich an verschiedenen Orten die hitzige, schnell tödtende Krankheit, welche die Schäfer das Feuer nennen, die ohne Zweifel in die Categorie der Anthrax-Krankheiten gehört, und mit dem Milzbrande des Rindviehes, der Bräune der Schweine, gleicher Natur — obwohl in den Symptomen verschieden — zu seyn scheint, im Winter geäußert; da sie sonst nur im späteren Sommer zu erscheinen pflegt. An einem Orte, wo sie unter die Hammel-Heerde kam, war offenbar die Futterung des vom Froste im Mai verdorbenen Roggen-Strohs schuld, nach Abänderung dieser Futterung und einem dem ganzen Haufen vor die Brust gelegten reitzenden Setaceum ward sie gleich unterdrückt.

Der Klauen-Krebs verbreitet sich allenthalben und immer stärker. Wir erhalten aber auch immer mehrere Danksagungs-Schreiben für die schnelle Hülfe, welche die in den Königl. Stamm-Schäfereien angewandte und von Herrn Lezius im vorigen Stück S. 245 beschriebene Methode geleistet hat. Freilich ist die Kur im Winter wegen der schwierigen Absonderung, dem durchaus nöthigen öftern Ausmisten, sehr mühsam; aber zur Rettung der Heerde nothwendig.

Auffallend ist der niedrige Preis des Fleisches, besonders in hiesiger Gegend. Seit einer langen Reihe von Jahren war es nicht so wohlfeil. Man schiebt es auf die starke mit Kartoffeln und Kartoffelschlempe betriebene Mastung. Aber woher kommt so viel Vieh zur Mastung? — Vielleicht daher, weil der Rindviehstand auf sehr vielen großen Gütern um der Schäferei willen vermindert wird und man es mager nicht los werden kann? Wäre das der Fall, so würde es sich in der Folge bald wieder heben. Aber auch die Consumption, besonders des Rindfleisches, soll sich in großen Städten, ihrer stärkeren Bevölkerung und des scheinbaren Wohlstandes und Wohllebens ungeachtet, vermindert haben. Und davon glaubt man die Ursach in der überhand genommenen Kuchenbäckerei zu finden! In Berlin mag es wirklich der Fall seyn.

Nur Schweine, fette und magere, halten sich in hohem Preise gegen anderes Schlachtvieh. Deshalb wird die Schweinezucht von vielen wieder so vermehrt, daß ihr Preis bald wieder fallen wird. Doch soll die Ferkenzucht an vielen Orten geringe ausgefallen seyn.

Gute Arbeits-Ochsen stehen in Werth. Pferde sind wohlfeiler geworden.

Auch Butter, die im Sommer theuer zu werden schien, steht in sehr mäßigem Preise.

Sehr gespannt ist jeder Schäfereibesitzer darauf, wie sich der Wollhandel dies Jahr stellen werde. In England hat er gestockt, eben so wie aller Handel durch oben erwähnte Conjuncturen. Eine größere Menge von Wolle jeder Art als gewöhnlich, ist wegen des vortheilhaften Absatzes, den sie im vorigen Jahre dort fand, eingeführt. Folgendes ist das Verzeichniß der Einfuhr vom Monat Januar blos in zwei Häfen; andere z. B. Bristol, Hull u. s. w. geben keine Listen aus.

192	Ballen	von	Hamburg	in London
84	"	"	Calais	
6	"	"	Havre	
50	"	"	Neapel	
13	"	"	New-York	
3	"	"	Boston	
32	"	"	Lissabon	
3	"	"	Bordeaux	
58	"	"	Livorno	
36	"	"	Genua	
141	"	"	Rouen	
223	"	"	Smyrna	
10	"	"	Amsterdam	
625	"	"	Spanien	in Liverpool
3	"	"	New-Orleans	
244	"	"	Bouenos-Ayres	
146	"	"	New-York	
1869				

1869 Ballen
30 Ballen von Marselle
150 = = St. Petersburg
419 = = Lissabon
715 = = Oporto
} in Liverpool

3183 Ballen.

Von der zu Ende des vorigen Jahres nach England gekommenen Wolle von Botany-Bay ist viel Lärm gemacht und solche als feine Wolle beschrieben worden. Ich habe aber durch die Gefälligkeit des Herrn v. Halle hieselbst eine Probe derselben erhalten, wonach sie noch auf der niedrigsten Stufe der Veredlung steht. Es ist höchstens $\frac{1}{10}$ Secunda und Tertia darunter, das übrige ist Quarta und Quinta; Wolle, die auf unserm Markt wohl nie höher als zu 14 Rthlr. bezahlt worden ist. Es wäre erstaunlich, wenn für diese Wolle in London 5 Schill. pro Pfd. bezahlt wäre, wie die ersten Nachrichten lauteten. Nach der mit dieser Probe erhaltenen Nachricht hat sie aber auch nur 3 S. 3 P. gegolten.

Electa- und Prima-Wolle ist noch um keinen Pence wohlfeiler als im vorigen Jahre verkauft und steht in den neuesten Preis-Couranten noch eben so notirt. Der Absatz der Wollfabrikate ist in England so groß, daß ihm die Fabriken nicht vorkommen können. Welchen Absatz die teutschen und niederländischen Wollwaaren

in den letzten Messen gehabt haben, ist allgemein bekannt. Wenn also auch die Woll-Production die zu Markte kommt, bedeutend größer wird, so nimmt der Bedarf in eben dem Maaße zu. Und so wie sich die Wolle verfeinert, vermehrt sich auch der Begehr nach feinerem Tuche, da niemand mehr grobes tragen will.

Wenn also, wie viele glauben und andere geflissentlich ausstreuen, der Preis besonders der hochfeinen Wolle gegen den vorjährigen herabfallen sollte, so geschiehet es nicht, weil die Production den Bedarf überschreitet, sondern nur auf den Fall, daß die Stockung im Handel und die Abneigung Kapital in Waaren anzulegen bis zum Wollmarkte fortdauern sollte, was nicht wahrscheinlich ist. Denn müßiges Kapital scheint wieder überflüssig vorhanden und das Geld ist wohlfeil zu haben. Geschieht es dennoch, so wird es nur vorübergehend seyn und der Preis der feinen Wolle wird in der Folge wieder steigen.

In allen Gegenden und selbst in denen, wo bisher ein großer Theil des Branntweins eingeführt wurde und wo man noch nicht aus Kartoffeln brennt, klagt man über mangelnden Absatz und zu niedrige Preise des Branntweins, ob-

wohl

wohl sie beinahe doppelt so hoch sind, wie in hiesigen Gegenden.

Möglin, den 3ten April 1819.

A. Thaer.

Fragen,
um deren Beantwortung wir unsre Herren Correspondenten um Johannis bitten.

1) Wie hat sich die Witterung hinsichtlich ihrer Einwirkung auf die Feldfrüchte seit Anfangs April verhalten? Welche Erwartungen geben die Saaten anjetzt, samt Wiesen und Futterkräutern?
2) Sind die Getreidepreise seit dem März noch mehr gefallen oder sind sie etwas gestiegen?
3) Welchen Einfluß hat die Gelindigkeit des Winters auf den Zustand des Viehes, hinsichtlich seiner Gesundheit und der Ergiebigkeit seiner Produkte gehabt?
4) Wie ist die Lammung und die Wollschur ausgefallen? Ist letztere der Erwartung gemäß besonders reichhaltig gewesen?
5) Wie hat sich der Wollhandel gemacht und wie haben sich die Preise auf den Märkten und bei anderweitigem Verkauf gestellt?

(Nachrichten über die Preise, welche einzelne Schäfereien erhalten haben, werden uns sehr willkommen seyn, wenn man sich auf die Angaben verlassen kann.) Ist noch viele Wolle unverkauft geblieben? Welches sind die Handlungs-Häuser, die am meisten Geschäfte damit gemacht haben?

6) Zu welchen Preisen ist Muttervieh aus| rein edlen, oder alt veredelten Merino-Schäfereien, jung oder alt, verkauft worden? (Es kann hier nur die Rede von Preisen über 2 Frd'or seyn.)

7) Hat der gefallene Kornpreis einen Einfluß auf den Arbeitslohn?

8) Welchen Einfluß erwartet man in den Preußischen Staaten von der Einführung eines gleichmäßigen Blasenzinses auf das Branntweinbrennerei-Gewerbe?

Wo möglich ersuchen wir, uns die gefälligen Nachrichten so früh zu schicken, daß wir sie vor dem 1sten Julius, wo der Quartalsbericht zur Druckerei muß, in Möglin benutzen können. Wir müssen diesmal wieder bedauern, daß wir von manchen schätzbaren Nachrichten, die jedoch mit den mitgetheilten übereinstimmen, in vorstehendem Quartalsberichte keinen Gebrauch machen können, weil sie zu spät einliefen.

Möglin, den 6ten April 1819.

Mehrere unserer Herren Correspondenten haben uns meteorologische Tagebücher zu übersenden die Güte gehabt. So interessant diese Beobachtungen durch ihre Vergleichung auf einer so bedeutenden Länge, wie unsre Correspondenz umfaßt, werden könnten, so müssen wir uns doch zu dem Ende erst über die zu brauchenden Instrumente, über die Zeit der Beobachtung und über den mittleren Barometerstand jeder Gegend vereinigen und unterrichten. Wir werden darüber Vorschläge machen, und uns mit den Herren, die geneigt sind darauf einzugehen, in besondere Correspondenz setzen. Bis dahin wünschen wir nur auffallende, auf die Vegetation besondern Einfluß habende, Witterungs-Ereignisse und Veränderungen, den Anfang und das Ende bedeutender Gewitter und Orcane zu erfahren.

Oekonomisch-Litterarischer Anzeiger

zu den

Möglinschen Annalen der Landwirthschaft.

No. 1.

Dieser Anzeiger wird von den Herren Landwirthen Anzeigen von verkäuflichen Gegenständen, Anfragen, Berichtigungen u. s. w., von den Buchhandlungen aber litterarische Anzeigen aufnehmen. Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile 1 gr. Preuß. Courant. Sämmtlich angezeigte Werke werde ich mit Vergnügen den Herren Abonnenten auf Verlangen schleunigst besorgen.

August Rücker.

An Hrn. Hofrath Dr. C. Ch. G. Sturm.

Der junge reisende Dilettant, den der Herr Hofrath Sturm in seinem Landwirth Bd. II. Heft 3. S. 121 und 141 so freundlich zurecht gewiesen hat, grüßt ihn aus fernen Landen her und läßt sich vielmals bedanken, insbesondre für die Belehrung, daß Schaafe, ohne Böcke, sich nicht mit einander begatten; ein Satz den er hier zum ersten Male so bestimmt ausgesprochen gefunden hat, und den er einmal pro gradu doctoris philosophiae zu vertheidigen denkt. Nach seinen einfältigen Beobachtungen hatte er

nur geglaubt, am Fließe der Zuzucht bemerken zu können, wenn Paarungen von heterogenen Müttern und Stöhren vorgegangen seyn und solcher Fließe sahe er in Tiefurth viele; auch stimmte das, was er daselbst über das Begattungsverfahren hörte, damit überein. Daß ihm der Herr Hofrath, wenn er sich die Freiheit genommen, ihn abwesend zu besuchen, ganz etwas anderes gesagt haben würde, als er dort gehört und gesehen hatte, davon ist er überzeugt. Daß aber ein halber Tag Aufenthalt bei dem Hrn. Hofrath ihm so viel Kenntniß von der Schäferei beigebracht haben würde, daß er den übrigen Theil seiner Reise mit Nutzen gemacht hätte, muß er doch fast bezweifeln, indem ihm das Begreifen dieses gelehrten Mannes sehr schwer fällt. So hat er z. B. Herrn Sturms Beschreibung der Wollarten und ihrer Qualitäten mit der Natur nie übereinstimmend finden können, ungeachtet er sich seit 8 Jahren besonders mit der Schäferei beschäftigt, den Arbeiten sehr erfahrner Woll-Sortirer lange beigewohnt und jede Gelegenheit, sich mit Fabrikanten und Wollhändlern darüber zu unterhalten, benutzt hat. Ja er ist bei sonst vortrefflichen Augen, also wohl innerlich, so stumpfsichtig, in den Proben des Wollkabinets, welches Hr. St. selbst versandt hat, die Qualitäten nicht entdecken zu können, die sie, der beigefügten Beschreibung nach, haben sollen. Auch hat es ihm sehr verdrossen, daß ihm die Natur, so oft er sie zu beobachten Gelegenheit fand, in den Gestaltungen gekreuzter Racen, weder beim Rindvieh noch bei Schaafen, die Regeln zu befolgen schien, die Herr Sturm ihr doch bestimmt vorgeschrieben hat. Er bedauert, daß er es versäumt habe, die gelehrten Schriften des Hrn. St. auf seiner jetzigen Reise mitzunehmen, sonst würde er ihm eine Menge von Stellen angeben, gegen welche er die Natur ganz wider-

spenstig gefunden hat. Bei diesem Mangel an Scharfblick hofft er denn auch Entschuldigung zu finden, daß er die Kultur in der Gegend um Jena nicht in den Thälern und Dorfgärten gesucht, sondern seine Ansicht davon nur so ins Weite auf den Bergrücken genommen hat; wo sie denn doch auch nach Hrn. Rödigers Beschreibung und Ausspruch S. 142. dieses Hefts erbärmlich, nicht nur auf den Bauergrundstücken, sondern auch auf den Rittergütern seyn soll. Er hat aber bisher geglaubt, daß, wo von der Cultur eines Landstrichs die Rede sey, es nur aufs Große, nicht aufs Kleine ankomme. Es thut ihm sehr leid, daß er nun wahrscheinlich in seinem Leben keine Zeit mehr haben wird, das Institut des Hrn. Sturm zu besuchen; wenn er sich sonst einige Jahre daselbst aufhalten könnte, zweifelt er nicht, daß ihm Herr Sturm eine Brille schleifen würde, womit er das Kleine groß, das Große klein, das Runde platt (z. B. bei gewissen Wollhaaren) u. s. w. sehen könnte.

Daß er hinsichtlich der Ursprungs der österreichischen Schaafe in Tiefurth, Thereſienfeld — wo Hr. Petri wohnt — statt Theerenfeld verstanden habe, mag wohl seyn, da ihm jener Name aus der Literatur der Schaafzucht bekannt war, dieser nicht.

Uebrigens empfiehlt er sich dem Hrn. Hofrath Sturm, den er zwar persönlich nicht, aber per Renommee in-sofern zu kennen die Ehre hat, daß er sich diesmal zu keiner weiteren Aufsuchung desselben veranlaßt sah, zu gefälligem Andenken und gelegentlich zu jeder ferneren beliebigen Verhandlung der Sache; obgleich er auch der Meinung ist, daß man Lappalien als Lappalien, Grobheit aber mit Grobheit behandeln müsse. (Mit wissenschaftlichen Discussionen wäre es etwas anderes.) Sein Name wird dem Hrn. Sturm aus dem 1sten Stück des 3ten Bandes der Mög-

linschen Annalen, worin die Fortsetzung seiner Reise steht, bekannt geworden seyn, wenn er es, wie doch wohl zu vermuthen, nicht früher war.

Zpanow in Volhynien.

Christian Reichart's Land- und Garten-Schatz in 5 Theilen. Neue Ausgabe oder 6te durchaus umgearbeitete Auflage. In Verbindung mehrerer Sachverständigen herausgegeben von Dr. H. L. W. Völker, Professor der Oekonomie, Technologie und Kameralwissenschaft zu Erfurt ꝛc. Mit vielen Kupfern und einer Karte. 8. Erfurt 1819 in der Keyserschen Buchhandlung.

Von diesem, im Fache der ländlichen Oekonomie, des Garten- und Obstbaues und der Blumengärtnerei, so hochgeachteten als praktisch bewährten Werke ist die erste Lieferung, bestehend in dem 1sten und 2ten Theile, mit denen dazu gehörigen Kupfern und einer Karte, erschienen, und an alle resp. Pränumeranten und Buchhandlungen in diesen Tagen versendet worden.

Das Publikum kann sich anjetzo durch den Augenschein davon überzeugen, in wie weit die Ausführung der vorhergegangenen Ankündigung dieser neuen Ausgabe entspricht. Den Sachverständigen wird es gewiß nicht unbemerkt bleiben, daß durch die vorliegende Bearbeitung noch weit mehr geleistet wurde, als wozu man sich nach den frühern Anzeigen verbindlich gemacht hatte. Alle diejenigen, welche den Feld-, Garten-, Obst-, Wein- und Wiesenbau so wie die Blumisterei entweder als Berufsgeschäft oder

aus Liebhaberei betreiben, erhalten durch dieses Werk eine vollständige, nach rationellen Grundsätzen systematisch bearbeitete „Encyklopädie des Land- und Gartenbaues" wie sie dem Praktiker nützen kann, denn sie ist aus praktischer Erfahrung hervorgegangen und macht sich mit ungeprüften Theorien und trügerischen Hypothesen nichts zu schaffen.

Die fernern Theile werden rasch auf einander folgen, so, daß der 3te Theil zu Ende Februars und der 4te und 5te Theil in, oder kurz nach der Ostermesse d. J. zu erwarten steht.

Bis zur Vollendung und Ablieferung des letzten Bandes soll der äußerst geringe Pränumerationspreis

für die Ausgabe auf Druckpapier 3 thl. oder 5 fl. 24 kr. rhein.

für die Ausgabe auf Schreibpapier 4 thl. oder 7 fl. 12 kr. rhein.

auf das ganze Werk beibehalten werden, um welchen Preis es durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist. Es ist die Absicht des Verlegers, diesem nützlichen Werke durch einen äußerst wolfeilen Preis allgemeine Aufnahme, selbst unter den unbemittelten Volksklassen, Landleuten, Oekonomen ꝛc. ꝛc. zu verschaffen.

Privatpersonen, welche sich unmittelbar an die Verlagshandlung nach Erfurt wenden, erhalten auf sechs Exemplare das siebente frei, wenn sie zugleich den Betrag in Wechsel oder baar einsenden. Bei auswärtigen Buchhandlungen kann man aber weder Ansprüche auf Freiexemplare noch auf Rabatt machen.

Die sich ferner meldenden Pränumeranten sollen im fünften Bande namentlich verzeichnet werden.

Im Laufe dieses Jahres (1819) erscheint in unserm Verlage:

Allgemeines Handbuch für Land- und Hauswirthschaft in alphabetischer Ordnung von G. H. Schnee, Herausgeber der landwirthschaftlichen Zeitung. gr. 4.

Eine ausführliche Anzeige und Proben der Art und Weise der Bearbeitung dieses Werks ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben, welche auch Bestellungen darauf annehmen. Der Pränumerationspreis auf das Ganze ist ohne allen Nachschuß 5 rthl. — Der nachherige Ladenpreis wird $\frac{1}{3}$ oder nach Maaßgabe der stärkern Bogenzahl $\frac{1}{4}$ höher seyn. Sie dauert bis Ostern, wo die erste Abtheilung den Herren Pränumeranten abgeliefert werden soll.

Hemmerde und Schwetschke.

Auf obige beide Werke nimmt der Unterzeichnete zu den Pränumerationspreisen Bestellung an, und hat von folgender interessanten Schrift:

Freimüthige Betrachtungen über Steuerwesen und Steuer-Rectification, Staatsschulden und deren Tilgung, Creditanstalten und andere Gegenstände der Staatshaushaltung, den Volks-Vertretern der deutschen Stämme, bei ihren Versammlungen auf den Landtagen vorgelegt. Von einem Fränkschen Landwirth. 8. 1819.

eine Anzahl Exemplare zu 8 gr. in Commission erhalten.

Anzeige

für Land- und niedere Stadtschulen wie für alle Sprachunkundige.

Bei mir ist so eben erschienen:

Kleiner deutscher Sprachkatechismus für Stadt und Land von Theodor Heinsius Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Berlin 1819. Ladenpreis eines gebundenen Exemplars 6 Gr.

Der bekannte Verfasser dieses so günstig aufgenommenen, nun in einer dritten Ausgabe erschienenen, Sprachkatechismus hat seinen Zweck — für die Beförderung einer richtigen Sprachkenntniß in allen Ständen des Volks zu wirken — durch vielfache Bestrebungen dargelegt. Wer die Nothwendigkeit und den Nutzen einer allgemeinen Sprachkenntniß einsieht, weiß auch, daß in der Erlernung derselben das trefflichste Mittel zur Verstandesbildung dargeboten ist. Beides bezweckte der Verfasser durch diesen Sprachkatechismus für die Jugend der niedern Stände und für die vernachlässigten Lehrer derselben. So wie Luther einst seinen Religionskatechismus für die einfältigen Pfarrherren, Lehrer und Kinder schrieb, so soll auch dieser Sprachkatechismus für alle diejenigen bestimmt seyn, die einer durchaus faßlichen und einfachen Anweisung in der Sprache bedürfen. Daher die Form in Frage und Antwort und die eben so lebendige als einfache Entwickelung der sprachlehrigen Begriffe, um Aufmerksamkeit und Nachdenken zu wecken, und dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen. Für diejenigen, welche mit der Einrichtung des Buchs noch gar nicht bekannt sind, werde hier nur bemerkt, daß es in drei Abtheilungen zerfällt. Die erste hat die Ueberschrift: der Fibelschüler, ist also für die erste Entwickelung des Sprachgefühls geschrieben, und dem Verfasser besonders

gelungen, da er hier vorzüglich auf ein richtiges Gehör hinarbeitet. Die zweite Abtheilung ist für den Katechismusschüler, und tritt dem eigenen Nachdenken schon näher; die dritte Abtheilung für den Bibelschüler. Jede Abtheilung zerfällt wieder in einzelne Uebungen, jede Uebung in einzelne Sätze und Ruhepunkte. Ueberall ist durch Rückblicke und Wiederholungen für das Behalten des Gehörten gesorgt, so wie der Begriff jeder Wörterklasse in einem kleinen gereimten Vers faßlich dargelegt ist. Ich halte es für etwas Verdienstliches, jeden Volkslehrer und alle Eltern, welche den ersten Unterricht ihrer Kinder selbst übernehmen, auf dieses höchst nützliche Büchlein aufmerksam zu machen, wie es sich denn bisher schon in vielen Volksschulen und Familien als ungemein brauchbar bewährt hat. Aber auch diejenigen unter den Erwachsenen, die, in ihrer Jugend versäumt, nun in ihren bürgerlichen und Amtsverhältnissen das Bedürfniß einer richtigen Sprachkenntniß fühlen, und sich ohne Lehrer darin forthelfen wollen, werden hier einen treuen und verlaßbaren Führer finden.

Der Gemeinnützigkeit wegen ist der Preis möglichst gering gesetzt worden und ich beehre mich, die Herren Geistlichen und Schullehrer hiermit ganz ergebenst zu bitten, zur Bekanntmachung und Einführung dieses so nützlichen Schulbuches gütigst beizutragen.

Von folgender höchst interessanten Schrift:
Ermunterung zum Kampfe wider den nachtheiligen Einfluß unseres Zeitgeistes. Predigt gehalten in der Domkirche zu Berlin am Krönungs- und Ordensfeste am 24sten Januar 1819 von dem Bischof Dr. Eylert.
ist bereits die zweite Auflage erschienen und für 6 Gr. durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

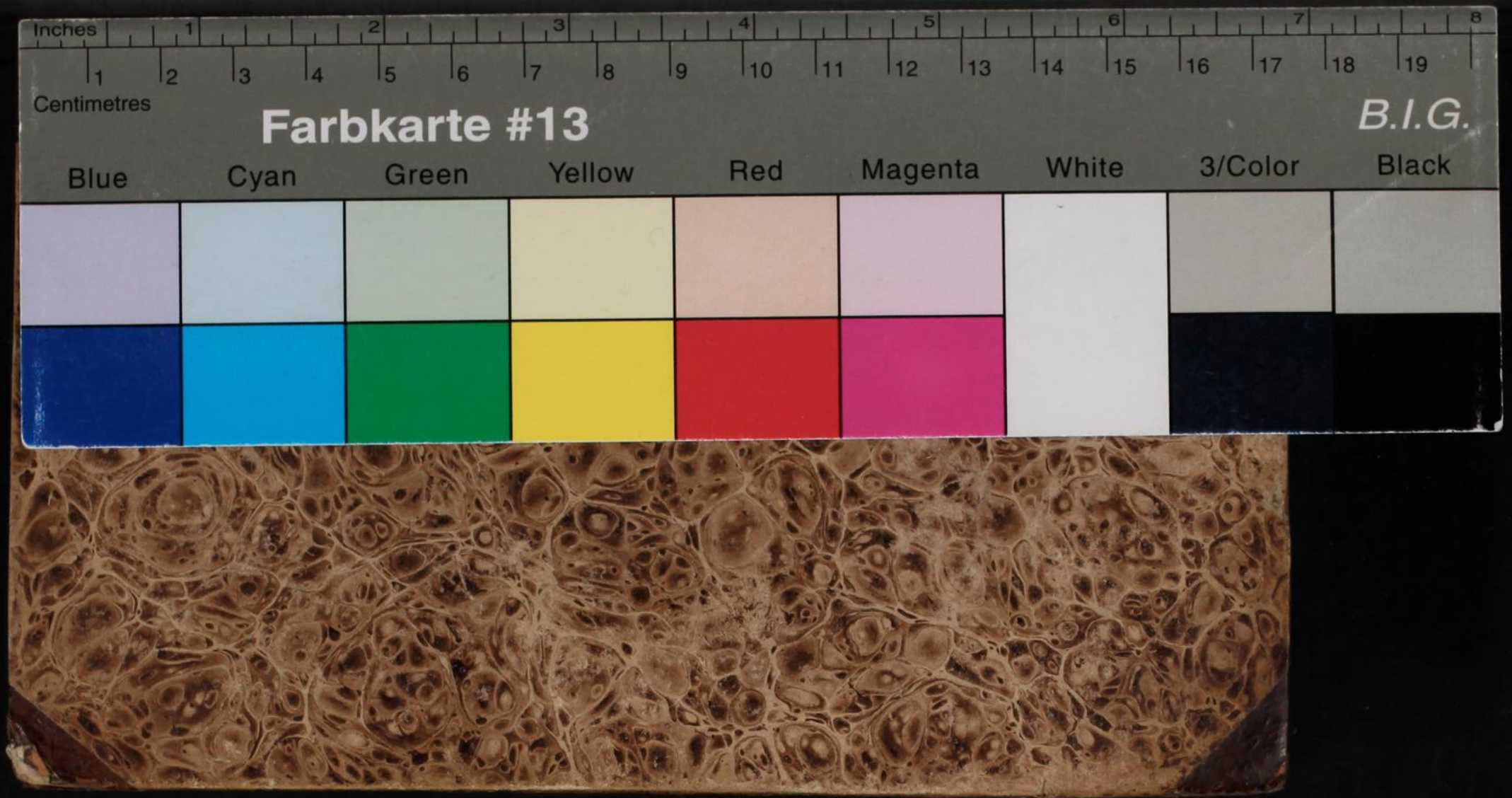
August Rücker.

Möglinsche

Annalen der

Landwirthschaft

3 Band.


Inches
Centimetres
Farbkarte #13
B.I.G.
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black